Laub und Nadeln.

Von

Joh. Gabriel Seidl.

Erſter Band.

Zweite vermehrte Auflage.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bei A. Pichler's ſel. Witwe.
Für Ausland in Commiſſion bei Braumüller & Seidel.
1845.

K. Univ. Bibl.
Berlin

Seiner Exzellenz,

dem

Herrn Grafen

Moriz von Dietrichſtein,

Ritter des goldenen Vließes, Großkreuz mehrerer hoher Orden, k. k. geheimen Rath und Kämmerer, Oberſthofmeiſter J. M. der Kaiſerin Maria Anna, Präfekt der Hofbibliothek, Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften,

aus

dankbarer Verehrung

gewidmet

vom

Verfaſſer.

Mit offner Seel' empfing ich immer,
Was Hain mir oder Alpe gab;
Und brach von Buchen und von Tannen
Mir manches friſche Reislein ab:
Von grünen Buchen auf den Hügeln,
Wo noch das Leben heiter brauſt,
Von ſchwarzen Tannen auf der Alpe
Wo ſchon das düſtre Schweigen hauſt.

Und ſieh! nun fügen Laub und Nadeln,
Wie ich ſie draußen ſammelnd fand,
Daheim beinahe wie von ſelber
Zum Kränzlein ſich in meiner Hand;

Das Kränzlein aber möcht' ich hängen,
An **Deines** Hauſes gaſtlich Thor,
Erblick' ich gleich an ſeiner Schwelle
Zunächſt der *ernſtern* Muſe Chor.

Du aber ſchenkſt der *heitern* Muſe,
So wie der *ernſten* **Deine** Gunſt,
Und liebſt, ſo wie die Kunſt, das Wiſſen,
Und wie das *Wiſſen* auch die *Kunſt*;
Drum leg' ich kühn mein Kränzlein nieder,
Wohin des Herzens Wunſch mich zieht:
Vielleicht daſs, im Vorübergehen,
Dein Aug' es doch nicht überſieht!

(Wien, am 22. des Herbſtmond's 1841.)

Das goldene Ringlein.

Die Herbstsonne warf ihre scheidenden Strahlen eben auf die waldigen Abhänge des Kamm in Obersteier, der seinen goldumschimmerten Gipfel stolz in dem ruhig spiegelnden Schwarzensee beäugelte. Tiefe Stille lag über das ganze kühle Pützenthal mit allen seinen Verzweigungen und Nebenkesseln ausgebreitet. Von den Inneralpen herüber erscholl kein Herdengeglock mehr, denn die Alpe war bereits „aufgelassen.“ Nur der Neualpenbach rauschte von den nördlichen Verbergen herab mit dumpfem Gebrause in den See und belebte die unendliche Einsamkeit. Das Gold auf den Höhen erblaßte mehr und mehr; ein violetter Duft umsäumte den Rand der Gebirge, und die durchsichtige Krystallhelle des Horizontes ging allmählig in ein dämmeriges Tiefblau über. Die Luft wurde kühler; einzelne Windstöße pfiffen aus den Felsklüften am Ufer her, und schwere, weißlichgraue Wolken wälzten sich über den Lercheckspitz im Süden, und rangen und wogten um sein Horn, und senkten sich in seine Einsattelungen nieder, als ob sie dort ihr Nachtlager halten wollten. Der See fing zu murren und seine Wogen zu kräuseln an, und im Thale dunkelte es früher, als gewöhnlich.

Bangen Herzens trat Rosel aus der Fischerhütte, die knapp am westlichen Ufer des See's stand, und spähete rechts und links und betrachtete mit ängstlichen Blicken die aufsteigenden Wolken. Wie eine schwere Ahnung drückte es die Brust des Mädchens, und sie athmete tief auf, wie wir in bösen Träumen thun, oder wenn der Alp uns drückt. Langsam schlich sie am Ufer auf und nieder, und heftete ihr Auge erwartungsvoll auf den schmalen Fußpfad, der am gegenüberliegenden Abhange dem waldigen Kamm zuführt. Aber die Gestalt, welche sie dort zu sehen erwartete, wurde noch immer und immer nicht sichtbar, und sie tröstete sich zuletzt damit, daß es wohl schon etwas zu dunkel sei, um einen einzelnen Menschen zu erkennen, der jenen Bergpfad herabwandelt. Sie mochte ihren Lenz, den wackeren Älpler, wohl übersehen haben, so getreu und scharf auch sonst die Augen der Liebe für den Gegenstand sind, den sie erspähen wollen. Gewiß löst er, dachte sie sich, hinter dem Gestrippe schon einen Kahn los, um ihr entgegenzuschiffen und ihren freudigen Willkommsgruß mit feurigen Küssen zu erwiedern. Sich in ihr Schicksal ergebend, setzte sie sich daher auf einen modrigen Baumstrunk am Ufer nieder, und sah sehnsüchtig in die Gegend hinaus, deren Umrisse in der sinkenden Dämmerung immer undeutlicher zu werden begannen.

„Ey nun denn," sprach sie zu sich selbst, „wenn ihn deine Augen auch nicht erreichen, vielleicht ist deine Stimme glücklicher! Er muß ja in der Nähe seyn! Wo sollt' er denn nur weilen? Seit wir uns

kennen, verging kein Abend, wo er nicht vor der Hütte noch mir entgegengejauchzt, oder, wenn es schon finster war, nicht an mein Fensterlein geklopft hätte. Wenn er vermuthete, daß ihn etwas abhalten könnte, so hat er mir's immer vorher gesagt, damit ich um seinetwillen nicht in Angst wäre! Vielleicht will er mich überraschen?! — Warte, warte, du Böser! — Wenn du meine Stimme hörst, so sollst du dein muthwilliges Zögern wohl aufgeben! Ich will dich locken, du loser Vogel, du!«

Und nun preßte sie das jugendfrische Gesichtchen mit dem lieblichen Grübchenkinne zwischen dem Zeigefinger und Daumen der rechten Hand, ihr linker Arm, quer über den Schooß gelegt, diente jener Stütze lässig zur Unterlage, und laut und schwellend begann sie in die Abendlandschaft hinaus zu singen:

„Mein Herzerl is trai,
Is kan Falschheit dabei;
Wann's a nid is von Gold,
Is's do just, wie's seyn sollt'!

I geh' wohl zum Brünnerl,
I trink' aba nid,
Und i wart' auf mein Büab'l,
Aba kima thut's nid.

Schau' auffi, schau' abi,
Schau' hin und schau her;
Such' üb'rall mein Büab'l,
Schau's gleichwölft nid her.

I Fiſcherl in Waſſa,
Und's Waſſer in Fiſch,
Und mein Lenz iſ ma liaba,
Wia's Geld auf'n Tiſch.

Mein Schatz is a Jaga,
I luſtig's Mand'l,
Er tragt an ſchean Gamsbart,
Und a Sammatband'l.

Und er is ſchon mein Schatz,
Und er kann's gar nid laug'n;
I kenn eam's in Herzen an,
Und in die Aug'n!

Was glaubſt denn, was moanſt denn?
Wo bleibſt denn, wo loahnſt denn?
'M Büabl ſein g'rechta Platz,
Is bei ſein Schatz!"

Leiſe verhallte der brechende Ton ihrer Stimme. Der Widerhall gab neckend aus den Klüften und Gräben das Schlußwort ihres Liedchens wohl ſechsfach zurück; aber die Kehle, die es allein in der rechten Weiſe erwiedern konnte, ließ ſich noch immer nicht hören.

„Noch einmal will ich es verſuchen," flüſterte ſie kleinlaut vor ſich hin, „wenn er mich jetzt auch nicht hört, ſo hört er mich heute wohl nicht mehr. Dann muß ich ihn dem Schutze Gottes anheimſtellen, und ruhig abwarten, was der Morgen bringen wird!"

Mit ungeſtümerem Pochen ſtand ſie auf, und ſtieg den Felſenvorſprung hinan, welcher etwa hun-

dert Schritte weit von der Hütte tiefer in den See hineinragt. Dort steht man ziemlich frei, und die Stimme kann ungehemmt über die Wasserfläche hintönen. Oft vernahm Lenz von dieser Stelle aus den Ruf seiner geliebten Sennin, oft winkte sie ihm von dort aus mit dem flatternden Busentuche zu, wenn er den Bergsteig gegenüber herabklomm, oder schwenkte ihm den schön bebänderten Hut entgegen, wenn er auf leichtem Kahne fröhlich heranruderte. Mit aller Kraft der Stimme sang sie nun dort ihre ländliche Alpenweise, daß es rings widerhallte, und nach jedem Absatze lauschte sie mit gespanntem Ohre, ob nicht ein lieberes Echo; als das der fühllosen Felsen, den Ruf der Liebe beantwortete. Endlich kam es ihr vor, als ob eine bekannte Stimme fernher die Melodie ihres Jodlers wiederholte. Sie wirbelte ihn nochmals und lauter über den See hin, und horchte voll banger Erwartung. Zuerst stimmten die Felsen den Chor an; kaum war aber dieser verklungen, als leiser und gedehnter eine menschliche Kehle den ganzen Jodler wiederholte. — „Er ist es," rief sie freudig aus, „er hat mich nicht vergessen! Ich werde ihn heute noch sehen! Die bösen Drachen haben ihm nichts zu Leide gethan, und die neckenden Bergmänner seine Schritte nicht verlockt in den Abgrund!"

Mit gestärktem Muthe lief sie nun ihrer Hütte zu, sah bei dem Geltvieh nach, bei den zehn reinlichen Kühen, die sie zählte, und bei den meckernden Ziegen, und richtete, was noch zu schaffen war, um

das letzte Stündchen des Tages mit ihrem Herzliebsten recht nach Behagen verplaudern zu können.

Indessen war die Nacht hereingebrochen. Neuerdings stiegen trübe Ahnungen und bängliche Besorgnisse in Rosel's Herzen auf. Fast besorgt, etwas Trauriges sehen zu müssen, wenn sie vor die Hütte trete, zögerte sie lange, die Thüre zu öffnen. Ein geängstigtes Herz ist abergläubisch, und knüpft seine Hoffnungen an das Kleinlichste. So that es auch Rosel. — „Wenn der Span (der hellflackernd neben dem Herde stak) noch dreimal lustig knistert, ehe das Gewicht der Wanduhr abschnarrt, so sehe ich ihn heute noch," sagte Rosel zu sich selbst, und blickte starr auf den Zeiger der Wanduhr, der immer näher gegen den gefürchteten Punkt rückte, wo das Gewicht abschnarren sollte. Der Span aber brannte ruhig fort, wie eine Kerze, als thäte er ihr es zum Trotze. Jetzt schlug die Uhr Neun, rasselnd erscholl das Losungszeichen, und der Span hatte nicht ein einziges Mal noch geknistert. Der Angstschweiß trat auf die Stirne der Sennin. Nur wer die Qual des bangen Erwartens kennt, mag ihre Unruhe ermessen. Wohl zehnmal trat sie an die Thüre, um hinauszurufen in die Nacht; wohl zehnmal zog sie den Fuß wieder zurück und beschwichtigte ihr klopfendes Herz, so gut es ging, mit dem kargen Troste: „Was nützt es dir? Soll er kommen, so wird dich sein Eintreten um so freudiger überraschen! Soll er nicht kommen, so wird ihn auch dein ängstliches Spähen nicht herbeizaubern!"

In dieser Stimmung harrte sie noch manche

Viertelstunde lang, ohne etwas erharren zu können. In wildem Reigen jagten die Wolken am Himmel hin, vom dunstigen Südsturme fortgewälzt. Nur selten blickte der Mond durch einen Riß des schwarzgefalteten Schleiers hervor, der über das Thal ausgebreitet lag. Der See warf hohe Wellen, und schlug mit ungestümerem Brausen, als seit langer Zeit, an die Ufer. Das Putzenthaler Bächlein, das sich bei ruhigem Wetter lautlos in den See verliert, machte sich durch sein Rauschen bemerkbar, und ließ vermuthen, daß im nordöstlichen Bergwinkel ein Regenguß niedergegangen sey. Pfeifend strich der Wind quer über das Wasser hin, oft augenblicklich seine Richtung verändernd.

„Lieber Gott!“ seufzte Rosel, welche das unheimliche Knistern und Klirren der Balken und Fenster aus der Hütte getrieben hatte, „wenn dieses Unwetter meinen Lenz auf dem See überrascht hätte! Vielleicht sah er, als kundiger Waidmann, den dröhnenden Sturm voraus, und zögerte deßhalb, zu mir herüberzurudern! Und ich Unvorsichtige verlockte ihn durch meinen Ruf, sich aus Liebe zu mir der Gefahr preiszugeben! — Wenn ihm etwas Übles begegnet, so bin nur ich Schuld! — O verhüt' es, lieber Gott! Ich will ihn ja gerne, zur Strafe für meine Unbesonnenheit, nicht eher wiedersehen, als bis im Frühjahre die Alm wieder grün wird! — Gern will ich dir an der alten Föhre in der Inneralm ein schönes Bild mit Rauschgold und Bändern aufhängen, wenn du mir nur dießmal ein tröstliches Zeichen gibst, daß er glücklich dem

Tode im Waſſer oder den Ringen der großen Waſſerſchlange entrinnen werde!«

Bethend ſank ſie am Ufer auf die Knie, und blickte mit thränennaſſen Augen zum Himmel empor, von welchem eben durch einen Wolkenſpalt der Mond ihr in's Geſicht leuchtete, als ein heftiger Windſtoß die Wellen des Sees brauſend gegen die Stelle warf, wo ſie kniete, daß ihr der Giſcht faſt die Kleider benetzte. Erſchrocken ſprang ſie zurück; aber ihr Entſetzen erreichte die höchſte Stufe, als ſie von dem Ungeſtüme der Fluth einen leeren Nachen mit abgeriſſenem Seile knapp an das Ufer getrieben ſah. Sie bog ſich faſt unwillkührlich über das Weidengebüſch hin, an welchem das ſchwanke Fahrzeug eben vorüberſtreifte. Ein Strahl des Mondes, der eben auf das Schifflein fiel, ließ ſie einen Hut gewahren, der im Vordertheile desſelben lag; das grüne Band und der Gemsbart beſtätigten ihre Ahnung, daß es der Hut ihres Lenz ſei. Mit verzweifelter Anſtrengung ſtreckte ſie, mit der linken Hand ſich am Weidenſtamme feſtklammernd, die Rechte nach dem Seile aus, um den Kahn an's Ufer zu ziehen; aber eine neue Welle, welche ihn kräftig wegſtieß, entriß ihr das ſchon Erfaßte wieder mit ſolcher Gewalt, daß ſie beinahe das Gleichgewicht verlor. Ermattet ſank ſie zurück, und ſah nur von weitem noch das Schifflein, wie zum Spotte, über die Wellen hintanzen. Troſtlos wankte ſie in die Hütte, und bemerkte dort erſt, daß ihre rechte Hand blutete. Das durch die Gewalt des Waſſers derſelben entwundene Seil hatte ſie wundgerieben und zugleich das goldene

Ringlein vom Finger gerissen, welches Lenz am Tage des ersten Kusses ihr zum Andenken gegeben hatte.

Der stürmischen Nacht folgte ein stiller, grauer Herbstmorgen. Ringend und wogend senkten sich die Nebel in's Thal hinab, und glitten langsam über den Spiegel des wieder beruhigten Sees dahin. Dann hoben sie sich wieder, und kletterten hier und dort einen Fels oder ein Horn hinan, zwängten sich, dichter geballt, durch die Bergeinschnitte und Wassergräben, und kehrten wieder, als ob Gnomen ihnen den Durchzug wehrten, in den großen Kessel des Seethales zurück, über welchen bereits, durch einen mattschimmernden Strahlenkreis bemerkbar, ziemlich hoch die Sonne stand. Unbemerkt war sie über dem Kamm aufgestiegen und bekämpfte schon seit Stunden das Heer emporqualmender Erd- und Wasserdämpfe.

Es mochte von der zehnten Vormittagsstunde nicht mehr ferne seyn, als der Nebel, der sich allgemach in feinen Staubregen aufgelöst hatte, gänzlich verschwand, und das heiterste, sonnigste Blau im großen stundelangen Becken des Sees sich abspiegelte. Die frischaufathmende Gegend glich einer Schweizerlandschaft im Frühlinge. Nur die leichte, blendende Flockendecke, die der gestrige Regensturm auf den Einsattelungen der Kaiserscharte und auf dem Horne des Lercheckspitzes zurückgelassen hatte, gemahnte das Auge, daß es frisch gefallenen Schnee, den Vorbothen des nahen Winters,

nicht bräunliches Kees, den letzten Rest des entschwindenden, vor sich habe. Laue, wohlthätige Sonnenstrahlen milderten den scharfen Hauch der Alpenlüfte und blitzten aus den thaubeperlten Kelchen lieblicher Genzianen (Gentiana caulescens, rubricata); welche der nächtliche Regen hervorgelockt hatte, millionenfach zurück.

Ein süßer Trost kam in Rosels Seele, als sie, erwacht aus dem wüsten traumlosen Schlafe, in den die Ermattung sie geworfen hatte, vor die Hütte trat, und ihr die Natur so reizend, so liebevoll, so arglos entgegenlächelte, als hätte sie nie etwas in ihrem Vorrathe gehabt, was Herzen schrecken und brechen kann. Die frische Gottesluft in langen Zügen einschlürfend, stand sie am Ufer und schaute auf die flimmernde Wasserebene hinaus, als sie von der andern Seite einen Nachen abstoßen sah. Mehr als tröstliche Ahnung, eine süße, mit jedem Ruderschlage sich steigernde Hoffnung erfüllte des Mädchens Herz. Der Nachen kam näher, und steuerte in gerader Richtung der Stelle zu, wo sie stand, als ob sie das Ziel wäre, dem er zuflog. Sie wollte rufen, aber eine freudige Beklemmung ließ ihr den Schrei im Munde ersterben; sie wollte mit dem Busentuche winken, aber Spannung und Ungeduld lähmten ihren Arm; nur ihr Auge weigerte den Dienst nicht, unabgewendet starrte es auf das sanftgewiegte Schiffchen hin, in welchem sie zwei männliche Gestalten erblickte. Jetzt schien eine derselben ihrer ansichtig geworden zu seyn. Ein wohlbekannter Jodler hallte herüber, daß die Berge wieder-

tönten, und das fröhliche Erkennungszeichen zehnfach zurückgaben. Kein Zweifel! Es war die Stimme ihres Lenz! — Der böse Berggeist hat ihn nicht behalten, um aus den Tropfen seines Blutes Granaten zu gießen; der scheußliche Drache hat ihn nicht hinabgerissen in die Finsterniß seiner moosigen Bergschlucht; die riesige Wasserschlange hat ihre Ringe nicht um ihn geflochten, um ihre Brut am Seeborne mit ihm zu füttern! — Er lebt! Er schwenkt den Hut, und hat seine Sennin nicht vergessen.

So jubelte sie, und stand noch immer, als der Nachen bereits am Ufer entlang herabglitt, um anzulegen. Noch hatte der Fischer von der Außeralm den Kahn am Pflocke nicht festgebunden, als Lenz schon am Ufer die Büchse flink über die Schulter warf, seinen Hut mit dem stattlichen Gemsbart in die Stirne drückte und, den Dienst seines Fuhrmannes, der ihm einen „guten Anblick“ wünschte, mit einem herzlichen Händedruck erwiedernd, über das Weidengestripp wegsprang, um seiner lieben Sennin entgegenzueilen.

Ein brennender Kuß und eine stumme, stürmische Umarmung waren sein Willkommsgruß, der sie aus ihrer Betäubung erweckte. — „Bist du's wirklich, Lenz?“ schluchzte sie, und ein Thränenstrom war seine Antwort. Dann folgten Liebkosungen und Fragen und zuletzt die Bitte um Erzählung der Ereignisse, welche ihn Abends vorher abgehalten hatten, mit dem gewohnten Gaffelspruche sich vor ihrem Fenster Einlaß zu erbitten.

„Ja, liebſte Roſel,“ ſprach er mit einem tiefen Seufzer „geſtern wär's bald mein letztes Ende geweſen. Ich dachte wohl nicht mehr, deine Hütte zu ſehen und dich! Ich ſagte der Alm mein Lebewohl, und glaubte meine Büchſe für ewige Zeiten beurlaubt zu haben! So nahe, Kind, als geſtern, war mir der Tod noch nie, ſelbſt vor fünf Jahren nicht, als ich unterm Gupfe des Dachſteines, abgeſchnitten von aller Welt, auf einem einſchichtigen Felſen ſtand. Wohl tauſend Klafter tief gähnte der Abgrund zu meinen Füßen, und mein Nothſchuß erreichte nur das Ohr der Gemsböcke, die pfeifend über das Kees wegſprangen. Ober mir, höher als ich, wenn ich mir ſelbſt auf den Kopf ſtiege, ragte die Kalkwand empor, über die ich hinabgetaumelt war. Geſicht und Hände bluteten mir, und nur ein fußbreites Streiflein von friſchem Gleck lief, wie ein grünes Band, längs der ſenkrechten Felslehne zum nächſten Geröll hinüber. Ich entblößte die Füße, benetzte ſie mit dem Blute, das mir warm aus fünf Wunden rieſelte, damit ſie klebricht würden und nicht abglitſchten, empfahl mich meinem Gott, und trat, mit halbem Leib in's Reich des Todes hinaushangend, meinen Gang an, der durch des Himmels Gnade kein Todesgang wurde! — Nun iſt's vorüber, hab' ich gleich nicht vergeſſen, wie arg es war. Aber in der verfloſſenen Nacht, als ſich Geſtern und Heute ſchieden, da war's ärger, Kind! — Drum ſag' ich, es ſoll der Menſch ſich nicht von ſeinem Elemente trennen, der Fiſcher nicht vom See, der Älpler nicht von der Alm? Ich härt' es bald

theuer bezahlt! Noch dreht ſich mir das Herz im Leibe um, wenn ich an die gräßlichen Bilder denke, die auf mich eindrangen. Nicht nur mein Leben war bedroht, liebe Roſel, ſtelle dir vor, auch meine Treue war's. Ich habe den Beweis noch in den Händen, daß es wirklich ſo geweſen iſt, und ich nicht bloß in der Todesangſt mir's eingebildet habe! Doch nun bin ich gerettet, habe dich wieder, und bin zugleich um das Bewußtſeyn reicher geworden, daß der liebe Herrgott einen Menſchen, der ein reines Herz hat, in jeder Noth beſchirmt und vor dem Falle bewahrt!"

Mit Schaudern hörte Roſel, wie arg ihr armer Lenz bedroht war. Als ſie aber von der Hutſpitze bis zu den Bundſchuhen ihn gemuſtert und ſich überzeugt hatte, daß ihm auch kein Härchen gekrümmt ſey, als ſie vernahm, daß er nebſt der Lebensgefahr auch die Treuprobe glücklich beſtanden habe, da verwandelte ſich ihr Entſetzen in Neugierde. Sie wollte Alles wiſſen, Alles erfahren, und vergaß dabei auf Alles, was ſie ſelbſt ihm zu ſagen hatte, ſogar auf das goldene Ringlein, deſſen Verluſt ihr doch Nichts mehr erſetzen konnte, denn der goldenen Ringlein gibt es wohl auf jedem Jahrmarkte die Fülle, aber nicht an jedes knüpft ſich das Andenken des erſten Kuſſes.

Indeß Roſel ihm ein wohlſchmeckendes Schmalzkoch zurichtete, erzählte er ihr, neben dem Herde lehnend, ſein nächtliches Abentheuer. Es war folgendes:

Später als gewöhnlich war Lenz geſtern den

Bergpfad vom Kamm herabgeſtiegen. Ein Wildſchütz, dem er lange ſchon auf der Spur war, hatte ihn tiefer in's Gebirg gelockt. Vielleicht war's ſein Glück, daß ihn der Zufall mit keinem dieſer wüſten Geſellen zuſammenführte. Ohne einen Schuß gethan zu haben, eilte er nun dem Ufer des Schwarzenſee's zu, um während der Dämmerung auf ſeinem klaren Spiegel noch wohlgemuth auf und nieder zu ſchiffen, und dann zu ſeiner lieben Sennin zu eilen, die indeß ihr Tagewerk vollendet haben würde.

Keines Unfalles gewärtig band er den Nachen vom Pflocke los, den wohlbekannten Nachen, der ihn ſo oft ſchon über die ruhige Waſſerfläche, oft auch über grollende Fluthen, an das Ziel getragen hatte. Unbekümmert um die Wolken, die von Süden heraufzogen, und um die einzelnen Windſtöße, die ihn gegen die Stürme in den Wildfällen der Urwaldung wie Weſte bedünkten, ſchiffte er längs dem oberen Ufer des See's dahin. Eben war die vollſte Stille der Dämmerung eingetreten; einzelne Sterne wurden ſichtbar und das drohende Gewölk ſchien ſich zerſtreuen zu wollen. Lenz befand ſich gerade in der Nähe ſeines Lieblingsplätzchens. Dieß war nämlich ein großer Block, welcher am obern Ende des See's aus dem Waſſer hervorragte. Wahrſcheinlich hatte der Sturm einmal einen mächtigen Baumſtamm gebrochen und herabgeſchleudert, welcher hier im Waſſer ſtecken blieb, und deſſen bemooster Strunk nun, wie ein Polſterſitz, die Fiſcher und Älpler zur Raſt einlud. Gerne banden ſie an einem der kahlen Aeſte, die er wie hülfeflehend ausſtreckte, den Kahn

feſt, ſetzten ſich auf den ſeltſamen Seeſtuhl und blieſen auf der ländlichen Schwebbelpfeife ihr Abendlied, oder ſangen ihre Schnaderhüpfeln in die Welt hinaus, und jodelten dazu, daß die ganze Umgegend wußte, wie lebensfröhlich dort ein Alpenbewohner ſei. Und ſo that es auch geſtern Lenz. Wie ein König des Schwarzenſee's thronte er auf dem einſamen Baumſeſſel, nachdem er ſeine Büchſe und ſeinen Jägerhut in das Schifflein gelegt hatte, und erwiederte, das Geſicht in die Hände und die Hände auf's Knie geſtützt, den herübertönenden Ruf der Liebe beiläufig mit folgenden G'ſtanzeln:

„Mein Herzel in Leib,
Fangt ma z'ſtuchez'n an,
Wann i d'rauf denk'n thu',
Was i für an Schatz han!

Deſcht ob'n auf der Alm,
Wachst a ſeidengrau's Hai,
Und zwa blutjunge Laitl'n,
Valieb'n ſie halb glei!

Wann kan Fiſcherl nid war',
Wurd kan Raiſcherl nid g'macht,
Wann kan Dirnd'l nid war,
Gang' kan Bua bei da Nacht.

Und wan der Weg glei weit is,
Und's Nachterl hübſch lang,
Und wan's Dirnderl nur rar is,
Is nid Schad um an Gang!

's Nachterl is finſter,
Es glitzert kan Stern:
Wann ſoll i denn kima,
Wann häſt d'as denn gern? —

Dö Fiſcherln in See
Schwimman hin, ſchwimman he,
Schwimman auf und nieda;
Kim nur haind glei wieda!" — —

Aber plötzlich brauſte der Wind heftiger und die Wolken jagten ſich im wilden Reigen über die Berge her. Aus der Dämmerung ward, wie durch einen Zauberwink, finſtere Nacht, und dumpfes Sauſen kündigte ihm an, daß der See in übler Laune ſey. „Ha," dachte er ſich, „jetzt iſt es Zeit, der Warnung des Elements zu gehorchen, und dem ſicheren Ufer zuzuſteuern. Nicht geheuer iſt es in ſolchen Augenblicken auf den Fluthen. Unheimliche Geiſter bewohnen ihr kryſtallenes Haus, und die mächtige Waſſerſchlange, welche die Fiſcher von der Außeralm erſt vor einem Monate wieder geſehen haben wollen, iſt mehr als eine Fabel." — Ein froſtiger Schauer überlief ihn, und in ängſtlicher Haſt bückte er ſich, um den Kahn, mit welchem der Wind ſein Spiel trieb, heran zu ziehen. Aber ein heftiger Stoß, in welchem der losgelaſſene Süd ſchwül und ſtickend herblies, ſpritzte ihm eine Welle in's Geſicht, daß er Mühe hatte, ſich feſtzuklammern. Er rieb ſich die Augen, und langte ungeſtümer nach dem Taue, mit dem das Schifflein befeſtiget war, fuhr aber mit einem Schrei des Entſetzens zurück. Der-

ſelbe Windſtoß hatte den Nachen weggeriſſen, und trieb ihn bereits, ein Spiel der hochgehenden Wogen, in den See hinaus. Lenz rief und rief, aber umſonſt. Das fühlloſe Fahrzeug tanzte, ſeines Angſtrufes ſpottend, luſtig über die Fluthen hin; der pfeifende Sturm verwehte ſeine Worte, und der See kräuſelte, ſiedend und ſchäumend, die Waſſer empor, ohne ſich um den ausgeſetzten Bergbewohner zu kümmern. Er konnte ſeine ſonderbare Lage gar nicht begreifen. Wie oft ſaß er hier, wie oft beſuchte er den See; jedes Geſtripp, jeder Fels, jede kleine Strömung war ihm bekannt; er hätte nie gedacht, daß man auf einer ſo oft beſuchten, ſo genau bekannten Stelle in Todesangſt gerathen könne. Neckend trieb der Wind den untreu gewordenen Kahn bald näher, bald weiter; oft ſtreckte Lenz den Arm aus, um darnach langen zu können, ſo nahe hatte ihn eine günſtige Woge herangeſchaukelt; aber ein neidiſcher Windſtoß warf ihn wieder eben ſo ſchnell in die Mitte des Sees hinaus. Lenz konnte nichts thun, als ſich mit Geduld und Gottvertrauen in ſein Schickſal fügen.

Heftiger tobte der Sturm; dichter ballten ſich die Wolken zuſammen, und finſterer lagerte die Nacht, mit ihrem feuchten, qualmendem Nebel und dem geſpenſtigen Gefolge ihrer Schreckenbilder und Dunſtgeſtalten, um den armen Älpler her. Mit hohlem Gemurmel ſchlugen die Wellen an ſeinen Sitz, und leckten lüſtern bis zu ſeinen Füßen empor. Nur manchmal warf aus zerreißenden Wolken der Mond einen Blick herab, um ihn das Schauerliche ſeiner

Lage nur noch deutlicher erkennen zu laſſen. Ein faſt unbezwingbarer Schwindel ergriff ihn, wenn er vor ſich hinſah, und im halben Schimmer nichts erblickte, als die tauſend und tauſend wirbelnden und kräuſelnden Windungen des Waſſers; es war ihm, als ob der Pflock, auf den er ſich mit beiden Händen feſtklammerte, ſelbſt ſchwankend durch die Fluthen hintriebe. Mit jeder Minute ſtieg ſeine Angſt. Ewig lange Stunden der Qual brachte er ſo zu, bis es ruhiger wurde, die Wellen des Sees ſich legten, der Sturm ſchwieg und aus abquillendem Nebel die Mondenſcheibe hell und klar hervortrat. Noch einmal verſuchte er es, ob ſeine Stimme von keinem Fiſcher oder Älpler vernommen würde, aber auch dießmal vergebens. Er fühlte ſich nun überzeugt, die Nacht in dieſer unheimlichen Umgebung zubringen zu müſſen. Von ſeinem Nachen war keine Spur zu entdecken und die Hoffnung, daß derſelbe Wind, der ihm das Werkzeug ſeiner Rettung entführte, es ihm auch wieder zubringen könnte, ſchwand immer mehr, denn kein Lüftchen regte ſich jetzt, als ob der Odem der Berge ſich erſchöpft hätte.

Langſam rückte die Zeit vorwärts. Es mochte gegen Mitternacht ſeyn. Eine ſchwere Betäubung bemächtigte ſich der Sinne des Ausgeſetzten. Gewaltſam ermunterte er ſich wieder, und ſann Dieſes und Jenes, und gab ſich alle Mühe, die Bilder und Erſcheinungen, die ſich ihm vor's Auge drängten, abzuwehren; aber ſeine lebhafte Einbildungskraft und die Erinnerung an all die Mährchen und Sagen, die er von Kindheit auf gehört, und an die

er auch zum Theile geglaubt hatte, ließen ihm keine Ruhe. Mit grinſenden Geſpenſtern und ſcheußlichen Fratzengeſichtern bevölkerte ſich die Gegend vor ihm, und ein Heer neckender Gnomen und boshafter Kobolde tanzte und hüpfte und ſchaukelte ſich, ſo weit ſeine Blicke reichten, auf den flimmernden Fluthen und auf den rauchenden Nebelſtreifen. Die kalten Schweißtropfen traten ihm auf die Stirne, und halb ohnmächtig kauerte er ſich auf ſeinem Sitze zuſammen, um nicht eine Beute der Unholde zu werden, welche ſich an ihn herandrängten und ihre Polypenarme nach ihm ausſtreckten, um ihn hinabzuziehen in das kühle Kryſtallhaus. Jetzt nahte das Fürchterlichſte; ſeine Haare ſträubten ſich empor, und ein eiſiger Krampf lähmte ſeine Glieder. Ein Ungethüm ſo lang als der See, den ſchuppigen Rücken in tauſend Ringe zuſammenſchiebend und wieder aus einanderſchnellend, wälzte ſich heran, und ſchlang ſich, den tückiſchen Kopf mit den ſtechenden Feueraugen hoch emporgereckt, in immer engern Kreiſen um den Baumſtrunk. In brünſtiges Gebet ſich ergießend, harrte er, bis das Scheuſal ihn zuſammenſchnüren, oder den mooſigen Block, auf dem er ſaß, wie ein Stäbchen aus dem Grunde ziehen und zerſplittern würde. Aber plötzlich zerfloß die Erſcheinung wieder im Nebel, um einer andern, noch gefährlicheren Platz zu machen. Es kam ihm nämlich vor, als ob ſein Nachen wieder heranſchwankte. Und in dem Nachen ſaß eine Geſtalt mit himmliſch ſchönen Zügen. Ein leichtes Nebelkleid umfloß den zarten Leib der wunderbaren Maid, die ihm, win-

kend und lockend, zulächelte. Was die Mährchen der Fiſcher von den holden Nixen und ſchmeichelnden Waſſerfrauen erzählen, glaubte er verwirklicht vor ſich zu ſehen. Mit der rechten Hand berührte die reitzende Fee den Saum der Fluthen, welche, der leiſen Berührung gehorchend, das Schifflein ruhig fortwiegten; in der linken hielt ſie ein funkelndes Goldringlein empor. Als ſie ihm ſo nahe gekommen war, daß er ſeinen Hut und ſeine Büchſe im Kahne deutlich erkennen konnte, öffnete ſie den lieblichen Mund, und flötete mit leiſer, rührender Stimme: »Komm', lieber Älpler! Ich kenne dich ſchon lange! Schon lange hab' ich dich umſchwebt. Auf Klippen und Scharten ſchirmte ich dich vor dem Falle; vor dem Zahne der Drachen und vor den Schlingen der Berggeiſter hab' ich dich bewahrt, und du willſt mich nicht kennen!? — Sieh — ich habe dich hergelockt auf dieſe Stelle; ich habe dich eben jetzt gegen die Waſſerſchlange geſchützt, die ſchon ihre drohenden Ringe um dich zog! Folge mir, in meinem Reich iſt's kühl und ſtill. Du ſollſt meinen kryſtallenen Thron theilen und meine Nixen ſollen dir ein ſchwellendes Lager bereiten auf duftenden Waſſerlilien. Mir dienen die plätſchernden Quellen, und die rieſelnden Bächlein; die luſtigen Fiſchlein umhüpfen mich, und die fallenden Sterne ſuchen mich heim in heiteren Nächten. Komm', komm'! Täuſche meine Sehnſucht nicht länger! — Ich weiß wohl, daß irdiſche Liebe dich feſſelt, und daß du Treue bewahren willſt, weil du an Treue glaubſt! Armer, bethörter Sterblicher! Auf Erden blüht dieſes edle

Kraut nicht; es iſt ſeltener, als das Edelweiß in den Klüften der Alpen! Sieh dieß goldene Ringlein! Kennſt du es? Es iſt das Kleinod, welches du deiner Geliebten am Tage des erſten Kuſſes an den Finger ſteckteſt; weil du heute nicht kamſt, ſo hielt ſie dich für treulos und warf es in die Fluth. So wenig baut ſie auf deine Beſtändigkeit, ſo ſchnell gibt ſie dich auf. Morgen ſchon erſetzt ein anderes Ringlein vom Wildſchützen auf der Außeralm die Stelle des deinigen. Und du willſt dich noch länger täuſchen laſſen? — Du dauerſt mich! Sieh, mein Reich ſteht dir offen; meine dienſtbaren Geiſter harren, dich feſtlich zu empfangen. — Zögere nicht länger, und verwandle mein Flehen nicht in zürnenden Ungeſtüm. Verſchmähte Liebe iſt Wuth! Wenn du mir nicht willig folgſt, ſo laſſ' ich meine brauſenden Quellen aus und meine orgelnden Stürme, und gebiethe meiner Dienerin, der Waſſerſchlange, daß ſie dich umklammere, und dich hinabreiße in mein ſmaragdenes Haus zum Opfer meiner Rache!" — So hörte er in ſeiner Betäubung die reitzende Waſſerfrau bitten und drohen; er ſah das goldene Ringlein blitzen zwiſchen den Fingern ihrer linken Hand, und ein ſchrecklicher Zweifel ſtieg auf in ſeinem Innern. Aber ein Gedanke an Gott, den Hort treuer Liebe, beſiegte ſeinen Zweifel wieder, und er ſchrie mit lauter Stimme: „Fahre hin, Ausgeburt der Hölle! Ich baue auf irdiſche Treue mehr, als auf hölliſche Verſprechungen! Und wenn du mich hundert Mal fragſt, ob ich dir folgen will, ſo ruf' ich hundert Mal: Nein!"

„Nein,“ brüllten die Felsen am Ufer zurück; „Nein,“ donnerten die Wogen, und „Nein,“ wimmerte es, wie der Seufzer einer Sterbenden, durch die schwirrenden Lüfte hin. Und die Gestalt sank wie ein Nebelgebild in die Fluthen, und der Nachen trieb wieder neckend in die Mitte des Stromes hinaus.

Lenz war in völliger Erschöpfung auf die Äste zurückgesunken, welche die natürliche Lehne seines Ruhesitzes bildeten. Ohne sich klar bewußt zu seyn, lehnte er so, bis der schneidende Morgenwind und der fallende Thau ihn aus seiner Betäubung weckten, und ihm den Anbruch des Tages meldeten. Wie froh war er, als der erste Sonnenstrahl durch die ringenden Nebel brach. Mit Thränen der dankbarsten Rührung bethete er zu seinem Gott, der ihn aus Noth und Gefahr so glücklich errettet hatte, und weihte den Baumstrunk, welcher ihm zum Pfühle gedient, nun auch zu einem Betschämel im Dome der Alpenwelt ein.

Seinen Nachen konnte er zwar nicht erblicken, aber sein Hilferuf ward vom Ufer alsbald erwiedert. Nicht lange währte es, so ruderte der Fischer von der Außeralm auf demselben Schifflein, das ihn gestern hierher gebracht hatte, heran, um ihn wohlbehalten seiner lieben Sennin entgegenzuführen. Der gute Fischer mochte wohl geahnt haben, woher der Nothruf erscholl. Mit lächelnder Miene nahm er den Älpler in den Kahn auf, und reichte ihm mit freundlichem Gruße den Hut und die Büchse, die er im aufgefangenen Nachen gefunden hatte, und nebst

dieſen auch ein goldenes Ringlein, welches ebenfalls, wie er ſagte, am Boden des Fahrzeuges lag. Staunend erkannte Lenz das goldene Ringlein, das Roſel am Finger trug, und der Zweifel, ob, was er geſchaut und erfahren, Traum oder Wahrheit ſei, fing an, vom Neuen ihn zu quälen. Erſt, als er die liebe Sennin von Weitem am Ufer erblickte, und ſie erwartungsvoll auf den See hinaus ſtarren ſah, jubelte er laut auf in dem frohen Bewußtſeyn, daß ſie ihn nicht vergeſſen habe. —

So erzählte Lenz ſeiner Roſel. Bald ſchaudernd und angſtvoll, bald beruhigt und gerührt, lauſchte ſie ſeiner Erzählung, und liebkoſ'te ihn, und dankte Gott für ſeine Rettung.

Aber das goldene Ringlein, deſſen Verluſt und Wiederfinden ihr als wahre Fügung des Himmels erſchien, war ihr nun doppelt werth, und mit Thränen der innigſten Rührung ſteckte ſie es wieder an den Finger.

Cornelia Fieramonti.

Drei und dreißig Jahre mögen beiläufig verflossen seyn, seit der Major M***, welcher jetzt in einem freundlichen Landstädtchen, wo ich seine Bekanntschaft machte, seine Pension verzehrt, als Capitän in der französischen Armee diente. Die gewaltsamen Veränderungen, welche damals über das Königreich beider Sicilien hereingebrochen waren, und die dadurch veranlaßten Truppenbewegungen führten ihn nach dem Lande der Abruzzen, wo er mit seiner Compagnie in eine schöne, reiche Stadt am Fuße des wildromantischen Felsgebirges verlegt wurde, das sich in schauerlichen Defiléen und schluchtenreichen Engpässen, von einem reißenden Bergstrome bald bespült, bald durchbrochen, bis zum nächsten Städtchen, vierzehn Miglien weit hinzieht. Die Wirren der Zeit hatten recht ungünstig auf die Sicherheit des Landes zurück gewirkt. Raub und Mord war so allgemein geworden, daß man sich kaum innerhalb der festen Stadtmauern sicher dünkte. Wer auf Reisen ging, oder wer in manchen Gegenden nur bis zur nächsten Ortschaft zu fahren hatte, nahm von seiner Familie Abschied, als ob es einen Gang aus der Welt gälte, setzte sich bewaffnet bis an die Zähne in die Sedia, und trieb den Vet-

turin mit dem quälenden, gewöhnlich nicht ungegründeten Verdacht zur Eile an, daß er seinen gewissen Verräther vor sich selbst auf seinem eigenen Fuhrwerke sitzen sehe. Als die Franzosen in's Land kamen, suchten sie diesem gräßlichen Unfuge zwar nach Kräften Einhalt zu thun, aber das Netz des Raubfrevels war zu fest um's Land gezogen, als daß ihre Maßregeln nach Wunsche fruchten konnten. An allen festen Puncten waren Piquets aufgestellt, auf verdächtigen Passagen streiften Patrouillen, in den größeren Ortschaften lagen hinlängliche Besatzungen, um beim ersten Rufe nachdrückliche Unterstützung leisten zu können; Reisenden, die darum ansuchten, wurden Schutzwachen bewilliget, und über eingefangene Räuber alsogleich Standrecht gehalten. Doch die Kühnheit Verworfener, welche Nichts zu verlieren, aber Alles zu gewinnen haben, findet in der Strenge selbst nur einen Sporn, der Frechheit auch die List zu gesellen, und so wurden oft jene, welche schützen und helfen sollten, eher ein Opfer der gereitzten Banditen, als die Reisenden, zu deren Schutz und Hilfe sie beordert waren.

Auch meine Instruction — (ich lasse den wackern Major selbst erzählen) — lautete dahin, mit meiner Truppe zu jeder Stunde bereit zu seyn, gegen die Räuber auszurücken, mich selbst aber, bei Strafe der Cassation, ohne höheren Auftrag keine Miglie weit von meinem Standorte zu entfernen, indem man den Einwohnern der Stadt selbst, in welcher ich lag, nicht unbedingtes Vertrauen schenkte.

Das wäre nun freilich für einen Militär, jung

und thatenluſtig, wie ich damals war, eine peinliche Aufgabe geweſen, wenn ich nicht in andern Verhältniſſen einigen Erſatz gefunden hätte. Mars und Venus ſtehen, wie bekannt, ſeit alter Zeit auf vertrautem Fuße. Vielleicht ſchreibt ſich daher die magiſche Gewalt, welche Säbel und Epaulettes auf die weichen Herzen der Damen üben. Ich war im Hauſe eines Marcheſe einquartiert, eines ältlichen Gecken, welcher nichts als Karten und Weiber kannte, übrigens als Hausherr nichts zu wünſchen übrig ließ, indem er mir höchſt zuvorkommend begegnete, mich wahrhaft fürſtlich bewirthete und fétirte, und nie glücklicher war, als wenn ich ihn bei irgend einem verliebten Abenteuer, zum Rathgeber oder Hehler wählte. Nur von Ehrenſachen wollte er nichts wiſſen, denn dazu fehlte ihm außer dem Muth auch die Ehre, die er überhaupt nur im Klange des Goldes zu ſuchen ſchien. Er ſchwebte daher gewaltig im Irrthume, wenn er ſich mein Vertrauter zu ſeyn rühmte, denn abgeſehen von unſerer gänzlich verſchiedenen Denkweiſe, war es mir auch durch meine Stellung verboten, in eine nähere Verbindung mit ihm mich einzulaſſen. Unſer Umgang beſchränkte ſich auf Alltagsgegenſtände, auf Converſation, Galanterie-Sachen, und wie all der Tand heißen mag, der uns oft in unſerem Stande die Zeit verkürzen helfen muß, wenn die Gelegenheit mangelt, Männliches zu leiſten.

Immer bemüht, mir etwas Angenehmes oder wenigſtens etwas Neues zu ſagen, war er auch der Erſte, welcher mir unter dem Siegel des Geheimniſſes mittheilte, daß die ſchöne Conteſſa Fiera-

monti ein Auge auf mich geworfen habe. Er war der Erste, der es mir sagte; gemerkt aber hatte ich es schon längst selbst, wenn auch nicht ein zierliches Briefchen auf goldgerändertem Rosapapier mir schwarz auf rosenfarb die schriftliche Überzeugung verschafft hätte. Es ist das nun einmal unser Loos im fremden Lande, daß die Damen unsere Alliirten sind, wenn sich die Männer auch noch so trotzig auf die Beine stellen. Anfangs lockt uns Neugier und Zerstreuungssucht, dann tritt die Eitelkeit mit in's Spiel, zumahl, wenn wir ohne unser Zuthun Avançen machen, und zuletzt verstrickt und verkettet man sich so ernstlich, daß man seinem Gotte dankt, wenn an einem Morgen die Chamade wirbelt und ein unvermutheter Marschbefehl alle Fesseln und Bande, wie gordische Knoten, zerhaut.

So war auch ich in der Contessa Fieramonti glänzendem Salon eher heimisch, als ich noch recht daran dachte, ihr den Hof zu machen, und bald wagte ich es, trotz der angedrohten Cassation, meinen Posten zu verlassen, und ihren zärtlichen Einladungen nach ihrer herrlichen, fünf Miglien von der Stadt in einem wunderlieblichen Bergthale gelegenen, Villa zu folgen. Um meine Schleichwege wußte Niemand, als mein Bursche, eine ehrliche Haut, treu wie ein Pudel, und verschwiegen, wie ein Fisch; dabei war er auch schlau, wie ein Fuchs, und ich konnte mich auf ihn unbedingt in Allem verlassen. Da von meinen Ausflügen Niemand etwas erfahren durfte, so wählte ich zur Hin- und Rückfahrt immer die Nacht. Zur Bemäntelung meiner

Unsichtbarkeit während man[illegible] Tages war ein hinreichender Vorrath plausibl[illegible] Lügen und Vorwände bereitet, wobei mich mein Bursche wacker unterstützte. — Was ihm aber nie recht zu Sinne wollte, waren meine nächtlichen Fahrten eine Wegstrecke entlang, welche seit jeher schon im Rufe der Unsicherheit stand. So oft ich ihm ankündigte, daß er mir eine flinke Sedia mit einem zuverlässigen Vetturin auftreiben sollte, bat er mich dringend mit kindischer Ängstlichkeit, so gefahrvolle Rendezvous aufzugeben, da sich gewiß innerhalb der Mauern hinlänglicher Ersatz fände. Er schilderte mir das Bedrohliche meiner Lage mit so lebhaften und natürlichen Worten, daß ich ihm nichts Anders zu entgegnen wußte, als ein gebietherisches: „Tais toi!“ welches er immer mit wehmüthigem Achselzucken aufnahm; er warnte mich vor den neugierigen Blicken meiner Kameraden, von welchen meine Neigung für die Contessa nicht unbemerkt blieb; vor Allem aber bezeichnete er mir einen jungen Conte als den Mann, vor dem ich mich am meisten in Acht zu nehmen hätte, indem er um die Zeit, wo ich mich heimlich fortstehle, um meine Wohnung herumlauere, als ob er meinen Schlichen auf die Spur gekommen wäre. Dies Letztere interessirte mich am meisten, ich ahnte irgend einen Nebenbuhler, und brütete, noch ehe ich mich überzeugt, an einem Plan, ihn abzufertigen. All' die anderen Schreckbilder, die mir mein Mentor im Soldatenkittel ausmalte, ließen mich kalt. Fast wöchentlich einmal stieg ich über die Gartenmauer an der Rückseite des Palais, dessen

Seitenflügel ich bewohnte, und eilte vermummt der porta piccola der Stadt zu, welche über einen abgelegenen Anger nach der Straße führte. Dort wartete bereits mein Bursche mit einer Sedia, drang mir noch Pistolen und Säbel auf, machte das Kreuz über mich, als ob ich in die Schlacht zöge, und ich schwang mich hinauf, stopfte mir meine Pfeife, mahnte den Vetturin zur Eile, und dachte nun weiter an nichts mehr, als wie freundlich mir, beim ersten Sonnenstrahle, vom Balcone des Gartenhauses meine schöne Cornelia entgegen sehen werde.

Mir fiel es gar nicht bei, daß sich in dem Hohlwege, den ich passirte, oder in dem einsamen, verlassenen Hause, an welchem ich auf der Hälfte des Weges vorübermußte, verdächtiges Gesindel aufhalten könnte, und aller Natur zuwider schien es mir, daß Banditen einen nächtlichen Liebesritter, der nichts bei sich trug, als ein tolles, ungestümes Herz, raubgierig anfallen sollten. Dafür, dachte ich, sorgt der blinde Gott am besten selber. Auch der Umstand, daß die Contessa, welche die Gegend doch genau kannte, nie eine Warnung oder Anspielung über ihre Lippen kommen ließ, bestärkte mich in meiner Zuversicht; denn wer ist besorgter, wer sieht schärfer, wer wacht eifriger, als die Liebe — und daß mich Cornelia liebte, mit aller Leidenschaft des südlichen Himmels liebte, bewies mir jeder Blick aus ihren feurigschwarzen Augen, die sie kaum im Abendzirkel ihres Salons vollkommen zu beherrschen im Stande war.

Es war der zweite Februar. Cornelia feierte ihr Namensfest durch eine glänzende Abendgesellschaft in ihrem Palais. Ich, nebst zweien meiner Kameraden, war unter den Geladenen. Es regnete Sonnette, Impromptüs, Oden und Pfänder der Huldigung und Liebe.

Ganz besonders that sich Conte Trevolpi hervor, eben derselbe junge Mann, vor welchem mich mein Bursche gewarnt hatte. Er soll früher von Cornelia gerne gelitten gewesen seyn; jetzt schien sie sich seine Bewerbungen nur mehr deßhalb gefallen zu lassen, um die Blicke der Späher von ihrem Verhältnisse zu mir abzulenken. Als solchen hatte auch ich bisher ihn geduldet, und ihm sogar einige Aufmerksamkeit bewiesen.

Er war über die Maßen reich, was er bei jeder Gelegenheit fühlen ließ. Sogar in seinem Äußeren gab er dieses zu erkennen. Seine Garderobe war verschwenderisch fournirt; täglich wechselte er wenigstens vier Mal die Kleider, deren eines kostbarer war, als das andere. Was von Weitem auffiel, war der herrliche blitzende Brillantring, den er am Mittelfinger seiner rechten Hand trug. Er mochte wenigstens zehntausend Scudi im Werthe haben, denn die ganz eigenthümliche Fassung in Herzform allein schon machte ihn zu einem ausgezeichneten Prachtstücke. Wohlbewußt seines Schatzes, versäumte er daher nicht, den funkelnden Edelstein so zu drehen und zu wenden, daß er, beim Kerzenlicht oder im Sonnenstrahle, die Leute stechend die Augen blendete. Beim Spiele markirte er mit seltenen Gold-

münzen, welche, wenn er ging, gewöhnlich als Trinkgeld in die Hände der Domestiken wanderten, die ihn fast vergötterten. — „Trevolpi hat gestern Tausende gewonnen oder verloren!“ waren Reden, die man fast täglich führen hörte. Besonders machte er seinen Reichthum gegen jene geltend, welche nichts als ihren Rang in Staatsdiensten, ihre Stellung im Leben, ihr ausgezeichnetes Talent, oder, wie wir, ihren Säbel dagegen setzen konnten.

Seit einiger Zeit, vielleicht seit er merkte, daß ich der schönen Cornelia nicht ganz gleichgültig sei, kehrte er diese beleidigende Außenseite auch mir zu. Meine Aufmerksamkeit gegen ihn ging daher anfangs in Gleichgültigkeit, und seit ich Argwohn gefaßt, sogar in gereizte Spannung über. Mit Mühe zwang ich mich, manches hingeworfene Wort unbeachtet zu lassen, und nur aus Schonung gegen Cornelia's Haus nahm ich Vieles mit Zurückhaltung hin, was mich sonst um alle Mäßigung gebracht hätte. Jedoch ein Vorfall, nicht unerwartet, aber höchst unwillkommen an einem so festlichen Tage, führte plötzlich eine eclatante Scene herbei.

Der Conte saß mit mehreren seines Gelichters an einem Tische, wo Champagner in Strömen floß; das merkte man auch an der Lebhaftigkeit des Gespräches und an dem ununterbrochenen Klirren der Gläser, die auf Cornelia's und der ganzen Stadt Wohl und Heil gefüllt und geleert wurden. Dabei schrieen die Zechbrüder im neapolitanischen Patois laut und toll durch einander, und thaten sich um so weniger Zwang an, als sie meinten,

daß sie von den wenigsten, namentlich auch nicht von uns Franzosen, verstanden werden. Allein ich war der Mundart des gemeinen Volkes so ziemlich kundig, indem ich mich, auf meinem Marsche durch's Land, viel mit Bauern und Pöbel herumzubalgen hatte.

Schon längst war mir's vorgekommen, als ob bei mancher Rede des Conte die Augen seiner Tischgesellschaft auf mich hinüberglitten, und wie ein elektrischer Schlag zuckte der Argwohn durch mein Inneres, daß er sich vielleicht über mich lustig mache. Um mir Überzeugung zu verschaffen, schlenderte ich am Arme eines Kameraden ganz nahe am Tische vorüber. — Conte Trevolpi gab, als er mich erblickte, mit seinen Augen auf mich hinwinkend, wieder einen Witz im Patois des Neapolitaners zum Besten, welcher von seinen Freunden mit brüllendem Gelächter aufgenommen, und mit einem rauschenden Toast erwiedert wurde. — Ich hatte den Sinn seiner Schmähredе genau verstanden; sie enthielt einen beissenden Sarcasmus, und sagte so viel, als: „Wie viele solche französische Liebesbettler könnte ich wohl mit meinem Ringe da kaufen?!“ — Dabei drehte er seinen Brillantring so boshaft nach außen, als ob er mir den Vorwurf der Richtigkeit recht blendend in die Augen blitzen wollte.

Denken Sie sich einen zwanzigjährigen Capitän, einen Franzosen, den höchsten Repräsentanten seiner Nation in einer kaum occupirten Stadt, den begünstigten Galan der Hausfrau — und Sie werden leicht begreifen, daß ich das Unmögliche lei-

stete, indem ich mich zurückhielt, und mich für den Augenblick begnügte, hinzutreten, den Bonmotisten auf die Achsel zu klopfen, und ihm, mit einem durchbohrenden Blick, ebenfalls im Patois seines Landes zu antworten: „Herr, es gibt schlechte Witze, deren Folgen kein Brillantring ersetzen kann.“

Erblassend bis in's Innerste sah er mir nach, als ich, mit meinen Kameraden, ohne Abschied zu nehmen, fortging.

Am andern Morgen begab ich mich mit meinen beiden Kameraden, welche Zeugen des Vorfalles waren, in des Conte Palais. Es hieß: „Er sei vor Tagesanbruch schon auf die Jagd geritten!“ — Mit glühender Ungeduld verschob ich die Sache auf den nächsten Tag. —

„Signor schläft noch!“ war der Bescheid, womit man uns abfertigen wollte. Ich sah nun, mit wem ich zu thun hätte, und bestand darauf, daß man ihn wecke. Eingeschüchtert entfernte sich der Kammerdiener, und kam nach einer kleinen Pause mit der Antwort zurück, daß wir uns gedulden möchten, bis Signor sich angekleidet hätte.

Endlich ging die Thüre auf, und der Conte erschien im eleganten Negligée, gegen welches sein verstörtes, todtenblasses Gesicht mit dem schwarzen Kinn- und Schnurbarte seltsam abstach. Die Locken hingen ihm wirr und wild um die Stirne. Sein ganzes Wesen verrieth die peinlichste Verlegenheit. Mit erzwungener Nonchalance schob er den [illegible]los blitzenden Brillantring am Finger auf und ab, bemühte sich uns unverschämt nachlässig zu grüs-

ſen, und fragte, was unſer Begehren ſei, und ob die Sache denn gar keinen Aufſchub leide?

„Signor!“ — begann ich — „Sie wiſſen, welche Anſpielungen auf mich und meines Gleichen Sie ſich geſtern erlaubten, wahrſcheinlich in der Meinung, daß ich Ihres Dialectes unkundig ſei. Zum Glücke bin ich es nicht, — und erſuche Sie daher, vor dieſen Herren, die Zeugen der empörenden Scene waren, mir Genugthuung zu leiſten!“

„„Hab' ich Ihnen nicht genug gethan?““ erwiederte der Peltron halblaut mit keckem Doppelſinne.

„Keine Witze, Signor!“ — fuhr ich mit erhobener Stimme fort, die ſeinen Ohren nicht angenehm klang. — „Wir ſind nicht aufgelegt zum Scherzen. Verſuchen Sie's immerhin mit den franzöſiſchen Liebesbettlern; einem Liebesmogul, wie Sie, kann's nicht fehlen, zumal, wenn ihm ſolch' ein Talisman am Finger blizt. — Die Wahl der Waffen ſteht Ihnen frei: Säbel, Degen, Piſtolen; — entſcheiden Sie, die Stunde mögen Sie ebenfalls ſelbſt beſtimmen; aber heute noch, am liebſten gleich!“

Als der Conte Ernſt ſah, knickte ſeine Mannheit — wenn man einen Anflug burſchikoſer Anmaßung ſo nennen kann, — wie ein Strohhalm zuſammen.

„„Nicht als ob ich mich vor Ihrer Klinge fürchtete!““ — verſetzte er mit verändertem Tone, — — „„ich bin Cavalier, und wenn ein Ebenbürtiger mir gegenüberträte, wüßte ich wohl, was auf eine ſolche Aufforderung zu erwiedern wäre. Warum ich aber

mein Leben auf's Spiel ſetzen ſoll wegen eines Scherzes, der gar nicht Ihnen galt, weiß ich in der That nicht. Überhaupt finde ich eher, daß ich der Beleidigte bin, indem Sie eine Rede belauſchten, die Sie nichts anging, und in Ihrer blinden Leidenſchaftlichkeit ein Scandal verurſachten, welches der edlen Hausfrau um ſo unangenehmer ſeyn mußte, je gütiger ſie mich auszuzeichnen gewohnt iſt. Ich dächte, es ſollte Ihnen ſelbſt daran liegen, über eine Geſchichte einen Schleier zu breiten, die weder Ihrer Stellung zuſagt, noch dazu beitragen kann, Sie einem Hauſe acceptable zu machen, welches Sie ſo gaſtfrei aufnahm.““

„Schweigen Sie, Schamloſer!“ — donnerte ich ihn an — „häufen Sie nicht Schmähung auf Schmähung! Was aus Ihnen ſpricht, iſt Feigheit! Es brächte meiner Klinge wenig Ehre, mit dem Blute einer Memme beſudelt zu werden; ſonſt lebten Sie vielleicht jetzt nicht mehr! — Wohlan! — Sie wollen nicht Genugthuung leiſten, wie ich ſie fordere! — So erklären Sie denn vor dieſen Zeugen, daß Sie zu niedrig ſind, um einen Mann von Ehre beleidigen zu können, daß Sie mir künftig nie und nirgend mehr in den Weg treten wollen, und daß ich bei dem geringſten Anlaſſe das volle Recht habe, Sie, da Sie den Mann verläugnen, wie einen muthwilligen Jungen zu züchtigen!“

Nie in meinem ganzen Leben iſt mir ein Menſch verächtlicher vorgekommen, als dieſer aufgeblaſene Mundfechter, wie er plötzlich vor mir zum bübiſchen Wichte zuſammenſchrumpfte, in Alles willigend, was

wir forderten, die Schilderung seiner Nichtswürdigkeit mit fügsamer Demuth bestätigend. Wie ein Pasquille auf die Menschheit stand er da, der junge wohlgewachsene Zungenheld, mit der edlen Römermiene, ein echter Cäsarkopf, bärtig und gelockt, mit Augen, aus denen Geist und Herz zu sprechen schien, — und doch so characterlos, so unverschämt, so gleichgültig gegen Ehre und Schande! —

Mir war vor Zeugen die größte Satisfaction zu Theil geworden, die ein Beleidigter je erhalten kann. Vollkommen befriedigt, ja in der festen Überzeugung, den widrigen Spötter nicht nur aus meiner Nähe, sondern auch aus Cornelia's Nähe für immer verbannt zu haben, begab ich mich am nächsten Abend absichtlich in das Haus der Contessa, um zu meiner Rechtfertigung öffentlich in ihrem Salon zu erklären, was zwischen mir und dem Grafen vorgefallen war, und wie er sich gegen mich benommen habe. Der scheinbare Eindruck war — allgemeine Erbitterung gegen ihn; ob der wirkliche ein gleicher war, ließ mancher schlechtverborgene Seitenblick aus stechenden Augen mich fast bezweifeln. Doch was kümmerte das mich; war doch meine Stellung auf würdige Weise gesichert, war doch Cornelia mit einem Benehmen so sehr einverstanden, daß sie mir noch an demselben Abende die Versicherung zuflüsterte: „Ich sei ihr durch diesen Beweis meines Muthes noch werther geworden!“ —

Einige Wochen lang blieb der Conte verschwunden. Es hieß, er sei in Familienangelegenheiten ver-

reis't. Bald aber lieferte er den Beweis, welchen unglaublichen Grad von Unverschämtheit anmaßender Geldstolz erreichen könne. Ich traute meinen Augen kaum, als ich eines Abends den Cercle der Contessa besuchte, und unter den Anwesenden auch den sauberen — Conte Trevolpi bemerkte. Er bewegte sich so unbefangen und vorlaut, als ob nichts geschehen wäre, war über mein Erscheinen so wenig verlegen, daß er durch seine Ansprache sogar mich verlegen machte, und überschüttete Signora mit einem solchen Strome von Artigkeiten, als ob er einbringen wollte, was er durch wochenlange Abwesenheit versäumt hatte. Mir kochte das Blut in allen Adern; ich glaubte, ich müsse den ehrlosen Gecken zum Fenster hinauswerfen; aber je mehr ich es ihn merken ließ, desto zuthunlicher ward er gegen mich, desto galanter gegen Cornelia. Ich fühlte lebhaft, daß wir Beide länger in einem und demselben Hause nicht aus- und eingehen könnten, und beschloß darüber mündlich oder schriftlich, je nachdem zu dem Einen oder dem Andern schnellere Gelegenheit sich darböthe, gegen Cornelia mich zu erklären.

Der Zufall führte ein neues Intermezzo herbei. Ich kehrte nach ein Paar Tagen mit meinen Kameraden von einem Spazierritte zurück. Der Weg führte uns an dem Kaffehhause vorüber. Da saß denn eben wieder der unleidliche Conte von acht oder zehn Dandy's umringt, so breit und vornehm, als ob die ganze Stadt sein Eigenthum wäre. Ich hatte ihn wohl von Weitem bemerkt — (denn mein ganzes Herz wendete sich, wenn es seine Nähe nur

ahnte), that aber, als ob ich ihn nicht ſähe, ſprach auf meine Begleiter hinüber, die mir zur Seite ritten, und trabte langſam vorbei. Kaum waren wir einige Schritte entfernt, als uns ein näſelndes Spottgelächter, wie Hohnruf neckender Masken, nachſcholl, auf welches eine Coda von gellenden Pfeifchen folgte. Ich blickte raſch um, und ſah zwanzig Finger gegen uns gerichtet, konnte alſo keinen Augenblick zweifeln, wem dieſe ehrenrührige Salve gegolten habe. —

„Ruhig!“ ſagte ich zu meinen Begleitern, welche wutherfüllt umkehren und den Klubb aus einander ſprengen wollten, „ruhig! — Wir müſſen uns erſt überzeugen, dann aber laß't ihn mir, dem es galt!“

Am Ende des Corſo wendeten wir unſere Pferde, und ritten wieder, als ob es ohne Abſicht geſchehe, zurück. Der Klubb erwartete uns ruhig; kaum waren wir aber vorüber, als uns abermal Gelächter und Pfeifen nachtönte.

Da hielt ich mich nicht länger, ſprang von meinem Pferde ab, welches ſogleich einer meiner Kameraden am Zügel faßte, ſtürzte auf die Rotte dieſer ungezogenen Laffen zu, die betroffen aus einander fuhr, trat ohne weiters meinen Mann, den Conte an, und verſetzte ihm, mit den Worten: „Memme, du weißt, wozu du mich berechtigeſt haſt!“ ein Paar ſo derbe Streiche in ſein ſchamloſes Geſicht, daß er betäubt zurücktaumelte. Seine ganze Leibgarde characteriſirte ſich in dieſem Augenblicke als eben ſo feig, wie er es war. Niemand wagte es, mir nur von ferne ein Hinderniß in den Weg zu legen; ruhig

ſchritt ich, während er ſich mit blutrünſtiger Naſe zuſammenraffte, meinem Pferde zu, ſchwang mich hinauf, und ritt mit meinen Freunden ſo lange den Corſo auf und ab, bis ſich der letzte jener Lärmer vom Platze verloren hatte.

Eine Erklärung gegen Cornelia ſchien mir unerläßlich. Ich ſandte ihr ein Billet folgenden Inhaltes:

„Signora! So theuer und angenehm mir auch „die Stunden ſind, die ich in Ihrer Nähe zuzu„bringen das Glück habe, und ſo unvergeßlich mir „das Andenken daran ewig bleiben wird, ſo gebie„thet mir doch die Ehre, meinen ſehnlichſten Wün„ſchen Abbruch zu thun. Was vor längerer Zeit „in Ihrem Hauſe, was geſtern auf dem Corſo vor„fiel, iſt Ihnen bekannt. Sie werden einſehen, „daß ich ein Haus, welches Trevolpi betritt, „nicht länger betreten kann, wenn auch mein „Leben darin hinge. Ihre Güte beliebe zu ent„ſcheiden, wer von uns Beiden dem Andern wei„chen muß. Ihrer gefälligen Antwort nicht ohne „Beunruhigung entgegenſehend“ u. ſ. w.

Noch denſelben Tag kam die Antwort, abgefaßt in den zärtlichſten Ausdrücken, mehr im Tone der Bitte und Entſchuldigung, als der einfachen Erwiederung. In mancher Wendung ſprach ſich ſo glühende Leidenſchaft aus, daß ich mich überzeugte, von Cornelia's Seite ſicher zu ſeyn. Sie erklärte ſich zu Allem bereit, was ich in Betreff des Conte fordern würde. Er ſolle nie mehr über die Schwelle ihres Palais treten, ja ſie werde ſchon einzuleiten

wiſſen, daß er in kurzer Friſt die Stadt für immer verlaſſen müſſe. Noch gebe es Mittel, ſolchen läſtigen Bewerbern, ſolchen frechen Zungenhelden den Mund zu ſtopfen. Sie erwarte mit Ungeſtüm den Augenblick, wo ſie wieder in der unbelauſchten Einſamkeit ihrer Villa ſich davon überzeugen könne, daß ein unangenehmer Vorfall, welcher meine Ehre ſo glänzend rechtfertigte, meiner Liebe keinen Abbruch gethan habe.

Dieſe Verſicherungen genügten mir um ſo mehr, als Trevolpi wirklich nicht nur aus Cornelia's Hauſe, ſondern auch aus dem Angedenken ihrer ganzen Umgebung verbannt ſchien. Nur Abends manchmal war es mir, als ob ich ihn an mir vorüberhuſchen, oder mir nachſchleichen ſehe, und mein Burſche wußte mir zu ſagen, daß er ſich öffentlich gerühmt habe, mir doch noch einmal irgendwo zu begegnen, wo ich am unliebſten geſehen wäre. Daß ich mich vor ihm zu hüten hätte, war gewiß, und ich verſäumte nicht, Cornelien meine Beſorgniſſe mitzutheilen, wenn er von meinen nächtlichen Fahrten, wie ich leider befürchten müßte, wirklich eine Ahnung hätte. Allein ſie beruhigte mich mit der beſtimmt ausgeſprochenen Bemerkung, daß er bis zur Zeit, wo ſie ihre Villa bezöge, ſchon verreiſ't oder mittelbar verhindert ſeyn würde, mich in irgend einer Hinſicht zu beirren. Bei dem bekannten Einfluſſe, welchen die Conteſſa durch Adel und Stellung in der Stadt hatte, ſchien es mir nicht unwahrſcheinlich, daß ſie ihrem Verſprechen den nöthigen Nachdruck geben, und es durch ihre Verbindungen

wohl dahin bringen könnte, den Conte fernzuhalten, oder wenigſtens unſchädlich zu machen. Ich hatte mehr, als einmal früher ſchon die Erfahrung gemacht, daß Frauen, ſo lange ſie uns wahrhaft ergeben ſind, in dieſer Beziehung alle Hebel in Bewegung ſetzen, und oft das unmöglich Scheinende leiſten, um uns von der Stärke ihrer Liebe und der Macht ihres Einfluſſes zu überzeugen.

Ziemlich beruhiget ſah ich daher dem Tage entgegen, wo die Conteſſa auf die Campagna ginge. Und als mein erſter Ausflug, den ich allerdings nicht ohne Beſorgniß wagte, glücklich abgelaufen war, dünkte ich mich ſo ſicher, als ob nicht das Geringſte weiter zu befürchten ſtände. Cornelia's Fürſorge ließ ſich auch nicht verkennen. Mein racheſchnaubender Nebenbuhler war zwar noch nicht verreiſ't, allein ſo oft mir eine Fahrt nach der Villa bevorſtand, war er zu einer Jagd, zu einer Abendgeſellſchaft auf einer nahen Villa, zu einem Spiele, oder zu irgend einer andern Parthie engagirt, die ihn hinderte, mich beobachten zu können. Auch war ich ſelbſt vorſichtiger geworden, wozu die fortwährenden Warnungen meines Dieners nicht wenig beitrugen; ich wechſelte die Plätze, wo ich einſtieg, die Orte, von denen aus ich meine Excurſionen unternahm, meine Vermummung, die Zeit meiner Abfahrt.

Eines Sonnabends, welchen ich wieder dazu beſtimmt hatte, Signora zu beſuchen, warnte mich mein Diener ganz beſonders. Seinem Talente, als Spion zu meinen Gunſten, konnte ich volles Zutrauen ſchenken, daher ließ es mich nicht ganz gleich-

gültig, als er mich dringender, denn je, bat, heute nicht zu verreiſen, indem er beſtimmt wiſſe, daß der Conte mir entweder auf dem Hinweg oder auf der Heimfahrt auflauern wolle. Jemand von Cornelia's eigener Dienerſchaft ſollte der Verräther ſeyn. Doch was half das Alles! ich hatte der Conteſſa verſprochen, zu kommen, ich mußte mein Wort halten, wenn ich nicht für wortbrüchig, oder gar für muthlos gelten ſollte; zudem waren ſeit Kurzem Nachrichten eingelaufen, welche es nicht unwahrſcheinlich machten, daß ich meinen Standort vielleicht bald ganz unerwartet und plötzlich verlaſſen müßte. War ich da meiner, mir ſo treu ergebenen, Signora nicht ſchuldig, Wort zu halten, ſie von den laut gewordenen Gerüchten in Kenntniß zu ſetzen, Verſtändigungsmittel für die Zukunft zu verabreden, und, je näher vielleicht der Abſchied war, deſto feſter mich in ihrem Herzen einzubürgern? — Alſo weg mit allen Scrupeln! — Hatte mir der Gott der Liebe ſo oft glücklich durchgeholfen, warum ſollte er bei dem wichtigſten, vielleicht für lange Zeit ſogar letzten, Gange mir abhold den Rücken kehren?

Alle Furcht aus meinem Herzen verbannend, beſtieg ich daher bei anbrechender Nacht verkleidet, wie gewöhnlich, mein Fuhrwerk, verwies noch meinem Burſchen ſeine übertriebene Ängſtlichkeit, und rollte, mancherlei ſinnend und träumend, dem Gebirge zu, hinter deſſen Ausläufern die Straße ſich drei Miglien weit durch den felſenumſtarrten Engpaß hinzieht.

Es war indeß rabenfinſter geworden; kaum, wie

eine Ahnung von Weiß, zog ſich zwiſchen den ſchwarzen Bergwänden die wohlgebahnte Straße hin, gerade nur ſo viel immer vorwärts ſichtbar, als für das jedesmalige Ausgreifen des rüſtigen Gaules hinreichte. Schauerlich rauſchte jenſeits des Steingeländers, welches die Straße rechts umſäumte, der Waldſtrom im tiefgewühlten Bette, und verlieh der Gegend doch wenigſtens einiges Leben, ohne welches ſie vielleicht noch unheimlicher geweſen wäre. Ich war jedoch an all' dieſen nächtlichen Spuck bereits gewöhnt, ohne eben ſagen zu können, daß ich die Straße kenne, da ich ſie bei Tage noch nie paſſirt hatte. Nachdem ich aus dem Sinnen und Denken allmählich in einen leiſen Schlummer verfallen war, und vielleicht anderthalb Miglien verſchlafen hatte, erwachte ich wieder, wie es ſchien, eben noch früh genug, um meinen Vetturin vor dem völligen Einnicken zu bewahren.

Mich fröſtelte. Mein Mantel war feucht, vom fallenden Thau der Nacht. — „Geſchwind ein Pfeifchen geſchmaucht, dachte ich, und die behagliche Wärme wird wiederkehren.“ — Die Pfeife ſteckte vollgeſtopft ſammt Tabaksbeutel, von der Hand meines ſorgſamen Burſchen bereitet, in der Seitentaſche meines Mantels. Mit lüſternen Lippen ſog ich einſtweilen den lieblichen Vorgeſchmack aus dem Bernſteinmundſtücke und ſchickte mich an, Feuer zu ſchlagen. Ich durchſuchte alle Falten meiner Kleidung, alle Winkel der Sedia, — aber weder Schwamm noch Stahl war zu finden. Die Schuld lag an mir. Ich führte dieſe Inſtrumente ſonſt

immer ſelbſt bei mir, weßhalb mein Burſche ſich nicht darum kümmerte. Bei der Eile, mit der ich die Kleider gewechſelt, mochte ich ſie vergeſſen oder verſtreut haben. Deſſenungeachtet ſchalt ich auf meinen Burſchen, daß er nicht ſtatt meiner daran gedacht hatte; denn Niemand iſt ungerechter und ungeduldiger, als ein Tabakraucher von Profeſſion, wenn er die Pfeife im Munde hat, und ſie nicht anzuzünden im Stande iſt. Ich ſprach meinen Vetturin um Feuer an, aber zu meinem Verdruſſe war er von der Untugend des Rauchens frei, und gab mir noch dazu den ſchlechten Troſt, daß auf der ganzen Straße kein Haus ſey, wo man Licht zu finden, hoffen könnte. Bitterböſe warf ich mich in meine Ecke zurück, ſchob die ungenießbare Pfeife wieder in die Taſche, und ſuchte mir, nachdem ich den Vetturin zur Eile angetrieben, den Reſt des Weges mit meinem gewöhnlichen Mittel zu verkürzen, nämlich mit — Schlafen.

Ein wunderlieblicher Morgen glühte aus zerreißenden Nebeln hervor, als ich in das Thal einlenkte, deſſen Mitte Cornelia's Villa einnahm. Der ganze unfreundliche Weg war vergeſſen, als ich ſie von Weitem, in Begleitung eines vertrauten Dieners, hoch zu Roſſe, wie eine junge Amazone, mir entgegen kommen ſah.

In Freuden und Leiden, in Geplauder und Tändeleien verging uns der goldige Sonntag. Sie war zu heiter geſtimmt, als daß ich ſie durch das Gerücht von der Wahrſcheinlichkeit eines baldigen Abmarſches um ihre Laune hätte bringen mögen;

und wenn ich ihr ſo in's Auge ſah, ſo ganz ſelig war im Bewußtſeyn, die ſchönſte Dame des Landes mein nennen zu dürfen, ſo erfaßte mich ſüße Zuverſicht, und ich hielt jede Trennung für unmöglich. — Auch auf Trevolpi kam die Rede, und ich verhehlte meiner ſüßen Donna nicht, was ich von ſeiner Rachſucht jetzt mehr, als je befürchte.

„Seid unbeſorgt, Signor“ — ſprach ſie mit flüchtigem Erröthen, — „ich weiß, daß er Euch nachſtellt; aber bald wird er dieſe Gegend für immer zu verlaſſen haben. Wer meiner Liebe in den Weg treten will, nehme ſich in Acht! Ich weiß zu ſchützen, wen ich liebe — zu ſchützen um jeden Preis!“

Und dabei leuchtete ein ſo wildes Feuer aus ihren blitzenden Augen, daß ich mich doppelt glücklich fühlte, von ihr geliebt und nicht der Nebenbuhler ihres Erkornen zu ſeyn.

Die Nacht nahte auf Flügeln. Wenn ich noch vor Tagesanbruch unbemerkt meine Station erreichen wollte, galt kein Säumen mehr, ſo ſchwer mir auch der Abſchied fiel. Cornelia begleitete mich bis an den Saum des Thales. Ihr glühender Abſchiedskuß brannte mir tief in's Herz. Zerriſſen von den widerſprechendſten Empfindungen ſprang ich auf meine Sedia, und winkte ihr ſo lange noch zu, bis das Thal und mit ihm die reitzende Armida, die es bewohnte, hinter den Felſen verſchwand. Meine Seele war erfüllt von den ſeltſamſten Eindrücken; Hoffnung, Beklommenheit, Sehnſucht, Unruhe, und wie all' die Gefühle heißen, die ſich in einer Bruſt regen, welche das Bewußtſeyn leichtſinnig

verletzter Pflicht und unbesonnen genährter Liebe, die am Ende doch zu keinem ernsten Ziele führen kann, nicht ganz in den Hintergrund zu drängen vermag, kämpften in meinem Innern. Dumpfe Betäubung und gedankenloses Hinbrüten trat nach und nach an die Stelle träumerischer Aufgeregtheit, und jene quälende Unbehaglichkeit, welche den merkbaren Übersprung aus der Poesie der Leidenschaften in die Prosa der Wirklichkeit immer begleitet, bemächtigte sich meiner mit ganzer Kraft. — Ein himmlisches Weib! rief nachzuckend die fiebernde Phantasie. — Wozu soll's aber am Ende führen? warf der berechnende Verstand hin. — Wenn du wirklich bald von hinnen solltest?! — Schrecklicher Gedanke! schrie das Herz auf. — Gut wär's, gut wär's! verwies der Kopf, — und so gab es einen Zank und einen Hader in mir, daß ich fast müde ward, die Partheien anzuhören, und in den alltäglichen Seufzer ausbrach: „Wär' ich lieber schon wieder glücklich zu Hause!“ —

„Alle Wetter!“ — fuhr ich plötzlich auf, daß der Vetturin ängstlich aufschrack. „Wie man doch im Liebestaumel auf Alles vergißt. Da hab' ich mir so fest vorgenommen, mich für den Rückweg mit Feuerzeug zu fourniren, und nun führ' ich die Pfeife so zurück, wie ich sie hergebracht. Ein eigenes Schicksal! Wenn ich auf Ahnungen hielte, so glaubte ich, daß es etwas zu bedeuten habe.“

Zum zweiten Male die Tantalus-Scene der vorigen Nacht durchlebend, rollte ich schon in's tiefste Dunkel der Bergschlucht hinein, noch mißmuthiger,

als gestern, indem ich heute nicht einmal schlafen konnte. Die erste Hälfte des Rückweges fuhr ich langsam, indem es immer merklich bergan ging; es mochte auf Mitternacht zugehen, als wir den höchsten Punct der Straße erreicht hatten. Aus flockigem Gewölke trat, wahrhaft ersehnt von mir, der Mond hervor, der mir heute um so willkommener war, je unheimlicher es in meinem Innern aussah. Aber der blasse Mond in einer grotesken Abruzzen-Landschaft ist ein gespenstischer Mahler, besonders für einen Abenteurer in meiner damahligen Stimmung. Er zauberte mir auf die tiefgefurchten Kalkfelsen, von welchen düstere Bäume und struppige Sträucher in wirrer Unordnung niederhingen, so frazzenhafte Bilder hin, daß ich Mühe hatte, mein Mißbehagen zu unterdrücken. — Ich hätte einen Napoleond'or für einen Funken Feuers gegeben, um meine unbehagliche Stimmung in ringelnden Rauchwölkchen verdampfen zu können.

Jetzt näherten wir uns dem verlassenen Hause, welches beiläufig die größere Hälfte des Heimweges bezeichnete. Ich wähnte anfänglich, mein Auge täusche mich — aber mein Vetturin bestätigte mir durch die Worte: „Nun, Signor, dort ist Licht zum Anfeuern der Pfeife!“ daß ich recht gesehen hatte. Wirklich schimmerte durch die niedrigen Fenster des Erdgeschosses ein matter Glanz, ob von Lampe oder Kerze, das galt mir gleich; war's doch gewiß Feuer genug für meinen Bedarf. —

„Ist hier ein Wirthshaus?“ fragte ich meinen Vetturin.

„„Geweſen!““ — antwortete er. — „„Wer jetzt drin ſeyn mag, weiß ich nicht. Seit langem ſchon wohnte Niemand hier; noch geſtern war's um dieſe Zeit finſter.““

Ich ließ halten, und rief mit lauter Stimme, aber nichts rührte ſich; nur von der gegenüberſtehenden Felswand ſcholl mein Ruf kurz abgebrochen zurück.

„Sie werden ſchlafen!“ ſagte ich, ſprang ab, und eilte, nur auf den Genuß denkend, der mir nach langer Entbehrung bevorſtehe, dem Hauſe zu.

Mein Pochen blieb unerwiedert. Ich drehte die Klinke, und die Thür ſprang knarrend auf. Eine finſtere Hausflur, vielleicht die Küche des Hauſes, — denn unterſcheiden konnte ich nichts, — nahm mich auf. Rechts flimmerte durch einen Spalt Licht; ich öffnete eine zweite Thüre, — und trat in eine kleine, räucherige Stube, welche von einer weit herabgebrannten, flackernden Kerze matt erleuchtet war. Ohne eine Menſchenſeele zu gewahren, näherte ich mich dem Steintiſche in der Mitte, auf welchem eine Flaſche ſtand, in der die Kerze ſteckte, und wollte mir die Pfeife anfeuern. Aber plötzlich gerann all' mein Blut zu Eis, denn der gräßlichſte Anblick, den ich je in meinem Leben gehabt, bot ſich mir zur Schau.

Auf dem Tiſche vor der Flaſche, zu welcher ich mich eben hinbeugen wollte, lag ein abgeſchnittener Menſchenkopf. Friſches Blut träufelte noch auf den Boden, auf welchem in einer Lache Blutes der Rumpf des Gemordeten ſchwamm. Unfähig, ein Glied zu

regen, ſtand ich da; wie kaltes Waſſer rieſelte es mir über den Rücken, während Todesſchweiß auf meine Stirne trat, und meine Haare, vom Schreck electriſirt, ſich auf dem Schädel borſtig emporſträubten. — Du biſt verloren, dein eigen Bild liegt vor dir! rief's in mir, und ich, der ich (Gott weiß es!) nicht zitterte, wenn die Kugel in der Schlacht die halbe Hirnſchale meines Kameraden mir vors Geſicht ſchmetterte, war ſo ſehr außer Faſſung gebracht, daß mir die Zähne aneinander ſchlugen, und die Knie ſchlotterten. Die Augen weit aufgeriſſen, wurzelte ich im Eſtrich, alle Sinne bis auf den des Geſichtes, verſagten mir ihren Dienſt, und dieſer einzige ſog ſich ſo voll an Entſetzen, daß ich vergehen zu müſſen glaubte. Mir war's, als ob die Wände ſich plötzlich aufthäten und aus hundert klaffenden Spalten blutgierige Banditen mit gezückten Meſſern ausſpieen. Ich wagte, — wiewohl Alles ruhig und ausgeſtorben blieb, nicht, mich umzuwenden, denn ich dachte, ſie ſtänden mir ſchon im Rücken. Aber der gräßliche Anblick vor mir geſtaltete ſich immer deutlicher. Mir war's, als wäre mir der Kopf trotz ſeiner wild verzerrten Züge, nicht unbekannt. Die ſchwarzen Locken, der buſchige Kinn- und Schnurbart, die weitgeöffneten Augen — kein Zweifel! — ich kannte dieſen Cäſarskopf, er ſaß noch geſtern auf dem Memmenrumpfe meines Nebenbuhlers Trevolpi. Dieſe Überzeugung erweckte mich halb und halb aus meiner Erſtarrung; ich ließ die Augen hinabgleiten auf den Rumpf, der mit ausgebreiteten Armen dalag. Die rechte Hand,

krampfhaft ausgestreckt, reichte über den Schatten des Tischrandes hinaus. So viel ich beim heller aufflackernden Scheine des kargen Kerzenstumpfes bemerkte, fehlte ihr der Mittelfinger, an welchem der Conte im Leben jenen wohlbekannten blitzenden Brillantring trug. Gewiß war er von Mördern hierher geschleppt, gemordet und beraubt worden, vielleicht eben, als er mir auflauern wollte, um sich an mir zu rächen.

Noch hatt' ich nicht so viel Kraft und Muth gewonnen, um den Versuch des Entkommens zu wagen. Da knisterte die Kerze plötzlich zuckend auf, und verlosch, durch den Hals der Flasche fallend, mit zischendem Gepraſſel. Ich fuhr unwillkührlich zusammen; nicht mit Bewußtseyn, sondern von bewußtloser Angst gepeitscht, raffte ich mich auf, und rannte mit vorgestreckten Armen, als ob ich durch einen Phalanr bewaffneter Feinde durchbrechen wollte, wohl zehn Mal von Wand zu Wand taumelnd, in's Freie, kletterte, wie eine gehetzte Katze, die Sedia hinan, und schrie mit kreischender Stimme: „Fahr' zu, was Du kannst! doppelten Ersatz für deine Mähre, wenn sie fällt!"

Der Vetturin rief alle Heiligen an, ohne eigentlich zu wissen warum, und hieb auf sein Pferd los, daß es wie im Sturme dahinschnob. Zum Glücke ging es jetzt abwärts, die Straße war gut, und noch sah ich mich im Geiste rings von Mördern umgeben, als schon mein Bursche, der mich am verabredeten Orte erwartete, dem Vetturin sein „Halt!" zurief. Gut, daß meine Pfeife, deren Rohr ich im

Krampfe zum Ringe zusammengebogen hatte, keine Pistole war, sonst hätte ich meinen armen Philibert ohne Gnade zusammengeschossen.

Daß ich meine Pfeife unter solchen Umständen nicht angefeuert, brauch' ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Ich möchte den Helden kennen, welcher in einer solchen Situation die Kaltblütigkeit besäße, ruhig seine Pfeife an's Licht zu halten, dem rumpflosen Haupte ein gemüthliches „Adieu!“ zuzuflüstern, und behaglich schmauchend weiterzufahren! — Ich gäbe noch jetzt alle Affairen und Handstreiche meines vielbewegten Lebens darum.

„Herr, was ist Ihnen begegnet?“ fragte mich Philibert besorgt, als er bemerkte, daß ich mehr wanke als gehe.

„Nichts, nichts!“ sagte ich, dankte meinem Gott, als ich in meine Stube trat, und warf mich erschöpft auf's Bette hin.

Der Tag war noch nicht angebrochen, als mich die Allarmtrommel aus meiner Betäubung weckte.

„Was gibts?“ rief ich meinem eintretenden Burschen zu.

„„Wir marschiren, Herr!““ erwiederte er freudig. „„Ich habe schon Alles eingepackt und besorgt. Ich habe es sogar Ihnen selbst schon gesagt, als Sie vom Wagen stiegen, und den Vetturin so überaus splendid mit ihrer ganzen Börse bezahlten; aber Sie antworteten mir nichts. Nun, dacht' ich bei mir, bereitet ist Alles; laß den Herrn rasten, so lang's noch geht; er scheint der Ruhe zu bedürfen. Gestern ist der Befehl angekommen; ich hatte große

Mühe, Ihre Abweſenheit zu verſchweigen, und ſchwebte in tauſend Ängſten für den Fall, daß Sie ſich etwa verſpäteten!“

„Wir marſchiren alſo?“ wiederholte ich, mich umkleidend, und wie Centnerlaſt fiel es mir vom Herzen. — „Das iſt wahrhaft Gnade des Himmels!“

Mein Burſche begriff zwar nicht, warum mir das plötzlich ſo lieb wäre, aber lieb war es auch ihm, das ſah ich ihm an den Augen ab. „Gut, daß wir wegkommen aus dieſem Neſte!“ jubelte er. —— „Bei Gott, ich hatte keine Ruhe, ſo lange ich Sie hier wußte!“

In einer Stunde ſtanden wir in Reih' und Glied. Es ging in's Calabreſiſche hinein, wo der Geiſt der Widerſetzlichkeit gegen unſere Waffen eine Truppenverſtärkung nöthig machte.

Auf dem Marſche hatte ich Zeit genug, über das Abenteuer jener verhängnißvollen Heimfahrt nachzudenken. Seltſame Combinationen geſtalteten ſich vor meiner Seele. Doch was ich auch immer ahnen und muthmaſſen mochte, es war ja nun Alles vorüber, ich war wieder ein freier Mann, und Cornelia's Züge ſchimmerten, gleich dem Widerſchein eines Regenbogens, aus der Vergangenheit in die friſche Gegenwart herüber. Nur Eines beunruhigte mich mehr und mehr, je ſchwieriger es mir wurde, eine Abhülfe zu treffen. Obgleich es nämlich damals das Leben eines Menſchen galt, welcher mir bis in's Innerſte verhaßt war, welchen ich nicht unter den Lebenden ſehen konnte, von deſſen Rachſucht

ich mehr zu fürchten hatte, als ich in meiner leidenschaftlichen Verblendung ſehen wollte, — ſo war's denn doch ein Raubmord, ein fürchterliches Attentat gegen die öffentliche Sicherheit, ein Verbrechen, welches augenblicklich hätte angezeigt, und auf's genaueſte unterſucht werden ſollen. Konnte ich es aber thun? — Womit hätte ich meine Fahrt durch jenen Engpaß motiviren ſollen, da ich, ſtrengen Befehlen gemäß, mich nicht halb ſo weit von meiner Garniſon entfernen ſollte? — die Sache anzeigen, hieß: mich ſelbſt verrathen, mir ſelbſt den Proceß machen, mich der Strafe der Caſſation überliefern. — Wer an meiner Stelle hätte die Selbſtverläugnung beſeſſen, auf Gefahr ſeiner eigenen Ehre und ſeiner Charge eine Anzeige zu wagen, die am Ende vielleicht doch zu keinem befriedigenden Reſultate geführt hätte, indem die Räuber dieſer Gegend ſo ſichere Schlupfwinkel im Gebirge hatten, daß unſere Vorſicht und Strenge wohl manchen Frevel verhinderte, wenn aber einer begangen war, dem Thäter nur äußerſt ſelten auf die Spur kam.

So ſehr mich daher das Bewußtſeyn auch drückte, ſo gerne ich wenigſtens einem vertrauten Freunde mein Abenteuer mitgetheilt hätte, ſo hatte ich doch nie den Muth dazu, und war in der That froh, durch neue Ereigniſſe, militäriſche Strapatzen, unerwartete Begebenheiten und Geſchäfte zerſtreut, und von der täglich wiederkehrenden Erinnerung an mein Verhältniß zur ſchönen Conteſſa und an das blutige Haupt des Conte abgelenkt zu werden.

Ein Jahr mochte bereits vergangen ſeyn. Wie

der Abglanz eines unheimlichen Traumes zuckte es nur manchmal noch durch mein Gehirn, wenn ich Corneliens gedachte. Dazu gesellte sich eine leise Neugier, zu wissen, wie nach meinem plötzlichen Verschwinden Alles sich gestaltet und gelöst haben mochte, und eben diese Neugier gab mir den sichersten Beweis, daß die Zeit bereits das Ihrige gethan habe, meine gestörte Ruhe wieder in's Gleichgewicht zu setzen. Indeß war auch in Calabrien die Ruhe hergestellt, und unsere Truppe folgte dem Ruf nach Capitanata, also in die Nähe der Landschaft, wo ich jenes Abenteuer bestanden hatte. Unsere Bestimmung war abermal, als Reserve in einer nördlichen Grenzstadt zu bleiben, und den Räubern, falls sie, von unseren Soldaten herabgedrängt, südwärts durchbrechen wollten, den Weg zu sperren.

Die Unsicherheit hatte wieder um Vieles zugenommen; je enger man das Mordgesindel einschloß, desto härter nahm es die Gegend mit, auf deren Umkreis es beschränkt ward, desto grausamer verfuhr es bei seinen Streifzügen und Überfällen. Man nahm, durch die Noth gezwungen, zu den äußersten Mitteln seine Zuflucht. Tod war die Strafe für Jeden, der einen Räuber beherbergte, ihn verbarg, ihm Speise oder Trank gab, ihm zur Flucht verhalf, ja nur unterließ, sein Erscheinen an irgend einem Orte anzuzeigen. Eine Ortschaft, in deren Bereich Raub oder Mord verübt wurde, hatte die Verpflichtung auf sich, binnen kürzester Frist die Thäter ausfindig zu machen und einzubringen, widrigenfalls sie ohne Gnade rasirt wurde; eine harte

Maßregel, aber vom kräftigsten Erfolge. Eingebrachte Verbrecher wurden standrechtlich behandelt, ihre Köpfe an der Außenseite des Hauses, welchem sie angehörten, oder in welchem die That verübt worden, eingemauert, durch ein eisernes Gitter geschützt, und darunter mit kurzen Worten der Name des Verbrechers und die Art des Verbrechens, bezeichnet. — Die Familie des Gerichteten, oder der Bezirk, zu welchem er dienstpflichtig war, hatte unter strenger Haftung zu sorgen, daß solch' ein Schandmahl unversehrt an Ort und Stelle blieb. Nur auf diese Weise war es möglich, dem furchtbaren Unfuge der Räuber Einhalt zu thun, wiewohl selbst jetzt noch keine Woche verging, ohne daß Berichte über verübte oder versuchte Frevel einliefen. Sogar auf der meilenlangen Ebene, unfern vor der Hauptstadt der Provinz, wohin wir Offiziere öfter zu fahren hatten, um aus der Kriegscasse den Sold für unsere Mannschaft zu fassen, war es nicht allzusicher. Dessenungeachtet beneideten wir fast einander um jede solche Fahrt, indem sie uns doch aus der traurigen Garnisonirung in einer abgelegenen Landstadt wieder für ein paar Tage unter Menschen brachte.

Der gewöhnliche Sammelplatz, wo wir Militärs uns dann zusammen fanden, war das Hôtel, dem schönen Zollhause gegenüber, wo Meister Stefano Pharao-Bank hielt. Manche Rolle Scudi trug ich aus der rauchdurchqualmten Spielstube mit, und manchen Napoleond'or ließ ich dort sitzen; denn wiewohl ich eben kein Spieler aus Leidenschaft war,

ſo konnte ich doch der Lockung nicht ganz widerſtehen, wenn ich einen der Pointeurs recht im vollſten Glücke ſah, auf ſeine Karte zu ſetzen. Auch war es mir von jeher intereſſant, Spielergruppen zu beobachten und den grellen Wechſel der Mienen zu belauſchen, welchen jede Wendung des Glückes in ihren Geſichtern hervorbringt. Am meiſten fiel mir ein langer, hagerer Mann auf, den ich jedes Mal als Zuſeher, aber nie als Pointeur ſah. Sein ovales, gelbes Geſicht, von ſtruppigen, aus Schwarz in's Grau ſpielenden Haaren umſtarrt, ſein ſpärlicher Backenbart, ſeine kleinen ſtechenden Augen, zwiſchen denen eine mächtige Adlernaſe hervorragte, deren Spitze faſt über den zahnloſen Mund zum aufwärtsgebogenen Kinne hinabreichte, gaben ihm ein unheimliches Anſehen. Immer ſchwarz gekleidet, ſaß er läßig hingeſtreckt hinter einem der Pointeurs, ſprach nie ein Wort, zog die Handſchuhe nie aus, legte auch den Hut nie ab, als ob er jeden Augenblick zum Fortgehen bereit wäre, und verfolgte dabei den Gang des Spieles mit ſolcher Aufmerkſamkeit, als ob er die Controle der ganzen Gallerie führte. Er kam mir mit ſeinem geſpenſtiſchen Ernſte, mit ſeiner unverbrüchlichen Schweigſamkeit wie ein Nekromant vor, wie einer jener Zauberer oder Alchymiſten, deren Schilderung man häufig in unſeren alten Volksbüchern findet, und ich muß geſtehen, daß ich eine förmliche Scheu vor ihm fühlte; dennoch wußte, wie geſagt, gerade dieſes ſein unheimliches Weſen meine beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken, und es kam mir vor, als ob es nur

von ihm abhinge, jede Bank zu sprengen, jeden Pointeur gewinnen oder verlieren zu machen.

Eines Abends fand ich eine besonders zahlreiche Spielgesellschaft. Es war, als wenn die Offiziere von allen fünf Straßen der Seeprovinz, welche sich in der Hauptstadt vereinigen, zusammengekommen wären. „Paroli“ — „Sept le va“ — „Pace“ — „Quatorce le va!“ scholl es in bunten Stimmen durch einander, und Gold und Silber klang so lockend und blitzte so verführerisch, daß es Mühe kostete, sich von dem tollen Spielfieber nicht auch anstecken zu lassen. Ich suchte mit den Augen, wie gewöhnlich meinen Nekromanten auf. Er saß hinter einem blutjungen, kaum siebzehnjährigen See-Cadeten, dem man es ansah, daß er im Kriegsleben wohl noch eben so sehr Neuling war, als am Pharao-Tische. Er pointirte ganz wüthend drauf los, bog ein- um's andere Mal Paroli ein, verlor aber bei jedem Abzuge, und wenn ja einmal seine Karte mit der linksgelegten des Banquiers übereintraf, so gab's ein Plié, und seine Hoffnung ward wieder zu Wasser. Ich hätte dem jungen Manne nicht so viel Geld zugetraut. Eine Rolle nach der andern wanderte auf den Tisch vor die Karte; immer stand voller Satz, — und sobald er verlor, schnell vor der quer geschobenen Karte der Gleichbetrag. Aber Rolle um Rolle verschwand; die Farben wechselten im Gesichte des leidenschaftlichen Spielers rascher, als in den Taillen, die hellen Schweißtropfen perlten ihm über die Stirne, man sah ihm die Höllenangst an; aber je hartnäckiger er das Glück forciren wollte,

deſto höhnender floh es ihn. — „Jetzt bin ich blank!“ rief er halblaut, ſich unwillkührlich umwendend zu dem ſchwarzen Niemandsfreunde, der, wie der Tod, hinter ihm ſaß, und ſchob eine Rolle Napoleondor's hin.

„Junger Mann, überlaſſen Sie mir das Spiel!“ ſprach ihn plötzlich der Schwarze an. Es waren die erſten Laute, die ich aus ſeinem Munde hörte, aber ſie klangen ſo hohl, ſo hölzern, wie aus dem Grabe.

Der Verlierende ließ es faſt bewußtlos geſchehen. Der Banquier machte eben den letzten Abzug, nur eine Karte reſtirte.

„Fausse taille!“ bemerkte der neue Pointeur tonlos, und ſtrich den Satz ſammt Äquivalent ein.

„Der Same iſt da!“ flüſterte er ſeinem Clienten zu, und beſetzte zwei neue Karten mit dem ganzen Gelde. Seine Karte zog wieder. Er ließ den Satz ſtehen und bog die Ecke der Karte aufwärts. — „Paroli!“ „„Gewonnen!““ — „„Sept le va!““ — „„Gewonnen!““ — und ſo ging's fort, daß ſich die Züge des jungen Schützlings freudig verklärten und ſüße Hoffnung aus ſeinen Augen leuchtete, während die übrigen Pointeurs die Bank reichlich fütterten, und der rettende Unbekannte mit eiſigem Phlegma ſein Geſchäft fortſetzte.

Schon hatte der Cadet ſeinen ganzen Verluſt zurückgewonnen, und wollte eben retiriren, als der Fremde mit lauter Stimme „Bank“ rief, den Handſchuh abſtreifte, und ſtatt des Satzes, einen blitzenden Brillantring, den er vom Finger zog, vor die Karte legte.

Mir fuhr es wie ein Messer durch die Seele, als ich den funkelnden Stein sah. — Die herzförmige Fassung, das helle Wasser, die Größe — Alles sagte mir: „Das ist Trevolpi's Ring!“

Mit unveränderter Miene strich der Geheimnißvolle die ganze Bank ein, die ihm der Croupeur erblassend zuschob, und gab sie dem See-Cadeten, welcher verlegen sich weigerte. — „Da, junger Mann,“ sprach er, den Ring wieder ruhig an den Finger steckend, — „da! jetzt aber gehen Sie, — und greifen Sie nie mehr öffentliche Gelder an, um Spiele zu spielen, die Sie nicht verstehen. Wohlbekomme die Summe!“ Ein grinsendes Lächeln begleitete diese schneidenden Worte.

Erröthend bis in den Hals zog sich der Beschämte, welcher sich schwer getroffen fühlte, zurück, stammelte einige halbverständliche Worte des Dankes, und verlor sich aus dem Zimmer, während der Nekromant wieder seinen vorigen Posten einnahm, und stumm, als ob nichts geschehen wäre, zusah.

Ein eisiges Grauen überlief mich, als ich so hinter seinem Stuhle stand. Jetzt nahm er langsam den Handschuh hervor, um ihn wieder anzuziehen, wobei ich den Ring ganz nahe zu betrachten Gelegenheit fand. Ich hätte darauf schwören mögen, daß ich recht ahne, und faßte alsogleich den Entschluß, meinen Argwohn geeigneten Ohren mitzutheilen, was innerhalb der beiden Tage, die ich noch hier zu verweilen hatte, geschehen sollte. In der Zwischenzeit hoffte ich mich, wo möglich, noch besser zu überzeugen, daß meine Augen mich nicht täuschten.

In den Morgenstunden des folgenden Tages hatte ich Geschäfte. An der Mittagstafel sprach man von nichts Anderem, als von Kriegsaffairen, Räubergeschichten, politischen Chancen und dergleichen. Ein Offizier, der später an unsern Tisch kam, brachte die Neuigkeit, daß man auf der Ebene vor der Stadt in einem Graben einen jungen Militär von der Marine, welcher, wie man wisse, gestern Geld gefaßt, ermordet und beraubt gefunden habe. Die Sache schien mir zu auffallend mit dem Betragen des geheimnißvollen Unbekannten zusammenzuhängen, als daß ich es hätte über mich bringen können, keine Notiz davon zu nehmen. Abends fand ich ihn wie gewöhnlich am Pharao-Tische; auch des Ringes wurde ich wieder ansichtig. Am andern Tage theilte ich dem Stadt-Commandanten bei meiner Abschieds-Visite meinen Verdacht mit, und reis'te ab.

Als ich im nächsten Monate wieder zu Meister Stefano kam, war der Unbekannte verschwunden. — Auf meine Nachfrage hieß es: „Er sei, als verdächtig, eingezogen, und seither nicht mehr gesehen worden."

Nach langen Jahren kam ich als Rittmeister in Diensten einer fremden Puissance, zu deren Fahnen ich, theils aus veränderter Neigung, theils durch Zeitereigniße veranlaßt, indeß übergetreten war, noch einmal in die Stadt, wo die Liebe zur schönen Cornelia mich so nahe an den Rand des Verderbens geführt hatte. Ich erkundigte mich um die Familie Fieramonti. — „Sie sei ausgewan-

dert« erwiederte man mir; warum? wohin? konnte oder wollte mir Niemand genau ſagen. Vielleicht wußte ich den Grund beſſer, als alle Andern. —

Neugierde trieb mich ſogar hinaus in den Engpaß, wo das verhängnißvolle Haus ſtand. Ich fand es noch, halbverfallen, thür- und fenſterlos. Unter dem Simſe grinſte durch ein Eiſendrahtgitter ein halbeingemauerter Todtenſchädel herab, darunter kaum lesbar mehr die Inſchrift: „Gaetano Bramarba verübte in dieſem Hauſe an Conte Carlo Trevolpi einen gräßlichen Raubmord, wofür er gerichtet wurde, am ——————« Das Datum war ſchon verwiſcht und verwittert. Ein eiſiger Schauder überlief mich, als ich in die dielenloſe Stube trat und den Tiſch erblickte, vor welchem ich damals in athemloſer Todesangſt gezittert hatte.

Der Invalide.

Es mochte beiläufig vier Uhr Nachmittags seyn, (erzählte mir ein Freund, welcher eine Reise durch Norddeutschland gemacht hatte) — als ich in S***, der Hauptstadt eines kleinen Fürstenthums, ankam. Sie lag zwar seitwärts von meiner Route, allein der Ruf des fürstlichen Parkes, welcher, einzig in seiner Art, dem alterthümlichen Orte zur seltenen Zierde gereicht, veranlaßte mich, den kleinen Umweg von einigen Meilen mich nicht gereuen zu lassen. Ein paar Stündchen früher aufgebrochen, — und ich war mit meiner Austheilung wieder im Reinen!

Der Ruf hatte mich nicht getäuscht; der Garten, welcher das fürstliche Sommerpalais in einem Umfange von ein paar Meilen umgab, vereinigte Alles in sich, was englischer und französischer Geschmack des Anmuthigen und Interessanten darbietet. Man konnte bei dieser romantischen Verschmelzung strenger Abgemessenheit mit scheinbar regelloser Freiheit nicht länger einen Zweifel dagegen erheben, daß die Horticultur auch zu den freien Künsten gehöre, was ihr die neuere Ästhetik durchaus nicht mehr zugestehen will.

Mit reger, empfänglicher Seele schritt ich bald abgezirkelte Buchenwände und Buchssträucher ent-

lang, verlor mich bald in labyrinthiſche Wildniß, um unverhofft auf einen freien Platz mit einladendem Springquell und luftigem Lusthäuschen herauszukommen; hier ragte mir, zwiſchen nickenden Pappeln, ein ſchlanker Obelisk entgegen, dort führte in mäßigen Abſätzen eine blanke Marmortreppe zum Gipfel eines Hügels empor, von welchem aus ein freundliches Gloriett die ganze Niederung beherrſchte. Meine Augen, ſo gierig ſie auch umherſchweiften, reichten kaum aus, die wachſende Maſſe der Eindrücke aufzunehmen, welche von allen Seiten winkten und lockten. Aber auch des Schönen wird man müde, wenn es ohne Unterbrechung, ohne gehörige Pauſen an uns vorüberzieht, wenn die Seele kaum Zeit findet, es der Zahl nach ſich zu merken, viel weniger, das Characteriſtiſche der einzelnen Erſcheinungen feſtzuhalten. So erging es mir zumal, da ich allein war, da ich Niemand hatte, welcher die, zur Bürde ſich häufende Menge von Bildern und Anſichten mit mir hätte theilen, oder mir gleichſam zur Stütze dienen können. Faſt ungehalten über mich ſelbſt, daß mir die liebenswürdigſte Geſellſchaft von Natur und Kunſt nicht genügte, um mich bei gutem Humor zu erhalten, warf ich mich, einer künſtlich gefügten Ruine gegenüber, auf ein Gartenſopha, und ſah mit einem ſeltſamen Gemiſche von Überſättigung und Nüchternheit ſo vor mich hin.

Seitwärts auf einem Säulenbruchſtücke lehnte ein graubärtiger Invalide, und zeichnete mit ſeinem Stocke allerlei Figuren in den Sand. Es war einer jener Wächter, deren ich bereits mehren auf mei-

nem Gange durch den Garten begegnet hatte; auch eine jener ausgearbeiteten, pulvergebräunten Gestalten, denen man es in ihren abfärbigen, verschollenen Uniformen ansieht, daß ihnen einst im Kampfgetümmel und im lustigen Lager-Elend weit besser zu Muthe war, als in dieser langweiligen, einförmigen Friedensstation eines lautlosen Parkes, wo es nicht einmal Disteln zu köpfen gibt. Man findet unter dieser Classe von Menschen zweierlei Arten; die der einen haben das Sprechen bereits völlig verlernt; der jahrelange Umgang mit stummen Statuen, verschwiegenen Grotten, geheimnißvoll lispelnden Bäumen und leise plätschernden Springbrunnen hat auch ihnen eine solche Schweigsamkeit aufgedrückt, daß sie mit einem Winke der Hand warnen, mit erhobenem Stocke drohen, wortlos mit den wohlbekannten Gegenständen umher conversiren, und kurze, verdrossene Antworten geben, wenn sie befragt werden. Die Individuen der zweiten Art stehen eben an der Gränze, welche Geschwätzigkeit von Einsilbigkeit trennt. Sie können die heiteren Plaudereien mit Kameraden, das bunte Caserne-Leben, die große Geselligkeit des Kriegerstandes noch nicht vergessen, sie glauben mit allen Standbildern und Baumstämmen, mit allen Steinen und Cascaden ihrer neuen Umgebung Gespräche anknüpfen zu müssen, und sehen jeden Menschen, der ihnen in die Nähe kommt, so wortverlangend an, daß man wenig physiognomische Kenntniß haben müßte, wenn man ihren Blick nicht verstände.

Mehr zu dieser, als zur erstern Classe, schien

der Invalide ſich zu neigen, welcher ſich mir augenſcheinlich bemerkbar zu machen ſuchte. Anſprache war ja eben, was mir abging, um mich aus meiner Mißlaune zu reißen. Man ſitzt oft mit Zwanzigen an einem Tiſche, und ſchweigt, und iſt doch recht gut gelaunt, weil man weiß, man könne ſprechen wenn man wolle; hingegen lieſſe man es ſich, wenn man allein iſt und weiß, daß man keine menſchliche Seele finden kann, viel koſten, auch nur ein Wörtchen an Mann bringen und erwiedert hören zu können. Mir fällt da immer ein, was mir einſt ſelbſt begegnete. Ich ging einmal im Carneval, lange nach Mitternacht, meiner Wohnung zu; mein Weg führte mich über eine einſame Brücke, auf deren Mitte ein Wachpoſten ſtand. Als ich dem ſchnurbärtigen Soldaten in die Nähe kam, rief er mir ein halblautes „Halt!“ zu. Befremdet blieb ich ſtehen, worauf der Soldat mir ein freundliches „Gut' Nacht!“ auf den Weg mitgab, welches ich ihm eben ſo freundlich erwiederte. Gewiß waren ihm ſeine zwei Stunden ohne menſchliche Anſprache ſchon zu lang geworden. Und ſo ſah ich auch dem Invaliden das Verlangen an, ein Geſpräch einzufädeln. Willig machte ich den Anfang, und fragte ihn um dieß und jenes, worauf er mir wortreiche Auskunft gab. Ein Wort rief das andere hervor, und bald war das Bereich des Gartens überſprungen und die Rede auf Reinmenſchliches geleitet, was mich auf meinen Reiſen immer lebhafter intereſſirte, als das Pittoreske. Mit feuriger Suada entwarf mir der alte Schnurbart in wenigen, aber kräftigen Zügen ſeine Biographie,

deren Mittheilung mir zuletzt lieber war, als der fürstliche Park und alles Übrige, was die Stadt des Merkwürdigen darbot.

Hans Krock war im letzten sogenannten Befreiungskampfe Invalide geworden. Die letzte Schlacht, die der Unterdrücker in Deutschland schlug, brachte, unter dem Commando eines ausgezeichneten Generals, auch das Bataillon, welchem Hans Krock zugehörte, in's mörderische Feuer. Es galt, den Hohlweg hinter dem Städtchen H** zu decken, durch welchen der Feind mit einer Armee von 48,000 Mann Infanterie und 12,000 Reitern durchzubrechen beabsichtigte, um das jenseitige Ufer des Gränzflusses zu gewinnen. Die Aufgabe war für ein so geringes Corps, als der General befehligte, riesenmäßig. — „Wir waren, erzählte er mit wachsender Lebhaftigkeit, — auf einem Hügel postirt; hinter uns eine steil aufsteigende Bergwand, die nicht umgangen werden konnte, unter uns die Straße vom Städtchen her, welches eben von den Verbündeten zum zweitenmale gestürmt wurde, vor uns der Eingang in die Gebirgsschlucht, welche dem Flusse zuführte. Es war früh Morgens; furchtbar donnerten in der Nähe die Kanonen; der Lärm scholl herüber; Brandgeruch und Pulverqualm dampfte, vom Winde fortgetragen, in unsere Nasen, und so oft das Getümmel lauter wurde, hieß es: „Jetzt kommt's an uns!“ — An einem Gefecht, oder an einer Schlacht selbst ist nichts, Herr — ich weiß es, denn ich habe manche mitgemacht; aber die Erwartung, eh' es dazukommt, ist etwas Schreckliches; besonders, wenn

man die gräßlichen Wirkungen der erſten Vorſpiele ruhig mit anſehen muß; wenn man ſo in Reih' und Glied daſteht, und eine Truppe nach der andern vorrückt, und Einzelne verwundet und verſtümmelt zurückgetragen werden oder zurückhinken, und auf die ängſtliche Frage: „Nun, wie geht's voran?“ ein wimmerndes „Schlecht, ſchlecht!“ zurücktönt; wenn dann der Lärm immer näher rückt, und ſchon einzelne Kugeln herüberſauſen, und hin und wieder eine Lücke entſteht, und, während man oft ſich gegen ſeinen Nebenmann zur Rechten wendet, der Kamerad zur Linken mit zerſchoſſenem Schädel umſinkt. Wenn man nur einmal ſelbſt in Thätigkeit geſetzt wird, dann iſt es ſchon beſſer; da hört die Beſonnenheit, die Überlegung auf, und Erbitterung und blinder Eifer treten an die Stelle. — So ſtanden auch wir mit bangem Ungeſtüm, und wurden durch das Näherrücken des Schlachtgetöſes mehr als zehnmal getäuſcht, bis es auf einmal von allen Seiten losbrach.

Ein Adjutant ſprengte an, und brachte unſerem General Befehle. Die Verbündeten waren der Stadt Meiſter geworden. Der Feind rückte an; es handelte ſich darum, ihn aufzuhalten, bis unſer Hauptcorps ſich geſammelt hätte, um ihn nachdrücklich verfolgen und ihm den Übergang über den Gränzfluß ſo lang als möglich wehren zu können. — „Jetzt gilt's, Soldaten!“ rief der General, traf ſeine Anordnungen, und hielt eine kurze, aber eindringliche Anrede, welche Keinen von uns kalt ließ. Da ſtürmten die feindlichen Plänkler in wilder Unordnung

heran. Die Kanonen, die aufgestellt waren, um den Hohlweg zu bestreichen, arbeiteten unter sie hinein, daß sie wie Spreu aus einander flogen. Aber in dichteren Haufen, unter einander geballt in buntem Gemengsel, strömte es von allen Seiten heran, und schob sich unter fortwährendem Kampf, Angriff unserer Position, Weichen, Fortschreiten und Anschwellen gegen den Hohlweg zu. Jetzt hieß es: „Vorwärts!“ — Wir dem Rufe nach, durch Pulverdampf, über Stock und Stein, über Sterbende und Todte, Jeder seinem Vormanne nach, ohne zu wissen, wohin es gehe. Die Kanonen schienen vorgeschoben, so ließ wenigstens der Schall schließen. Wer im Vortheile sei, war im Gewirre nicht zu errathen. Von Kugeln umpfiffen, bald mit den Unserigen zusammenstoßend, bald mit Feinden in's Handgemenge gerathend, drängten wir — so viel konnte man bemerken — niederwärts. Lange ging es so fort, — wie lange? wie viele Stunden? — wer kann das in einer solchen Stimmung beurtheilen. Endlich zerriß der Dampf, der uns einhüllte; es zeigte sich, daß nicht nur der Pulverqualm, sondern auch der dichte Octobernebel uns die Aussicht benommen hatte; hell stand die Sonne über uns. Wir waren bis zum Ufer des Flusses vorgedrungen, wo ein hartnäckiges Gefecht Statt fand. Schon war ein Theil der Feinde über den Fluß gekommen, als die Holzbrücke, welche beide Ufer verband, in Brand gerieth, und zugleich ein Detachement Husaren durch das Wasser setzte, und ihnen in die Flanke fiel. Nun wurde an beiden Ufern mit Erbitterung gerauft. Erst der Nachmit-

tag machte der Affaire ein Ende. Sturm und Übergang kosteten dem Feind gegen 15,000 Todte, und 10,000 Gefangene; 200 Offiziere büßte er ein. Auch wir zählten 9000 Gefallene; darunter den berühmten Feldherrn, welcher das Obercommando führte. Verwundete gab es in Menge; leider gehörte auch ich dazu. Kurz vor dem Ausgange des Gefechtes führte der Satan eine Kugel daher, welche mir den rechten Arm da — seht! — so unsanft berührte, daß er mir für alle Zukunft gelähmt blieb. — Und dennoch, lieber Herr! — sollte man's glauben, erlebte ich in meiner erbärmlichen Situation, in welcher ich damals unter Leichen, selbst halbe Leiche, lag, einen großen, einen herrlichen Anblick, einen Augenblick der Begeisterung, den ich lange für den Glanzpunct meines Lebens hielt. Mit dem Rücken an das Bruchstück einer Lafette gelehnt, saß ich so da, meinen Arm versorgend, so gut ich konnte, als sich plötzlich ein Kreis bildete; die Truppenreste, die umher zerstreut standen, sich in Reih' und Glied stellten, und unser General mit seinen Offizieren herangesprengt kam, um auf diesem Platze, gleichsam dem Mittelpuncte des ganzen Kampfes, die Wirkungen und Früchte desselben zu überschauen. Von allen Seiten liefen die befriedigendsten Berichte ein. Plötzlich kam der neue Oberfeldherr, der mitten auf dem Schlachtfelde an die Stelle des getödteten Alten getreten war, in höchst eigener Person; ritt auf unseren General zu, neigte sich zu ihm herüber, und rief, nachdem er ihn herzlich umarmt hatte: „Herr General, der deutsche Boden ist rein von Feinden! Ihnen gebührt der

Preis des heutigen Tages! Heil Ihren wackeren Truppen, Heil Ihnen, Heil unserem Fürsten!« — Dieser Siegesgruß fand ein rasches, tausendstimmiges Echo; in weniger als fünf Minuten brauſete über ein meilenweites Terrain hin der laute, unaufhaltsame Jubel eines unverabredeten Triumph-Festes, und Flinten und Kanonen ſtimmten in das Hurrahgeſchrei der Armeen ein, welche den Ruhm unſeres Generals, des Helden dieſes Tages, mit ungeheuchelter Begeiſterung zu den Wolken emporſchrie'n.«

»Herr! — als ich ſo da ſaß, unbemerkt, an meine Lafette gelehnt, und den wackeren General vor mir ſah, ſtaubbedeckt, blutbeſpritzt, wie durch Gottes eigene Hand mitten im Kugelregen bewahrt und beſchützt, mit funkelndem, thränennaſſem Auge, geprieſen von Tauſenden, umjubelt von Jenen ſogar, die unter ſeinem Commando Wunden und Schmerzen fanden, und als er dann um ſich blickte, und nicht nur ſeinen Officieren, ſondern auch den gemeinen Soldaten, die er erreichen konnte, warm, wie ein Kamerad, die Hände ſchüttelte, und ihnen dankte für ihren Muth, und dann aufſah zum Himmel, und, ſein Sturmband lüftend, den Federhut abnahm, und Gott für den Sieg dankte, in welches Dankgebet unter Trommelwirbeln das ganze Heer mit einfiel, — Herr! — noch kommen mir die Thränen, wenn ich daran denke, es war ein Augenblick, wo ich, — weiß Gott! — trotz meines gelähmten Armes, — mich glücklicher fühlte, als je in meinem Leben! Und ich zählte damals doch ſchon faſt meine vierzig! — Glücklicher Mann, rief ich, —

deſſen Anblick ſchon beglückt! Wer iſt größer, als du? — Beneidenswerther, — ein ſolcher Augenblick iſt wohl ein ganzes Leben werth! — und ein lautes: „Lebehoch!“ entfuhr meinen Lippen, welches ein günſtiges Lüftchen an ſein Ohr trug; er hörte es, ritt zu mir hin, fragte mich um meinen Namen, erkundigte ſich um meine Bleſſur, und trug mir auf, mich, wenn ich geheilt wäre, bei ihm zu melden. Ich war überglücklich, denn mein General hatte ſich im vollſten Glanze ſeines Ruhmes gewürdiget, mich anzuſprechen, ſich um mich zu kümmern!“

Ich ward in ein Spital geſchafft. Mit meiner Heilung ging es langſam vorwärts. Endlich ward ich in ſo weit hergeſtellt, als Sie mich jetzt ſehen. Ich kann meinen Arm wohl heben und bewegen — aber nur mühſam, nur zur Noth; zum Musketentragen blieb er verdorben. So wurde ich denn in ein Invalidenhaus geſchickt, wo ich bis zum Abſchluſſe des Friedens blieb, immer auf eine günſtige Gelegenheit harrend, meinem General wieder einmal unter die Augen zu kommen. Endlich, als die verſchiedenen Corps nach Hauſe marſchirten, wollte es das Glück, daß der Mann meiner Hoffnung durch unſere Stadt paſſirte. Ich meldete mich bei ihm, und wurde freundlich empfangen. Er verſprach, mir in ſeinem Hauſe eine angemeſſene Bedienſtung zukommen zu laſſen. Kaum angelangt in ſeiner Heimat, hielt er Wort und ließ mich rufen. Ich wurde ſo eine Art von Kammerdiener oder Thürſteher, und fühlte mich hinlänglich beglückt durch das Bewußtſeyn, einem ſo großen Manne nahe zu ſtehen, und

ihm täglich unter die Augen kommen zu dürfen. Es fehlte mir an nichts im Hauſe, und für meine Zukunft war väterlich geſorgt.“

Der Invalide hielt mit ſeiner Erzählung inne; allein dem Tone ſeiner Stimme merkte man es an, daß noch etwas nachfolgen ſollte. Ich fragte ihn, ob der General, der ihn in ſeine Dienſte genommen, geſtorben, und er dadurch wieder ſeinem früheren Loſe anheimgefallen ſei.

„Er lebt noch,“ — erwiederte er, — „ich war ſelbſt Schuld, daß ich um meinen Dienſt kam!“

Er wollte mit der Sprache nicht heraus. — „Vermuthlich wollte Euch der ruhige Poſten nicht behagen, und es litt Euch nicht; das iſt das gewöhnliche Schickſal der Menſchen, die an ein bewegteres Leben, wie der Soldatenſtand iſt, gewöhnt ſind.“

Der Graubart nahm dieſe Bemerkung faſt übel. — „Herr,“ erwiederte er, „Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich ſo ein Brauſekopf, oder deutlicher geſagt, ſo ein Thunichtgut war, der's nicht aushalten kann, wenn's ihm zu wohl geht, wie das bei Manchen der Fall iſt.“ — „Weit gefehlt, Herr! Was mich forttrieb, war etwas ganz Anderes! — Ich erzähl's nicht gern, weil's ein falſches Licht auf mich werfen könnte, aber Sie haben mich dazu aufgefordert, und ſo muß ich denn wohl, wenn Sie's erlauben!“

Das hatte ich ja eben gewollt; ich ermangelte daher nicht, ihn noch dringlicher aufzufordern.

„Sie wiſſen,“ — fuhr er fort, — „wie hoch ich den General achtete. Er kam mir wie ein höhe-

res Wesen vor, und ich kannte Niemand, von dem ich mir hätte denken können, daß er's ihm in irgend etwas gleich oder gar zuvor thäte. Wenn eine solche fast abgöttische Verehrung einmal einen Stoß bekömmt, so muß es wohl etwas ganz Besonderes seyn — dann ist's aber auch für immer vorüber. So erging es mir. Mein Geschäft war es unter anderen auch, die Leute anzumelden, welche bei ihm etwas zu suchen hatten.

Eines Tages kam eine Frau mit ihren beiden Kindern. Sie schien mir bekannt, auch ich war es ihr. Ihr Gatte war mein Lieutenant gewesen, in dessen Quartier ich oft kam. In eben jener Affaire, der ich meinen lahmen Arm verdanke, war er geblieben. Sie hatte, wie das schon in der Liebe geht, ohne auf die Zukunft zu denken, sich aller Ansprüche auf eine Pension vom Staate aus begeben, und war durch den unerwartet schnellen Tod ihres Mannes in die bedrängteste Lage versetzt; das sah man ihr und ihren Kindern auf den ersten Anblick an. Da sie wußte, daß der General gegen seine Untergebenen immer herablassend war, so wagte sie es, ihre letzte Zuflucht zu ihm zu nehmen.

Sie wurde vorgelassen. Ich hatte eben im Zimmer etwas aufzuräumen. Da es der General mit einer Bittstellerin zu thun hatte, so nahm er es mit der Etiquette nicht so genau, und duldete meine Gegenwart. Sie erinnerte ihn an ihres Gatten Namen und Dienstleistung; mein Herr hatte ein treffliches Gedächtniß, das nur geringer Nachhilfe bedurfte.

„Ich kannte Ihren Gatten genau," — antwor-

tete er ziemlich freundlich, „er war ein braver Offizier. Schade, daß er es nicht weiter gebracht!“

Der armen Witwe schien das ein glückliches Vorzeichen; sie wurde herzlicher, und begann mit der Schilderung ihrer Noth. Mir traten die hellen Thränen in's Auge. Aber in dem Grade, als sie wärmer wurde, ward der General kälter. Er schien in sich selbst zusammenzuschrumpfen. Mit einer Miene, die ich noch nie an ihm bemerkt hatte, mit einer fast ängstlichen Miene, versuchte er es, das Gespräch abzubrechen oder auf einen andern Gegenstand zu lenken; es wunderte mich, wie er sich so viel Zwang anthun, und, wenn's ihn schon anwiderte, nicht lieber gleich ihr die Thür weisen mochte; es ließ gerade so, als ob er nicht den Muth dazu hätte.

Aber die arme Frau wurde immer wärmer, immer couragirter; man sah ihr's an, daß eben das lebhafte Bewußtseyn ihrer Noth sie beherzter machte. Sie erzählte ihm, daß sich ihr nun in ihrer trostlosen Lage plötzlich, wie durch ein Wunder, ein Ausweg darbiete.

„Den müssen Sie schnell ergreifen,“ — fiel der General rasch ein, als ob er eine Gelegenheit, sich loszumachen gefunden hätte; — „mein Gott! eine brave Frau, die etwas gelernt hat, geht nicht zu Grunde, das ist gewiß.“

„Ein Verein von Frauen dieser Stadt,“ — fuhr die Witwe fort, — „hat, von Wohlthätigkeitssinn angespornt, sich verabredet, die freien Stunden des Tages weiblichen Arbeiten zu widmen,

und die Früchte dieſer Bemühungen zum Vortheile Hilfsbedürftiger zu veräußern. Die Sache iſt in Gang gekommen, und ſie ſtehen nun im Begriffe, ein Verkaufsgewölbe zu eröffnen und den Waarenverſchleiß ebenfalls einer mittelloſen Frau anzuvertrauen, welche dadurch Wohnung, Koſt und von den Prozenten des Erlöſes einen mäßigen Gehalt erhielte.“

„Nun — ſehen Sie! das iſt ja herrlich für Sie!“ — ſprach der General, — es kann Ihnen auch gar nicht fehlen; auf Witwen verdienter Militärs nimmt man überall Rückſicht!“

„Man iſt wohl geneigt,“ erwiederte die Bittſtellerin, — „mich aufzunehmen, und ich wäre dadurch mit meinen armen Kindern vor der drückendſten Noth wenigſtens ſo lange geſichert, bis ſich etwas Beſſeres fände; — aber — die Statuten des Vereines fordern zur Sicherſtellung des jeweiligen Waarenlagers eine Caution von 60 Thalern.“

„Sechzig Thaler?“ wiederholte der General, „das iſt immer wenig!“

„Herr General,“ unterbrach ihn die Witwe, — für den, der ſie nicht hat, — iſt es mehr als eine Million! Ich habe ſie nicht! — Das Wenige, was mir meine Ältern hinterließen, war im erſten Jahre nach meines Mannes Tode aufgezehrt; meiner Hände Arbeit reichte kaum hin, um das kleine Sümmchen, welches ich aus dem Verkaufe von Wäſche, Kleidungsſtücken und anderen Reſten unſerer kargen Habſchaft löſete, ſo weit zu ergänzen, daß es uns vor dem Hunger ſchützte. Nun bin ich blank, ich habe nichts, gar nichts, als meine Hände, deren

Ertrag für drei Menschen, beim größten Fleiße nicht ausreicht, und meine Kinder, die nur bethen können, daß ihnen Gott einen Vater sende! — Herr General, sei'n Sie ihr Vater! — Sechzig Thaler, nicht geschenkt, geliehen, nur auf Ein Jahr geliehen, können drei Menschen von der schreiendsten Noth retten! — Es handelt sich hier nicht, wie bei manchen Armen, um eine momentane Aushilfe, die nach wenigen Monaten abermals nöthig würde, und so in's Unendliche fort! — Mit sechzig Thalern ein für allemal ist mir ganz geholfen; ich kann mich damit in die Reihe geschäfttreibender Menschen einkaufen, komme in Verbindungen, werde bekannt, finde Gelegenheit, etwas zu verdienen und mit fortzuhelfen! — Haben Sie Erbarmen mit der Witwe eines Mannes, um den, wie Sie selbst zu sagen beliebten — Schade war!«

»Ich bin General, Frau,« — versetzte mein Herr, sich trocken abwendend, — nicht Geldverleiher! Hätte Ihr Gatte die Affaire überlebt, er wäre Hauptmann — Hauptmann durch mich, — für seine Witwe kann ich nichts thun, für Frauen hab' ich kein Avancement!«

Dieß Wort war's, was meiner Achtung vor dem General, den ich einst als Halbgott vor mir sah, den Stoß gab; es regte sich etwas in mir, was mir zuflüsterte: »Krock! Jetzt steht Er unter dir, jetzt kannst du es ihm zuvorthun!« — Der Mann, den sein Muth zum Riesen gemacht, schrumpfte durch seine Kargheit zum Zwerge vor mir ein. Ich sah nur, wie sie sich sammt ihren Kindern vor ihm auf

die Knie niederwarf, hörte nur noch, wie er ſie zuletzt mit dem niedrigen Vorwurfe: „Sie ſind ſelbſt Schuld, warum haben Sie geheirathet!“ von ſich wies; da hielt ich mich nicht länger, und ging, als ob ich mit dem Aufräumen eben fertig geworden wäre, hinaus, um die arme Abgewieſene draußen zu erwarten.

Nach wenigen Minuten folgte ſie, mit der Miene einer Verzweifelnden, gerade vor ſich hinſehend, und ließ die Arme wie todt hängen, an welche ſich die weinenden Kinder furchtſam herzlich anklammerten. Ich vertrat ihr den Weg.

„Frau,“ — ſprach ich, — „ſechzig Thaler brauchen Sie? — So viel mag beiläufig ſeyn, was ich aus dem Feldzuge mitgebracht habe. Bisher hatt' ich nicht nöthig, es anzugreifen. Ihr ſeliger Herr hat mich einmal, als ich ihm zugetheilt war, und mit der Compagnie-Rechnung aus Verſehen nicht in's Reine kam, durch einen Vorſchuß vor Degradirung gerettet; ich bin ihm Revanche ſchuldig. Die ſechzig Thaler ſtreck' ich Ihnen vor, wenn Sie's von mir nicht verſchmähen!“

„Herr, ich habe einmal, — wie ich Ihnen erzählte, — einen Augenblick erlebt, wo ich glaubte, ich könne nichts Ergreifenderes mehr erleben! — Aber, weiß Gott! Herr, als die gute, arme Frau mich ſo ungläubig wehmüthig anſah, als ob ſie nicht wüßte, ſolle ſie meinen Antrag für Wahrheit oder Spott nehmen, und als dann ihre ſtarren, ſteinernen Züge in jenes unwillkürliche, ringende Zucken übergingen, welches dem Weinen voranzuge-

hen pflegt, und ſie, endlich ausbrechend, meine Hand ergriff, und ſie mir, — mir — dem Invaliden — küßen wollte, und, weil ich es durchaus nicht zuließ, mir die lieben Kleinen an den Leib hetzte, daß ich mich kaum erwehren konnte mit einem Arme; — Herr! da blickte ich zum Himmel auf, und ward zum erſten Male übermüthig in meinem Leben, und fragte Gott, ob für einen ſchlichten, gemeinen Soldaten, wie unſereins, der's nicht zu Helden bringen kann, ein ſolcher Augenblick nicht eben ſo viel werth ſei, als eine gewonnene Schlacht! — Herr! — und es war mir, als ob mir Gott durch mein Bewußtſeyn antwortete: „Hans Krock, — ja!“

Schluchzend hielt der Graubart inne, und wiſchte ſich mit dem Ärmel der Linken die Thränen aus den Augen, während um mich Garten und Reſidenzſchloß verſchwand, und ich nur den Invaliden ſah, und in ihm einmal einen ganzen Menſchen trotz ſeines gelähmten Armes.

„Seit der Zeit,“ — fuhr er nach einer Pauſe fort, — „gefiel's mir im Hauſe des Generals nicht mehr. Mir war's, als müßte ich entweder jene erſte, oder dieſe letzte Scene aus ſeinem Leben herausſchneiden, um es länger bei ihm auszuhalten, — und da weder das Eine, noch das Andere möglich war, ſo beſchloß ich meine Kammerdiener-Charge, in Gottes Namen! wieder mit meinem Invalidenſtande zu vertauſchen. Ich ſchützte die Nachwehen meiner Wunden vor, und nahm meinen Abſchied. Was ſeither aus mir geworden, ſehen Sie, Herr! Hier leb' ich ruhig, beziehe meine Löhnung, und

kann mir von meinem Spargute, welches mir die gute Frau, der es nun leidentlich geht, längſt ſchon zurückbezahlt hat, auch manchmal ein Gutes thun!«

»Das ſollt Ihr auch heute, wackerer Alter,« ſprach ich, »ohne Euer Spargut anzutaſten!« und wollte ihm ein Silberſtück in die Hand drücken.

»Als Lohn für Eueren Bericht!« — fügte ich hinzu, als er ſich weigerte, Geld anzunehmen.

»Ihre Theilnahme, edler Herr! war mir Lohn genug!« war ſeine Antwort.

»Nun ſo nehmt denn wenigſtens ein Angedenken!« — drang ich in ihn, — und zog meinen Pfeifenkopf aus der Taſche. — »Als Soldat raucht Ihr ja wohl! — Nehmt, wackerer Mann, — und denkt, ſo oft Ihr ein Rauchwölkchen herausblaſ't, — Ruhm iſt oft Rauch ohne Flamme; — Menſchlichkeit Flamme ohne Rauch!«

Dankbar nahm er mein Geſchenk an, — und vergnügt, in dem ſchönen Garten ein noch ſchöneres Herz gefunden zu haben, eilte ich bei ſinkender Dämmerung meinem Gaſthofe zu.«

Die Erzählung meines Freundes beſtärkte mich neuerdings in der Überzeugung, daß es lohnender iſt, zu reiſen, damit man Menſchen, als damit man Gegenden kennen lerne.

Das Ballkleid.

1.

Das freundliche Städtchen L. hatte ein Janusgesicht. Wer von der Südseite durch das geräumige, im neuesten Style gebaute Stadtthor hineinfuhr, fühlte sich von der gleichförmigen Häuserreihe der breiten Hauptstraße und von dem romantischen Waldgebirge, welches im Hintergrunde die hellrothen Ziegeldächer überragte, recht gastlich angesprochen. Anders gestaltete sich der Anblick für Jene, welche von der Nordseite kamen. Die Chaussée, welche bisher an einzelnen Häusern vorüber, zwischen üppiggrünen Wiesen und wallenden Saatfeldern, sich fort geschlängelt, wurde da plötzlich beiderseits von zwei kaum klafterhohen Mauern aus Backsteinen eingeengt, über welche blinkende Kreuze und weiße Steine, von melancholischen Thränenweiden beschattet, hervorschauten. Jede dieser Mauern krümmte sich zum weiten Ringe, an dessen Schlusse hier und dort eine ländliche Kirche stand, wie der Edelstein, dem die Mauer zur Fassung dient. Die schwarzen Thore mit den weißen Kreuzen waren gerade der Straße zugekehrt, und ließen dem Reisenden keinen Zweifel übrig, daß er zwischen zwei Kirchhöfen in das Städtchen einfahre. Man konnte sich

nicht leicht einen traurigeren Empfang denken; für Manchen mochte er sogar abschreckend seyn. Es gehörte eben nicht viel Fantasie dazu, um diese beiden Kirchhöfe, welche sich so herrschend an die Straße drängten, für zwei Mauthhäuser anzusehen, in denen der Todtengräber als strenger Zöllner haust, um von jedem Fremden seine Gebühr abzufordern. Dazu waren jene noch so geräumig, daß die ganze Bevölkerung des kleinen Städtchens auf ihrem Boden bequem Platz gehabt hätte, und sich Jedem unwillkührlich der Gedanke an eine ungewöhnliche Sterblichkeit allhier aufdrängte, während die blühende, luftige und heitere Umgebung eher einen Sitz der Lebenslust und Gesundheit vermuthen ließ.

Doch das Alles fiel den Stadtbewohnern, welche daran gewöhnt waren, nicht im geringsten auf, und wenn ein Fremder sie deßhalb neckte, begnügten sie sich damit, ihn achselzuckend einen Schwärmer zu nennen. Sogar zu Spaziergängen dienten ihnen diese Pflanzgärten des Todes, und die vielen Grabsteine, auf welchen auch nicht Ein unbekannter Mann für sie stand, schienen an die Stelle der Schläfer getreten zu seyn, welche sie bedeckten.

Eben spiegelte sich der Mond wieder in den Bogenfenstern des westlich stehenden Kirchleins, an welches die Wohnung des Todtengräbers angebaut war. Einsam und schauerlich ragten die Kreuze empor und warfen lange Schatten. In den Thränenweiden säuselte der Wind, wie heimliches Flistern. Weißlicher Nebel lag, einem Grabtuch ähnlich, über die Hügelwellen ausgebreitet; aus den Fenstern des

Todtengräbers schimmerte ein mattes Licht, gleich dem Scheine einer Ampel am Lager eines Sterbenden. Nichts unterbrach die lautlose Stille, als das dumpfe Echo eines in die Erde tactmäßig einhauenden Grabscheites und der Pulsschlag der Thurmuhr, deren hellflimmernden Metall-Zeiger drei Raben sich zum Schlummersitz erkoren hatten. Beide Kirchhofthüren standen halb offen. Zwischen der zur rechten lehnte eine weibliche Gestalt. Ein verspäteter Wanderer würde, fröstelnd, vor ihr die Flucht ergriffen haben.

Dem jungen Manne hingegen, welcher seitwärts über das Feld daher schritt, war diese Erscheinung gar nicht abschreckend. Mit beflügeltem Fuße voll kühnen Muthes eilte er auf sie zu; die Losungsworte wurden flüsternd gewechselt, — und die weibliche Gestalt lag dem jungen Manne, ganz lebenswarm, an der Brust.

Die weibliche Gestalt war Nantchen, des Todtengräbers sechzehnjährige Tochter, ein schönes, blühendes Kind, mit ausdrucksvollen Augen, von schlankem Wuchse, eine wahre Gräberrose. Der Moderduft, der sie umwehte, hatte über das zarte Roth ihrer Wangen keine Kraft, und von all' den düsteren Bildern, die sie umgaben, klebte ihrer heiteren Laune nichts an. Auch war sie nicht ganz ungebildet. Ihr Vater hatte sich ein artiges Sümmchen zusammengeschaufelt, und betrieb nur noch sein unheimliches Geschäft, wie es schien, mehr aus Gewohnheit, als aus Bedürfniß. Er hatte sein Nantchen die Schule besuchen und sie überdieß in weib-

lichen Arbeiten unterrichten lassen, und würde sie ohne Zweifel längst schon in die Welt geschickt haben, wenn er nicht Witwer gewesen wäre, und den Gedanken, sein Brot aufzugeben, schon längst gefaßt hätte, ohne ihn ausführen zu können. Sie war bei der Jugend des Städtchens wohlgelitten, und man vergaß in der That den Boden, dem sie entsprossen war, wenn man ihr liebes Gesichtchen und ihr munteres Benehmen sah.

Diese Vorzüge waren es auch, welche den jungen Stadtschreiber Sigmund Meineck fesselten. Überdieß hatte der vier und zwanzigjährige Jüngling einigen Hang zur Schwärmerei, in welchem er eben das, was Manchen seines Standes abgeschreckt hätte, besonders anziehend fand. Kaum angestellt im Städtchen, schloß er eher Bekanntschaft mit den Todten als mit den Lebenden. Manches Haus, ja manche Gasse war ihm noch fremd geblieben, während er den Marmorwürfel unter der Thränenweide auf dem alten Kirchhofe längst schon zu seinem Lieblingsplätzchen erkoren hatte. Hier saß er an manchen Frühlingsmorgen, Hölty's Todtengräberlied vor sich hinsummend, oder Betrachtungen über das Grab von Salis aus den blitzenden Thautropfen schöpfend, welche wie Diamanten im Spinngewebe zwischen nickenden Gräberblumen hingen. Hierher wandelte er oft in der Abenddämmerung, wenn der Vollmond am Saume der östlichen Fläche hochroth auftauchte, und durch das krystallene Firmament in Westen die letzten Strahlen der gesunkenen Sonne widerstrahlten. Er war das erste

fühlende Herz, von welchem jeder neue Ankömmling auf dieſer Friedens-Bahn begrüßt wurde. Die ſchillernden Nattern unter dem Lattich halb eingefallener Hügel, die raſchelnden Eidechſen in den Ritzen verwitternder Grabſteine, die ſchwirrenden Libellen auf den Äſtern friſcher Gräber, die Schattenriſſe der Metall-Kreuze an der mondbeleuchteten Kirchhofmauer, das Gekrächze unheimlicher Raben und der flackernde Span des ſchaufelnden Todtengräbers in ſpäter Abendſtunde hatten für ihn nichts Schauerliches; eine ſüße Wehmuth erfüllte ſein Gemüth in ſolcher Umgebung, und, wie boshaft ihn auch ſeine Freunde necken mochten, die ihn ſcherzweiſe den Todtenvogel nannten, ſo konnte er ſich doch von ſeiner Sonderlingsluſt nicht losreißen.

So ſaß er auch eines Abends auf ſeinem Lieblingsplätzchen, als Nantchen auf ihn zukam. Sie trat erſchrocken zurück; er aber ſprach ſie freundlich an und fragte ſie, was ſie hier ſuche.

„Das Grab meiner Mutter!“ — antwortete ſie, „heute iſt der ſechste Jahrestag ihres Todes. Ich wollte mein Gebet hier verrichten!“

„Hier?“ — entgegnete Sigmund, überraſcht, auf dem inſchriftloſen Marmorwürfel deutend, der ihm zum Sitze gedient hatte.

„Ja — hier! — Er bedurfte keiner Inſchrift! Mein Vater und ich kennen ihn, — und ſonſt braucht ihn Niemand zu kennen!“

Das Geſpräch war eingeleitet. Sigmund fand in der Tochter des Todtengräbers das lieblichſte Geſchöpf, das Ideal ſeiner Träume. Über dem

Grabe ihrer Mutter entdeckte er der holden Gärtnerin dieſes Friedensgartens ſeine Gefühle. Sie erwiederte ſein Geſtändniß mit heiterer Anmuth, mit kindlicher Offenheit. Nun war ihm die Wallfahrt zum Friedhofe um ſo lieber geworden. Nantchens Vater hatte nichts dawider, als er Stand und Namen des Bewerbers erfuhr, und in Kürze war ein Verhältniß angeſponnen, welches den Bewohnern des Städtchens manchen Stoff zu Bemerkungen und Spötteleien gab. Sigmund aber war ein Schwärmer und kümmerte ſich um all' das Gerede wenig, und Nantchen war zu arglos und munter, um es ſich zu Herzen zu nehmen.

Schon war den Liebenden ein Jahr, ſüßer Träume voll, entſchwunden. Wenige Abende vergingen, wo Sigmund nicht, wie eben dießmal wieder von Nantchen ſich erwartet fand, oder wo er ſie vergebens warten ließ.

„Wo iſt dein Vater?“ fragte er, ſeine Hand ſanft um ihren Nacken ſchlingend.

„Er arbeitet drüben auf dem neuen Kirchhofe. Was du hörſt, iſt der Widerſchall ſeines Grabſcheites!“

„Er iſt emſig bemüht für die Ruheſtätten der Lebensmüden,“ ſprach Sigmund ernſt, und drückte, wie träumend, einen lebensvollen Kuß auf die Stirne ſeines Mädchens.

„Ach — ja wohl“ — verſetzte Nantchen ſo munter, als ob ſie vom freudigſten Geſchäfte ſpräche, „es gibt jetzt viel für ihn zu thun, und wie er ſagt, wird's bald mehr geben. Die Schwalben bauen an

vielen Häuſern in der Stadt neue Neſter, wie der Vater bemerkte. Faſt alle Leichen, die er in die Todtenkammer bringt, werden roth im Geſichte, und mehr als zehnmal ſchon hörte er des Nachts, wenn er zu Bette ging, nebenan das Leichenbret fallen. Das Alles bedeutet, wie der Vater ſagt, häufige Sterbfälle. — Nicht wahr, Du lächelſt über meinen Aberglauben — und biſt doch ſelbſt abergläubiſch?!“—

„Jede Liebe iſt es!“ — Und inniger drückte er Nantchen an ſein Herz, ſo ſicher, ſo muthvoll, mitten unter den Wahrzeichen der Sterblichkeit, als glaubte er, mit ſeiner ſüßen Schwärmer-Liebe, über Tod und Grab erhaben zu ſeyn.

2.

Das erſte Haus im Städtchen machte, wie billig, Bürgermeiſter Brand, ein rüſtiger Fünfziger, wohlbeleibt und anſehnlich, im buchſtäblichen Sinne des Wortes: ein Mann von Gewicht. Er beſaß viel Geſchmack; man fand immer offene Tafel bei ihm, an welcher alle Leckermäuler und Hungerleider der Stadt, als unermüdliche Lobredner ſeines Geſchmackes, ſich zuſammenfanden. Er hatte Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft; ſeine Sammlung von alten Thalern mit und ohne Kronen, von beſchnittenen und unbeſchnittenen Dukaten war ein Gegenſtand des Neides für Viele, und in ſeinem Arbeitszimmer ſtand ein ſtattlicher Bücherkaſten, mit den geiſtreichſten Erzeugniſſen heimiſcher und ausländiſcher Weingebirge angefüllt, welche, in gleichhohen Flaſchen, mit zierlichen Deviſen abgezogen,

der freundlichsten Handbibliothek glichen. Während Andere seines Standes nur schreiben, verstand er sich vortrefflich auf's Handeln; denn nebst seiner Amtswürde betrieb er auch die einträglichste Handlung im ganzen Bezirke, und zwar mit besonderer Rücksicht auf billige Bedienung seiner Abnehmer, indem er ihnen die Ehre, von ihrem Oberhaupte bedient zu werden, höchstens zu zwei einem halben Prozent anschlug. Über seine Anlagen etwas Unliebsames zu sagen, wäre höchst ungerecht gewesen; denn sie bothen, mit üppiggrünen Nußbäumen besetzt, die ganze Südseite der Stadt umschlingend, in der That einen höchst erquicklichen Spaziergang dar.

Bei so vielen Vorzügen war es kein Wunder, daß ihm die Mehrzahl seiner Untergebenen mit Herzlichkeit zugethan war. Er erhielt dafür wenigstens zweimal im Jahre den unumstößlichsten Beweis, nämlich an seinen Namens- und Geburtstage, wo, wenn die Bände aus seiner Handbibliothek lustig kreisten, das auf sein Wohl ausgebrachte Lebehoch immer mit einstimmigem Jubel aufgenommen wurde; an dessen Lauterkeit um so weniger zu zweifeln war, da der Wein, dieser Prüfstein der Wahrheit, den größten Antheil daran hatte. Selbst jene, welche ihm aus Privat-Rücksichten minder gut waren, namentlich die Krämerzunft, wünschten sich kein anderes Oberhaupt, weil, dem alten Sprichworte gemäß, selten etwas Besseres nachfolgt. Man war daher im Allgemeinen mit Brand zufrieden, und er war es auch mit seiner Bürgerschaft, ohne übrigens seinen Lieblingsplan, sein Geschäft auf einen größeren

Posten zu übertragen, und wär' es selbst mit Resignation seiner Würde, aufzugeben.

Brand gehörte zu jenen Glücklichen, welche, als ein seltsames Gemisch von Leidenschaftlichkeit und Phlegma, über Kleinigkeiten aufbrausen und zu wichtigen Dingen philosophisch lächeln. Was einen Andern außer Fassung gebracht hätte, glitt daher spurlos von ihm ab, ohne ihn für länger, als einen kurzen Augenblick zu verstimmen. Unter die Mißlichkeiten dieser Art gehörte sein Ehestand. Frau Eva Brand entsprach ihrem Namen. In jedes andere Haus geschleudert, würde sie Alles entzündet und aufgezehrt haben; in des Bürgermeisters Hause glich sie einem Kobolde, welcher herumpoltert, und wenn man sich um ihn nicht kümmert, zuletzt von selbst ausfährt. Auch hatte sie ein gutes Gegengewicht an ihrer Tochter Klarentine, einem stillen, zarten, sinnigen Mädchen, dessen Anblick schon eine Erquickung für jene war, deren Auge an Eva's Ungestüm Ärgerniß genommen hatte. Sie war der Magnet für alle jungen Herren des Städtchens und der Umgegend, welche es ihr zu Liebe nicht verschmähten, auch der Mutter manches artige Wörtchen zu sagen, was nie ohne günstige Nachwirkung blieb. So stand Klarentine immer als liebliche Vermittlerin im Hause, mit stolzem Selbstbewußtseyn betrachtet von ihrer Mutter, mit fast kindischer Liebe von ihrem Vater vergöttert. Sie glich Mißhelligkeiten aus, beschwor drohende Gewitter, glättete Runzeln und wußte über ein Haus, das eben keine Wohnung des Friedens war, einen solchen

Schimmer auszubreiten, daß nur Weniges von dem reichen Wechsel an fatalen Familien-Scenen unter das Publikum kam. Und das Alles leistete Klarentine ohne besondere Bildung, bloß durch die siegende Gewalt ihrer natürlichen Anmuth, deren schönste Blüthe sie eben mit dem achtzehnten Jahre erreicht hatte. Wäre sie in einer größeren Stadt aufgewachsen, wo die Sorge für die Zukunft junger Mädchen manchen Vater und manche Mutter gewaltsam aus der Gedankenlosigkeit ihres Wohllebens aufrüttelt, sie hätte ein musterhaftes Geschöpf, ein Gegenstand für die Bewerbung der Edelsten werden können. In so beschränkter Lage aber war sie einzig und allein darauf angewiesen, an der Seite eines vernünftigen, gebildeten Gatten die Gewohnheitssünden und Fehler ihrer Jugend abzulegen und einem ernsteren Streben, bei gediegenerer Lebensansicht, entgegenzureifen.

Unter den jungen Herren aus Brand's Bekanntschaft fielen zwei besonders auf, der eine wegen seines häufigen Erscheinens, der andere wegen seiner gänzlichen Unsichtbarkeit in des Bürgermeisters Hause. Der Erstere war Isidor Baron von Willhof, ein Lebemann ohne Gleichen; der letztere Sigmund Meineck, der junge schwärmerische Stadtschreiber. Der Baron besaß ein kleines Landgut in der Nähe des Städtchens, welches er von seinem kürzlich verstorbenen Onkel geerbt hatte. Er hatte nicht viel Sinn für Öconomie, und beschäftigte sich damit nur so viel, als nöthig war, um seinen Leuten zu zeigen, daß er auch Öconom seyn könnte,

wenn er wollte. Die meiſten Tage der Woche brachte er in der Stadt zu, und die meiſten Stunden dieſer Tage in Brand's Hauſe. Er war der ſchönſte junge Mann in der ganzen Gegend, denn er war ſo ſchön, als die ſchönſten, und überdieß Baron. Im Tanzen, Reiten und Fechten that es ihm Keiner zuvor. In allen Spielen half er aus, und ſpielte liberaler, als Alle. Nebſtdem beſaß er wirklich viele Gutmüthigkeit, welche den Mangel an Ernſt hinlänglich erſetzte, mit dem er ſich nicht am liebſten zu befaſſen ſchien. Mit Worten war er eben nicht ſparſam; er warf den Mädchen in einer Viertelſtunde mehr zu, als ſie von den Stutzern des Städtchens im längſten Karneval zu hören bekamen. Sein gerader Gegenſatz war daher Sigmund, welcher, ſeit ſeiner Antritts-Viſite in Brand's Hauſe trotz mehrmaliger Einladungen ſich nie wieder ſehen ließ, und endlich ſo ſehr aus dem Gedächtniſſe Aller kam, daß er für's Städtchen nicht lebte.

„Eva — was denkſt du?“ — ſprach Brand einmal zu ſeiner Gattin, weil er ſie eben in ſeltener, nämlich in guter Laune fand. „Baron Iſidor hat mir etwas anvertraut.“

„Dir —?“ dehnte die Erſtaunte, — „wird eben nichts ſeyn, was ich nicht ſchon wüßte. Ich bin ſeine Vertraute!“ —

„Der Baron reflectirt auf unſere Klarentine; — haſt du's wirklich ſchon gewußt?“

Eva wußte Alles, auch was ſie nicht wußte. — „Und das merkſt du erſt jetzt?“ — fuhr ſie fort, —

„das las ich in ſeinem Auge, als er zum erſten Male bei uns Viſite machte. Er will ſie heirathen?“

„Will er ſie heirathen? — nun, ich habe nichts dagegen. Er iſt ein wackerer junger Mann, Baron, reich, artig, hübſch; er wird uns keine Unehre machen!“ —

„Er will ſie bald heirathen?“ — forſchte Eva.

„Bald will er ſie heirathen?“ — wiederholte Brand, nicht bemerkend, daß er ausgeholt werde. — „Nun deſto beſſer! — Mir hat er zwar geſagt, daß er noch eine Reiſe nach Deutſchland vor habe, wohin ihn Familienangelegenheiten rufen. In einem Jahre wolle er zurückkehren, und wenn ihm Klarentine auch dann noch zugethan wäre, wie ſie es jetzt ihm ſcheine, um ſie anhalten. Er will aber, daß ich weder Dir, noch dem Mädchen etwas davon ſage; nun weil Du's aber ſchon weißt“ —

„So haſt du keinen Wortbruch begangen, Du Gewiſſenhafter! — Aber Klarentine darf nichts erfahren — Da haſt Du Recht! — Ihr Herz ſoll die Feuerprobe der Trennung beſtehen!“

„Freilich darf ſie nichts wiſſen!“ betheuerte Brand, und ging vergnügt, keine Einwendung gefunden zu haben, auf ſein Arbeitszimmer, um in ſeiner Handbibliothek nachzuſehen.

In fünf Minuten wußte Klarentine bereits, daß ſie Braut ſei, ohne ſich verrathen zu dürfen. Ihr Herz war entzückt darüber, denn ſie liebte den Baron lange ſchon, und glaubte ſich wieder geliebt: nur die Gewißheit fehlte ihr. Dieſe hatte ſie nun, und im Wonnegefühle, Braut zu ſeyn, fiel es ihr

leichter, als ſie gedacht hätte, ſich von Iſidor, deſſen ſie jetzt ſicher war, zu trennen, ohne ihr Geſtändniß gegen das ſeinige auszuwechſeln.

Die Zeit der Abreiſe des Barons rückte näher. Der Bürgermeiſter, um in ſeines präſumtiven Eidams Gedächtniſſe einen unverlöſchlichen Eindruck zurückzulaſſen, gab einen Abſchiedsſchmaus, zu welchem Alles geladen war, was nur einiges Anſehen hatte. Der Schmaus ging, wie das gewöhnlich geſchieht, in eine Tanzbeluſtigung über. Es gab viele Unterhaltung. Der Baron war wieder König des Balles; er ließ alle Minen ſeiner Liebenswürdigkeit ſpringen, um in Klarentinens Herzen ſich einzubürgern, und wäre er nicht ſchon längſt im Beſitze desſelben geweſen, er würde es an dieſem Abende mit Sturm erobert haben. Die Liebenden rückten ſich in wenigen Stunden näher, als ſie ſich durch die ganze Zeit ihrer früheren Bekanntſchaft gekommen waren. Das Alles machte der Tanz, dieſer mächtige Herzenentſiegler. Nur der Schleier des Geheimniſſes war noch nicht gehoben, wiewohl ihn Beide genau durchblickten, und eben dieſes Verſchleiertſeyn iſt es, was junge Liebe um ſo intereſſanter macht. Man ahnt lieber, was man weiß; man erräth lieber, was man ſagen und hören könnte; man macht ſich die Gewißheit zur Hoffnung, um ſo lange, als möglich im Vorgenuſſe des Augenblickes zu ſchwelgen, wo dieſe Hoffnung zur Gewißheit werden ſoll.

Die Friſt eines Jahres gab der Baron ſeiner Angebeteten und ſich ſelbſt bis zum Erſcheinen die-

ſes Augenblickes. Die Trennung ſollte in wenigen Tagen Statt finden, und der Gedanke an dieſe Trennung fiel ſelbſt auf die helle Luſt dieſes munteren Pärchens, das nicht viel vom Ernſte zu kennen ſchien, wie ein düſterer Schlagſchatten. Zum erſten Mal in ſeinem Leben wurde der Baron auf einem Balle melancholiſch, und zum erſten Male zuckte es, wie Wehmuth über Klarentinens immer lächelndes Antlitz, als Iſidor ſie bat, ſeiner nicht zu vergeſſen. Und als in die Zwiſchen-Pauſe nach dem ſtürmiſchen Abſchieds-Gallop durch's offene Fenſter die Mitternachtsſtunde mächtig hallend hineintönte, und der Nachtwächter auf der Straße ſein eintöniges Liedlein anſtimmte, da fiel es ſchwer, wie Ahnung, auf die Herzen der Liebenden. Hand in Hand, wortlos und ſinnend, wandelten ſie eben durch den Saal hin, und zwei, von der Hitze geſchmolzene Kerzen knickten um, und fielen vom hohen Kronleuchter kniſternd zu ihren Füßen nieder, daß ſie ſchauernd aufſchracken und einander betroffen anſahen.

3.

Der Todtengräber Schwarz hatte in ſeinem albernen Aberglauben doch nicht Unrecht gehabt.

Die herrlichſten Septembertage goſſen ihr klares Sonnenlicht über das maleriſch gelegene Städtchen aus. Der Himmel lachte ſo blau und rein herab, wie ein ſtraffgeſpanntes Zelt von Atlaß. So weit das Auge blickte, war tagelang kein Wölkchen zu ſehen; der Horizont, ſcharf abgeſchnitten, wurde

von keinem Höhenrauche getrübt. Im frischesten Grün stand noch Wald und Wiese, und schwellend kochte die Traube auf den sanft gelehnten Rebenhügeln. Und dennoch brütete eine sonderbare Schwüle über die Ebenen hin, als ob ein betäubender Qualm unsichtbar aus den Poren der Erde aufstiege und die Strömungen der Luft in's Stocken brächte. Kein Lüftchen athmete; kein Laub säuselte, und wenn in den hellsten Vollmondnächten das Firmament, tiefblau und dünstelos, die glänzende Landschaft überwölbte, so kroch knapp am Boden ein bläulicher, schleierähnlicher Nebel hin, ohne die Gräser zu befeuchten. Dumpfe Trägheit ergriff die Menschen; abgespannt, mit schneller pochendem Herzen, schlichen sie umher; Einer fragte den Anderen, ob ihm auch so bang wäre, und Jeder bejahete es, ohne einen Grund dafür zu wissen. Die Gesichter, sonst ein treuer Spiegel des trüben oder heiteren Himmels, bildeten jetzt, mit ihren Falten und Runzeln, einen widerlichen Contrast zu den sonnigen Tagen und wolkenlosen Nächten. Kein Verstimmter fand Trost in der Laune eines Anderen, denn Alle waren verstimmt, und selbst der leichtsinnige Muthwille verwandelte sich in wehmüthigen Humor.

Durch einige Wochen blieb Alles sich ein unerklärbares Räthsel, bis ein verhängnißvoller Morgen die traurige Lösung gab. Eine verheerende Seuche war mit überraschender Heftigkeit, wie durch einen Zauberschlag, über Nacht, im Städtchen ausgebrochen. Das Zügenglöcklein, welches sonst kaum einmal in der Woche gezogen wurde, läu-

tete am erſten Tage zehnmal. Rathloſigkeit und Entſetzen mahlte ſich auf allen Geſichtern. Die lieben Leute, die ſonſt ſo gemüthlich heiter und behaglich lächelnd in den Tag hineinlebten, rannten oder wankten nun plötzlich mit ernſten, langen, mitunter ſogar geſcheidten Geſichtern umher, und ſprachen vielleicht, ſeit ihrer Geburt zum erſten Male, von etwas Anderem, als Schmaus, Spiel, Stadtgeklatſch und halbverſchollenen Neuigkeiten. In manchem hölzernen Buſen entwickelte ſich ein Keim von Herz, in manchem trockenen Gehirn eine Art von Gedanken, in mancher egoiſtiſchen Seele ein Anklang von Aufopferung. Selbſt Brand vergaß auf ſeine Handbibliothek und gerieth in eine Thätigkeit, die ihm Niemand zugetraut hätte. Eva ſchien ſanftmüthiger zu werden, und Klarentine, das muntere, muthwillige Mädchen, weinte ſich vor Bangigkeit die Äuglein wund, und ſeufzte, von ungeſtümer Sehnſucht ergriffen: „Ach wäre der Baron doch zurück!“

Schwer laſtete die Hand des Schickſals auf dem Städtchen. Kein Tag verging ohne Trauerſcenen, und mit ſteigernder Unruhe durchlebte man jeden, der weniger Opfer forderte, weil der folgende faſt immer das Verſäumte doppelt einbrachte. Die ſchöne Herbſtzeit mit ihrem Überſchwang an Freundlichkeit widerte den wärmſten Naturfreund an; ſie ſchien ihm eine beißende Ironie. Im bunteſten Farbenſpiele prangte das Kleid der Erde, und aus ſeinen Falten hauchte Verderben. So ruhig, ſo ſilberweiß lag in freundlicher Sternennacht das

Städtchen zu den Füßen der nahen Weingebirge ausgebreitet, und Stunde für Stunde wimmerte das böse Glöcklein sein schauerliches: »Memento mori« empor. Die Entmuthigung war auf's Höchste gestiegen. Die rasch anwachsende Macht des Übels führte einen plötzlichen Übersprung der Stimmung herbei. Die Muthigeren sahen ein, daß die gewöhnlichen Mittel hier nicht ausreichten, und blickten nun der Gefahr mit Trotz und Kaltblütigkeit in's Auge; die Zaghaften verfielen im Bewußtseyn ihres — ich möchte sagen — provisorischen Zustandes, in stumpfe Gleichgiltigkeit oder wilde Lustigkeit. Das Leben war im Course gefallen. Man war damit zufrieden, den nächsten Morgen erreicht zu haben, und wer die Hälfte seiner Familienglieder einbüßte, pries Gott dankbar, daß er mit der andern Hälfte sie überlebte.

Die wahre Lesezeit für Schwarz war gekommen. Er hatte vollauf zu thun, und konnte bei dem größten Fleiße kaum ausreichen, um all' die Gäste, die man Tag für Tag ihm zuführte, unterzubringen. Am frühesten Morgen war er schon bei seinem Werke, und noch in später Nacht schaufelte er beim Strahle des Mondes oder beim flackernden Spane, rüstig darauf los.

Die Opfer der Seuche wurden ihm alle, gleich nach ihrem Hinscheiden, in das Todtenkämmerlein abgeliefert, eine Maßregel, in welche man sich bald aus Furcht vor der Ansteckung, ohne Unterschied des Standes und Alters, zu fügen genöthiget sah. So zahlreich aber auch die Gestalten waren, in

welchen ſich der Tod dem alten Schwarz zeigte, ſo wenig Eindruck machte das auf ihn. — „Heute hab' ich große Geſellſchaft!“ ſprach er bisweilen zu Nantchen, ſich die Hände reibend, „heute brauch' ich eine Stärkung!“

Das Mädchen wußte dann wohl immer, was ihr Vater vorhabe. Er benützte nämlich die wenigen Stunden, die ſolch ein heißer Tag ihm übrig ließ, um einem einſamen Wirthshauſe auf der Heide zuzueilen, wo er an einem Seitentiſche, den ſelten Jemand mit ihm theilte, dem Glaſe wacker zuſprach. In der luſtigſten Laune kam er dann jedesmal heim, und ging mit doppeltem Eifer an ſeine Arbeit, die er nie lieber betrieb, als bei Nacht. Eine Eigenheit von ihm war es, ſich dabei nicht belauſcht wiſſen zu wollen. Selbſt Nantchen durfte ihn nicht ſtören, zumal, wenn er in der Todtenkammer beſchäftiget war. Nantchen getraute ſich auch nicht, ſo ſehr es ihr bisweilen auffiel, ihm nachzuſchleichen, oder ihn zu fragen, welche ſeltſame Zwieſprache er mit ſeinen kalten Gäſten halte, warum er ſo ängſtlich umherſpähe, Thüren auf- und zupoltere, und ſich oft noch ſtundenlang in ſein Zimmer verriegle, eh' er zur Ruhe ging. Zuletzt verlor ſich ihre Neugierde, und die Gewohnheit machte, daß ſie ſowohl dieſe, als andere Seltſamkeiten ihres Vaters nicht weiter beachtete.

Nebſtdem hatte er noch einen leidenſchaftlichen Hang zum Lottoſpiele. Die Zahl der im Laufe eines Monates von ihm Eingeſcharrten war die Numer, die er jedesmal ſetzte, und ſo trieb er ſich dann, da

die Sterblichkeit im Städtchen nicht groß war, oft Monate lang mit den mageren Einheiten umher, ohne einen namhaften Treffer zu machen. Jetzt aber stiegen seine Hoffnungen; Zahlen, wie er sie bisher nie erreicht hatte, kamen ihm unter, und schon der erste Monat, dessen Gesammtsumme er in drei Numern abgetheilt, trug ihm eine glänzende Terne.

„Tochter,“ rief er seinem Nantchen zu, als er mit dem Säckel voll blanker Thaler nach Hause kam, „jetzt ist gute Zeit. Diese noch mitgemacht, dann sag' ich meinem Geschäfte: Valet, und warte ruhig die Stunde ab, wo mein Nachfolger mir den Dienst erweisen wird, den ich so Vielen, mein Leben hindurch, getreu und liebevoll erwiesen habe!“

Auch für Nantchen waren diese Tage des Schreckens nicht unglücklich. In's Städtchen zu gehen, hatte ihr Schwarz verbothen. — „Bleibe du fein zu Hause,“ sagte er, „bei uns starb noch Niemand; im Städtchen aber geht es arg her. Hier bist du sicher! An seinen treuesten Dienern wird sich der Tod nicht vergreifen; er hat seine Lust nur dort, wo das Leben es ihm zu toll treibt!“ Von all' den Trauerscenen, welche im Städtchen vorfielen, sah und hörte das Mädchen nichts, und die Resultate derselben, deren Zeugin sie vom Fenster ihrer Kammer aus seyn konnte, waren für sie um so weniger erschütternd, je stiller und geräuschloser sie vor sich gingen.

Auch auf die Besuche ihres geliebten Sigmund hatte der Vorfall keinen Einfluß. Er kam allabendlich zu ihr. Nur in seiner Liebe lebend, und

durch ſie mit des Lebens düſterſten Farben vertraut gemacht, ging er furchtlos ſeinem Geſchäfte nach. Da er allein ſtand, weder einen Verwandten, noch einen wahren Freund im Städtchen hatte, ſo durfte er auch vor keinem Verluſte zagen. Selbſt der Gedanke, daß ihn das gleiche Loos, wie ſo Viele, treffen könnte, hatte für ihn nichts Abſchreckendes. Er betrachtete das Sterben als einen Gang zum Friedhofe, wohin er ja ſo viele Gänge ſchon gethan. Die allgemeine Verwirrung ging daher ſpurlos an ihm vorüber. Unter Tags arbeitete er, und wenn die Dämmerung anbrach, eilte er hinaus zu Nantchen, die ihm, wie immer, unter dem Thore bereits ſehnſüchtig entgegenharrte. Da ward geſchwärmt, geplaudert und geküßt, und die Stunden flogen wie Minuten dahin. Unfern der Stelle, wo ſo Viele lagen, um welche die bitterſten Thränen des Jammers floſſen, weinte die Liebe ihre ſüßen, ſeligen Thränen. Es war keine düſtere Gräberliebe, keine Liebe, die auf dem Marmorhügel ihrer Erkornen hinſitzen, und in banger Schwermuth verathmen will; ſondern die heiterſte lebensfroheſte Liebe, ein ſtürmender Walzer, geſpielt von Poſaunen. Freundlich malte Sigmund ſeinem Nc:tchen die Zukunft aus. Selige Tage verſprach er ihr, wenn es ihm nach kurzer Friſt gelänge, eine ſichere Stellung im Leben zu gewinnen, und ſie als liebe Hausfrau heimzuführen. Sie würde durch die Geſchicklichkeit ihrer Hände der kleinen Wirthſchaft nachhelfen, und ihr alter Vater, ſeines Tagewerks müde, den Reſt ſeines Lebens an der Seite liebender Kinder und En-

kel zubringen. Zu diesen Träumen kamen all' die Neckereien, all' die kleinen Kränkungen und wonnigen Versöhnungen, an denen die junge Liebe so reich ist; all' die kindischen Eifersüchteleien ohne Grund; all' die Sorgen um nichts, all' die Freuden über nichts; all' die Entbehrungen, die man sich auflegt und sich gefallen läßt, ohne auf den Genuß eben einen Werth zu legen.

Sie sprachen von Lebensfreuden, von Unterhaltungen, die sie gerne für einander aufopfern; von Gefahren, die sie bestehen, von Prüfungen, die sie aushalten wollten, und wünschten begierig einen Augenblick herbei, welcher Ihnen Gelegenheit darböthe, das zu thun, wovon sie sprachen.

Im Städtchen aber fing Sigmund an, Aufsehen zu erregen. Man wußte, daß sein Herz ihn an einen Ort ziehe, den Alles mit banger Scheu floh, an welchen Niemand ohne Entsetzen zu denken wagte. Man wich ihm ängstlich aus, und betrachtete ihn doch als einen jener Bevorrechteten, welche mitten in der Gefahr, wie höhere Wesen, unantastbar dastanden. Der Eine pries seinen Muth, der Andere schalt seinen Leichtsinn und seine Verwegenheit, der Dritte beneidete seine kräftige Gesundheit; — Niemand aber dachte an den Talisman — Liebe.

4.

Baron Willhof befand sich schon einige Zeit am Ziele seiner Reise. Von liebenden Verwandten aufgenommen, welche jeden Egoismus von sich fern hielten, fand er Gelegenheit, recht angenehme Tage

zuzubringen. Zwar erforderten die Verhältniſſe, um deren Ordnung es ihm zu thun war, ſeine Gegenwart noch durch mehre Monate, aber die Art und Weiſe, wie er dieſe verlängerte Friſt überdauern ſollte, hatte nicht das mindeſte Widerwärtige an ſich. Soiréen wechſelten mit Spazierfahrten, Tafeln mit intereſſanten Landpartien; kein Tag verging ohne neue Bekanntſchaften. Er ſah viel Schönes, Merkwürdiges und Überraſchendes: erhabene Naturſcenen, impoſante Bauten, reizende Gärten, romantiſche Reſte der Vorwelt und Glanzpuncte der Gegenwart. Wohin er kam, wurde er gaſtfreundlich und zuvorkommend aufgenommen. Aus Aller Augen leuchtete das Beſtreben, ihm gefällig zu ſeyn, und angenehme Erinnerungen in ſeinem Gedächtniſſe zurückzulaſſen. Was nur Liebes und Gutes von einer Reiſe ſich verſprechen läßt, brauchte er nicht erſt zu ſuchen und zu erfragen — es kam ihm auf halbem Wege einladend entgegen. —

Vor einem Jahre noch würde ſich Iſidor unendlich glücklich gefühlt haben; nicht ſo jetzt. Seine bisher ungetrübte Heiterkeit, ſeine ſorgenloſe Lebensluſt hatte den Schmetterlingsſtaub von ihren Flügeln abgeſtreift. In der belebteſten Geſellſchaft, im amüſanteſten Zirkel, wo er ſonſt ſeine Converſations-Gaben ſo ſiegreich geltend zu machen wußte, fühlte er jetzt ein Etwas, das ihn bewegte, und die Schwingen ſeines Geiſtes lähmte. Er konnte es ſich nicht verhehlen, daß es die Erinnerung an Klarentinen ſei. Es kam ihm ſeltſam, faſt unerklärbar vor. — Er, bei dem ein ernſteres Gefühl nie län-

ger, als ein kurzes Stündchen anhielt, trug nun die Sehnsucht nach einem Mädchen, wo er stand und ging, mit sich, wiewohl er mit diesem Mädchen doch eigentlich erst kurz vor seinem Abschiede vertrauter geworden war. Nie hatte er an Fesseln der Liebe geglaubt; er lächelte über jene schmachtenden Kopfhänger, welche offen gestehen, daß sie nicht mehr frei seien; er scherzte selbst mit Klarentinen darüber, um ihr beiläufig einen Begriff von seinem leichten Sinne beizubringen, wenn sie sich je einfallen ließe, ihn von dieser Seite fassen zu wollen. Das Alles hatte sich seit seiner Entfernung von ihr verändert. Jetzt fühlte er, wie abhängig die Liebe den flüchtigsten Sinn machen könne. Nur was ihn an sie erinnerte, war ihm angenehm, und doch verstimmte ihn Alles, was ihn an sie erinnerte. Er schrieb ihr Briefe über Briefe, und lebte auf in den Zeilen, womit sie ihm seine Fragen und Erkundigungen beantwortete.

Es war an Klarentinens Geburtstage, wo er dem Briefchen ein wohlverwahrtes Kistchen mit einem geschmackvollen Geschenke für sie beifügte. Er malte sich die Scene lebhaft aus: wie sie, die Züge seiner Hand erkennend, mit ungestümer Neugier, sich über das Kistchen hermachen und es öffnen, wie sie den Inhalt betrachten und betrachten lassen, wie sie die Gefühlsworte seines Schreibens lesen und wiederlesen, und die herzliche Freude mit dem wehmüthigen Wunsche beenden würde: „Ach wär' er nur schon zurück!“ — Mit steigender Sehnsucht erwartete er die Schilderung dieser Scene von Klaren-

tinens eigener lieber Hand. Aber Posttag um Posttag verging — und das erwartete Briefchen kam nicht. Bange Zweifel erwachten in seinem Innern. „Sollte ihr die gutgemeinte Spende nicht zugekommen seyn! Oder ist sie ihr zugekommen, und sie verkannte den Willen des Gebers! — Vielleicht hat sie ihre Gesinnungen geändert, und dieses Stillschweigen ist sprechender, als jede ausweichende Zeile von ihrer Hand! — Ich will, — ich muß Gewißheit haben!“

Er setzte sich hin, schrieb einen Brief voll Zärtlichkeit und Liebe, und bat um schnelle Erwiederung. Aber auch dieses Schreiben blieb unerwiedert. Der einzige Gedanke, daß vielleicht die schöne Herbstzeit zu einladend zu einer kleinen Reise war, während welcher die einlaufenden Briefe zurückgelegt wurden, gereichte ihm zur Beruhigung.

Dessen ungeachtet litt es ihn nicht länger in der Ferne. Er bot bei den Behörden, welchen die Ordnung seiner Familien-Verhältnisse in seiner persönlichen Gegenwart oblag, sein Möglichstes auf, um einen schnellen Abschluß herbeizuführen. Geld und gute Worte thaten das Ihrige, und gegen Ende des Jahres zu war Alles ausgeglichen.

Er nahm die nicht unbedeutenden Summen, welche ihm durch den Verkauf der Realitäten zufielen, die sein verstorbener Onkel in jenen Gegenden besaß, in Empfang, stellte sich wegen Anderer, noch nicht einbringbarer Forderungen sicher, trat seine übrigen Ansprüche, auf dem Wege des Vergleiches, gegen billige Entschädigung oder hinlängliche Ge-

währleistung, seinen Verwandten ab, und beschloß seine Rückreise unverzüglich anzutreten, um längstens am Sylvester-Abende im Städtchen L. wieder einzutreffen. Seiner Vereinigung mit Klarentinen stand nun nichts mehr im Wege. Sein Vermögen war rangirt; auswärts hatte er nichts weiter zu suchen, er konnte sich mit seiner Auserwählten nun, durch das Band der wärmsten Liebe vereint, auf sein Landgut zurückziehen, und sein Leben zwischen den ländlichen Vergnügungen auf seiner anmuthigen Besitzung, und den bescheidenen Freuden, welche die Nähe der kleinen Stadt darbot, ungestört theilen.

Das Gemüth erfüllt mit den Bildern der lachendsten Zukunft, reiste er ab. Im Fluge ging's fort, fast ohne Nachtlager. Nur selten wechselte er mit Jemand ein Wort; denn er war zu sehr mit sich selbst beschäftiget. Von dem Schicksale, welches das Städtchen L. während seiner Abwesenheit betroffen hatte, wußte und erfuhr er daher nichts. Je näher er kam, desto zuversichtlicher pochte sein Herz. Alle Zweifel, die sich ihm bisher aufgedrungen hatten, legten sich, als er die Grenze des Landes überschritt, welches den Gegenstand seiner Liebe umschloß. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er ganz und gar verändert zurückkehre. Mit leichtem flüchtigen Sinne war er ausgezogen; ernst und nachdenkend kehrte er heim. Die Sehnsucht war seine große Lehrmeisterin geworden. Endlich rollte der Postwagen über die Grenze des Bezirkes, aber sein Bangen wollte sich noch nicht ganz zur Ruhe legen; Ahnung beklemmte seine Brust beim Abschiede, noch drückendere Ahnung be-

fiel ihn, als nach und nach immer bekanntere Gegenstände an seinen Augen vorüberglitten.

5.

Es war in der letzten Decemberwoche, als eines Tages alle Glocken des Städtchens L. in freudige Bewegung geriethen, und die Bewohner von allen Seiten in die Kirchen zusammenströmten, um Gott für die Befreiung von einer Plage zu danken, welche ihnen so viele Sorgen, Opfer, Thränen und Entbehrungen gekostet hatte. Auferbaulich war der Anblick der hartgeprüften Beter, auf deren Gesichtern sich ein wunderbares Gemisch von Schmerz über erlittene Verluste und von dankbarer Freude wegen überstandener Gefahr spiegelte. Wohl nie, seit L. steht, ist inbrünstiger gebetet worden. Wer dieselben Menschen vor wenigen Monden noch mit ihrer gaffenden Gleichgiltigkeit und ihrer scheinheiligen Coketterie in den Stühlen knien, oder neben denselben herumlehnen sah, und sie jetzt betrachtete, der hätte sie für ganz andere gehalten. Ein Geist des Ernstes sprach aus den Zügen aller Anwesenden. So mag der Anblick eines Freicorps seyn, welches trunken und lärmend, mit erfahrungsloser Recrutenlust, daherschlendert, die nahe Affaire nicht ahnend, der es entgegen zieht. Da kommt es plötzlich in's tödtliche Feuer: rings Fall und Verwundung und Geschrei; endlich gibt die Verzweiflung Muth, ein kleines Häuflein haut sich durch, und schickt, gerettet, sein Dankgebet zum Himmel empor. Und wer die Übriggebliebenen sieht, erkennt sie kaum; es

ſind nicht mehr jene tollen, leichtfertigen Recruten, die ausgezogen waren; ernſt, gealtert. gebräunt und ausgearbeitet ſtehen ſie jetzt da, und verrathen die Schule, durch die ſie gelaufen. Eine bittere Schule iſt die des Unglücks und der Gefahr; aber man lernt ſchnell in ihr, und ihre Lehren ſind heilſam.

Das Leben war wieder in ſeine Gleiſe zurückgekehrt. Die Erfahrung, daß kein Menſch auf der Welt unentbehrlich iſt, hatte ſich in der kurzen Friſt ſchon erwieſen, ſeit welcher das Übel im Abnehmen war. Die meiſten Lücken waren ausgefüllt; viele Wunden vernarbt; viele Schmerzen gelindert, und man fing ſogar allmälich wieder an, auf Erheiterungen und Luſtbarkeiten zu denken, welche man ſo lange entbehren mußte. Des Menſchen größtes Glück iſt doch gewiß ſein ſchnelles Vergeſſen!

Die Carnevalszeit rückte immer näher, und manches Mädchen dachte bereits: „Der liebe Himmel hatte es doch recht gut mit uns gemeint, daß er die abſcheuliche Seuche vor dem Beginne des Carneval's aufhören ließ; wir haben doch wenigſtens eine kleine Entſchädigung für die überſtandene Angſt!“

Man erwartete aber gar den Beginn des Carneval's nicht, ſondern beſchloß, in der Freude ſeines Herzens, dem allgemeinen Freudenſpender vorzugreifen. Für den Sylveſter-Abend wurde ein Maskenball im Gaſthofe zum weißen Schwan angeordnet, zu welchem Jedermann der Zutritt geſtattet ſeyn ſollte, welcher in einer anſtändigen Maske erſchiene. Die Vorbereitungen zu dieſer fröhlichen Geneſungsfeier beſchäftigten das ganze Städtchen.

Endlich erschien der Vortag dieses heißersehnten Ballfestes. Man erwartete sich den lebhaftesten Zuspruch, denn ein herrliches Wetter begünstigte die schöne Festlichkeit, und der Gesundheitszustand hatte sich wieder dergestalt consolidirt, daß an schmerzliche Nachwehen nicht zu denken war. Von allen Schlössern und Märkten strömte die schöne Welt zusammen, um an dem Erstlingsvergnügen nach so langen und schweren Leiden Theil zu nehmen.

„Nantchen," sprach Schwarz zu seiner Tochter, „morgen ist Ball in der Stadt, morgen will ich auch Ball halten. Ich denke, daß ich mit meinem Geschäfte zu Ende bin. Im neuen Jahre setz' ich mich in Ruhestand. Morgen aber will ich nach meiner Weise noch einmal lustig seyn. Für Unsereins thut sich's nicht unter den Stadtleuten; ich glaube, sie röchen mich heraus, wenn ich in fürstlicher Maske erschiene. Überhaupt werd' ich lange zu thun haben, bis mich die Leute wieder unter die Lebenden aufnehmen. Ich muß mich wohl auf meinen Abendtrunk auf der Heide drüben beschränken. Wenn's dich gelüstet, die Alfanzerei mitzumachen, so thu' dir keinen Zwang an; vielleicht führt dich dein Herzliebster zum Tanze. Unter den Kleidern Deiner Mutter dürfte sich Manches finden, was für eine Maske taugt!"

Das Mädchen erstaunte nicht wenig, ihren sonst strengen Vater so guter Laune zu sehen, und machte sich allerlei Gedanken. Sie glaubte kaum, daß es sein Ernst seyn könne. Als er ihr aber sogar den Schlüssel zu dem Schreine übergab, in welchem

er die Kleinodien seiner Seligen verwahrte, da zweifelte sie nicht länger an der Wahrheit seiner Erlaubniß. Es schien ihr der erste Schritt, den er that, um ihr die Überzeugung zu verschaffen, daß es wirklich sein Entschluß sei, sein unheimliches Brot endlich einmal aufzugeben und sich in seinen alten Tagen mit dem Leben und mit den Menschen wieder zu befreunden. Auch war es das erste Mal, daß er von Sigmund ein bedeutungsvolleres Wörtchen hinwarf.

Sigmund selbst aber war Abends, wie gewöhnlich, bei Nantchen, that aber von der bevorstehenden Unterhaltung keine Erwähnung. Vielleicht wußte er auch nichts davon, denn er pflegte sich um dergleichen Vorfälle wenig zu bekümmern. Auch Nantchen war eben keine Freundin solcher rauschenden Vergnügungen; aber ihres Vaters Erlaubniß hatte sie aufmerksam gemacht, und ihr einen Gedanken untergeschoben, auf welchen sie sonst schwerlich verfallen seyn dürfte. Das war nun wieder eine jener freiwilligen Entbehrungen, womit sich Liebende so gerne necken. Weder Nantchen, noch Sigmund konnte sich denken, daß die Freuden eines Balles höher stehen, als die ernstheiteren Augenblicke treuer Liebe, aber Nantchen und Sigmund waren nicht frei von dem Erbfehler aller Überspannten, an Kleinigkeiten das Glück und die Ruhe mancher Stunden und Tage zu knüpfen.

„Tanze mir morgen nicht zu viel!“ drohete Nantchen ihrem Sigmund, als er eben Ab-

ſchied nehmen wollte, „ich könnte ſonſt Vergeltungsrecht üben!“

„Tanzen? Du weißt ja, daß ich kein Freund dieſer Alfanzereien bin; und wo ſollt' ich denn tanzen?“

„Ei, wie gut Du Dich verſtellen kannſt! Als ob Du vom Maskenballe, mit dem ſie morgen den Sylveſter-Abend feiern, nicht ein Sterbenswörtchen gehört hätteſt!“ —

„Je nun, gehört hab' ich wohl davon; der ganzen Stadt wirbelt's ja ſchon im Kopfe; aber ich — ich habe wahrlich nicht mehr dran gedacht. Tanze nur Du nicht zu viel, Mädchen bedürfen der Warnung eher!“

„O ich hätte vollkommen Erlaubniß dazu, mein Vater hat nichts dawider; da ſieh', er gab mir ſogar den Schlüſſel zum Schreine meiner ſeligen Mutter. Da, meint er, dürfte ſich Manches finden, was, von meinen Händen umgemodelt, mich recht gut kleiden würde. Im zierlichen Staate, das Lärvchen vor, damit Niemand vor der Tochter des Todtengräbers Anſtand nehme, würde ich vielleicht auch Anwerth finden. Und ich habe ſchon über ein Jahr nicht getanzt. — Was meinſt Du, Sigmund?“

„Ich kann Dir's ja nicht wehren! Ich müßte mir's wohl gefallen laſſen, wenn mir's auch noch ſo unlieb wäre!“ —

„Das wäre Dir's aber nicht, — oder — doch?“

„Du weißt ja, wie ich denke! Wir haben unſere Liebe in ein ſo wehmüthiges Stillleben hineingewöhnt, wir haben uns hinter Kirchhofmäuern und

Thränenweiden unſere Freude gepflanzt; könnteſt Du im Gewühle der Masken dich heimiſch fühlen, wenn Du an Deinen einſamen Freund auf dem Grabſteine Deiner Mutter dächteſt? Oder wollteſt Du abſichtlich den Gedanken an ihn verdrängen, damit er Dir Deine bunte Luſt nicht trübe? Gewönneſt Du dabei?«

»Das heißt ſo viel, als: es iſt Dir nicht lieb! O ich kenne Dich, Schlauer! — Jetzt haſt Du Dich verrathen! — Du willſt mich nur fern halten, um ein Vergnügen, welches Du mir mißgönnſt, ungeſtört genießen zu können! — Nantchen ſitzt auf dem Kirchhofe, pflückt Todtenblumen, bindet Kränze, und denkt an ihren Sigmund, einſam und liebevoll, indeß ihr guter Sigmund ſich mit artigen Masken herumneckt, ſich im rauſchenden Walzer dreht, und ihr dann übermorgen mit der unſchuldigſten Miene vorlügt: er habe keinen Schritt über die Schwelle ſeiner Stube geſetzt, und an Niemand gedacht, als an ſein Nantchen!«

»Pfui, — wie Du doch urtheilſt! — Wenn ich aber, während ſie morgen im Städtchen drauf los walzen und tolles Zeug treiben, bei Dir ſitze, dort auf dem Marmor-Würfel, wo wir uns kennen lernten, und Deine Hand drücke und Dir verſichere, daß mir ſolch' ein Händedruck mehr gilt, als alle Bälle und Redouten der Erde?«

»So thuſt Du's vielleicht nur, weil Du nicht ausweichen kannſt, weil Dir's doch einiger Erſatz für Deine Entbehrung iſt, wenn auch ein geringer! Wenigſtens verplauderſt Du einen Theil der Zeit mit mir, welche Dir zur Ewigkeit würde, wenn Du

nicht auf den Ball gingest, und allein zu Hause sitzen müßtest. — Sieh! das wäre ein Opfer, werth unserer Liebe! — zu Hause sitzen, nicht auf den Ball gehen, und ohne bei mir ein bischen Trost für die Langeweile zu suchen, doch keine Sehnsucht nach Unterhaltung empfinden! — Das bringt ein stilles, an die Einsamkeit gewöhntes Mädchen zu Stande, — wo ist aber der Mann, der's vermag?"

„Er ist hier!" antwortete Sigmund, mit einem Pathos, über welchen Jeder, der die Caprizen der Liebe nicht kennt, gelächelt haben würde. — „Lebewohl," fuhr er in einem Tone fort, aus welchem Nantchen nur zu deutlich erkannte, daß ihre schmollende Herausforderung ihn empfindlicher verletzt hatte. „Lebewohl! So wahr ich Mann bin, ich gehe nicht auf den Ball; aber diese Stelle sieht mich morgen auch nicht. Zum Mittel gegen Langeweile ist mir Nantchens Liebe zu heilig!"

Mit diesen Worten stürzte er, nach einem raschen, aber innigen Händedrucke, ohne sie anzublicken, fort. Sie rief ihm nach, sie eilte ihm nach, aber vergebens; im Fluge war er verschwunden.

„Ich bin doch recht boshaft," schalt sich Nantchen mit Thränen im Auge selbst. — „Warum mußt' ich ihn so quälen. Jetzt geschähe mir recht, wenn er ginge, wenn er's toll triebe, wenn er ganz auf mich vergäße! — Ja, und er wird's auch; mein verstelltes Mißtrauen hat ihn zu tief gekränkt! Ach, wenn's nur schon übermorgen wäre, oder wenn ich ihm morgen nur ungekannt nahe seyn könnte, um das Ärgste zu verhüthen!"

Dieſem Gedanken, mit allem Ernſte der Reue und Beſorgniß nachhangend, ging ſie in's Häuschen zurück und öffnete, da ihr Vater noch nicht daheim war, zum Zeitvertreibe, den Schrein ihrer Mutter, in welchen ſie ſeit dem Tode derſelben nie einen Blick hatte thun dürfen. Sie war ſeltſam überraſcht von dem bunten Krame, den ſie da fand. Kleider, Spitzen, Bänder, Blumen, Schmuckſachen, ja ſelbſt eine Larve zog ſie unter dem, unordentlich durch einander geworfenen Wäſchzeuge hervor. Sie war ſo oft in ſüßer Wehmuth auf dem Grabſteine ihrer Mutter geſeſſen, ohne zuſammenzuſchauern, jetzt aber, da ſie ſo in den Erbſtücken der Theueren, ſinnend und ohne Wahl, herumwühlte, überlief ſie ein eiſiges Fröſteln, und mit einem lauten Schrei fuhr ſie auf, als ihr Vater eintrat, und ſie mit dem Zurufe: „Nicht wahr, Vater Schwarz hat Dir Dein Erbtheil gut erhalten?“ aus ihren Träumen weckte.

6.

Im ſeligen Vorgefühle einer baldigen Befriedigung ſeiner immer wachſenden Sehnſucht fuhr Baron Iſidor den wohlbekannten Thürmen des Städtchens zu, welches ſein Glück umſchloß. Je näher er kam, deſto mehr traten alle Ahnungen und Beſorgniſſe, alle Zweifel, die er ſich ſelbſt gemacht, oder die ihm manches Gerücht, das während der Reiſe ſein Ohr berührte, erregt hatte, in den Hintergrund. Im ſicherſten Bewußtſeyn, noch am letzten Abende des alten Jahres am Ziele ſeiner Wünſche ſtehen und am Arme treuer Liebe in das neue

hinübergaukeln zu können, rollte er, zwiſchen den beiden verhängnißvollen Kirchhöfen durch, an die Barriere vor, welche, da ſchon die zehnte Stunde geſchlagen, bereits niedergelaſſen war. Ungeduldig über dieſen kleinen Aufenthalt, raſſelte er durch die menſchenleere Hauptſtraße des Städtchens, und ließ vor dem Gaſthofe zum weißen Schwan halten. Helle Kerzen flimmerten durch die ſechs Fenſter, welche die Fronte des erſten Stockwerkes bildeten, und rauſchende Tanzmuſik ſcholl dem Abſteigenden entgegen. Auf ſeine Frage: was es gebe? vernahm er, daß ein glänzender Maskenball die ganze ſchöne Welt von L. hier verſammelt habe. — Wie konnte die ſchönſte unter der ſchönen Welt fehlen? — Hier ſollte er alſo ſie wieder finden, die lange vermißte liebe Braut, hier ſollte ſein Herz das erſte Probeſtück der Treue ablegen und ſie, in ihrer Vermummung, aus hundert bunten Masken, mit freudigem Pochen, erkennen.

Er beachtete es gar nicht, daß fremde Geſichter zu ſeiner Bedienung erſchienen; daß der alte dicke Wirth mit dem veilchenfarbenen breitſchößigen Staatsfracke, der ſonſt jedem Gaſte zuerſt die Honneurs machte, ihm aufzuwarten zögerte, — ſondern fragte nur in Eile, ob er nicht auch ſchnell eine Maske bekommen und den Ballſaal beſuchen könne. Ohne ſich umzukleiden oder ſich nur ein Viertelſtündchen Ruhe zu gönnen, warf er den Domino um, den man ihm brachte, nahm eine Larve vor, und miſchte ſich mit ungeſtümer Haſt unter die lärmenden Masken.

Es war eben Raststunde. Die Ballgäste saßen theils auf den Bänken längs der Wände des Saales umher; theils wandelten sie in gesprächigen Gruppen auf und nieder. Die Nebenzimmer waren von Spielenden und Soupirenden besetzt. Isidor durchlief die Reihen der Masken mit forschenden Blicken, musterte alle weiblichen Taillen, beobachtete alle Geberden und Bewegungen der jugendlichen Gestalten und gab sich alle Mühe, unter den Männern vielleicht einen so gewichtigen Körper herauszufinden, wie er seinem künftigen Herrn Schwiegerpapa nicht abzusprechen war. Eben wollte er die Revue in den Seitengemächern beginnen, als ihm eine weibliche Maske auffiel, welche allein und abgesondert, als ob sie es absichtlich thäte, in einer Fensterecke saß. Er stellte sich, ihr gegenüber, hinter einen Pfeiler des Orchesters, um sie genauer in's Auge zu fassen. — „Sie ist es!“ rief plötzlich sein Herz. — „Kein Zweifel! Es ist dasselbe Kleid, das ich ihr zum Geburtstagsgeschenk übersendet habe, das böse Kleid, das sie auch nicht eines flüchtigen Dankes würdigte. Nun trägt sie es doch! Sie ist es gewiß, — ich kenne Schnitt, Putz und Stoff genau! So täuschend könnte es keine Pariser Modistin nachgeahmt haben! Ich will mir Überzeugung verschaffen!“

So zu sich selbst sprechend, machte er sich der Maske näher. Diese aber erhob sich, als er sich eben an ihre Seite setzen wollte, als ob sie ihm ausweiche. Fast glaubte er, von ihr erkannt und zum Gegenstande ihrer Neckerei geworden zu seyn. Knapp hinter ihr hertretend, gewann er die vollste Gewiß-

heit, daß es Klarentine sei. Er hatte in ein Blatt der Spitzenkrause, welche den obern Saum des Kleides guirlandenartig umschloß, seinen Namen einsticken lassen, und zwar so sinnreich versteckt, daß er fast nur von Jenem, der darum wußte, entdeckt werden konnte. Auch diesen Namenszug bemerkte er, im Gedräng ihr nähergerückt, deutlich, — und sein Herz pochte vor wonniger Ungeduld. Er beschloß, vom Maskenrechte Gebrauch machend, sie anzusprechen, und ihr das Geständniß, daß sie wirklich seine Klarentine sei, gleichsam abzunecken.

„Du bist ganz allein, schöne Maske," — begann er mit leiser Stimme, sie zitternd am Arme fassend.

„Ich war's," versetzte die Maske, sich rasch umwendend, während durch die Übrigen, die ihr früher fast auszuweichen schienen, ein Geflüster lief. — „Jetzt bist ja Du bei mir!"

„Man muß einen treuen Gesellschafter im Herzen herumtragen, wenn man so lange, einsam und allein, sich befriedigt fühlen soll! — Ist Dein Vater nicht auf dem Balle?"

„O ja — er ist auf seinem Balle!"

„Auf seinem? — also nicht auf diesem?" — Und Deine Mutter? Sie tanzte ja gerne.

„Sie hat — ausgetanzt!"

„So bald schon? — Und wo ist denn Dein Bräutigam? Du bist ja Braut, wenigstens Deiner Maske nach!"

„Wenn Du mein Bräutigam nicht bist, — so muß er wohl zu Hause seyn!"

„Und wolltest Du nicht, daß ich's wäre? — Erinnert Dich gar nichts an ihn?“

„Du thust es ja eben!“

„Nur ich? — Ruht dir nichts näher am Herzen, was es besser könnte?“

„Daß ich nicht wüßte!“ —

„Ist nicht vielleicht das Kleid, welches Du trägst, ein Geschenk von ihm, durch das er Dich an seinen Namen wenigstens erinnern wollte?“

„Mein Kleid ist das Geschenk einer Todten!“

Unwillkührlich schauerte Isidor zusammen. Aber seine Neugierde war auf's Höchste gespannt. Er drang mit aller Wärme der Leidenschaft in die geheimnißvolle Schöne, unter deren Larve doch kein anderes Antlitz, als das seiner Klarentine verborgen seyn konnte. Mit Mühe sich bezwingend, neckte er sie, und bat sie, seiner festen Überzeugung, daß er sie kenne, ein Opfer zu bringen, sich zu demaskiren. Aber die Maske wollte davon nichts hören, sondern drohte sogar, den Saal zu verlassen, wenn er länger in sie dränge.

„Gut,“ — sprach er, — „thu' es, Grausame, wenn Du mich schon so unverdient quälen willst; aber kein Gott bringt mich heute von Deiner Seite. Ehe noch der letzte Hammerstreich des alten Jahres verklingt, mußt Du mir Rede stehen, warum Du mich so boshaft hinhieltest! Ich folge Dir, wohin Du gehest; ich habe ein Recht darauf, Dich zu kennen, von Dir gekannt zu seyn!“

Die Maske wollte sich aus seinem Arme loswinden; er hielt sie aber ungestüm, fast krampfhaft zu-

rück. Sie drängte sich der Thüre des Saales zu, ernstlich entschlossen, wie es schien, die Gesellschaft zu verlassen; er aber wich nicht von ihr, sondern versicherte, sie begleiten zu wollen, und wär' es bis an's Ende der Welt. Schon hatte sie die Schwelle erreicht, riß ihm durch eine rasche Wendung aus, und entschlüpfte auf die Treppe. Er aber war ihr im Fluge auf der Ferse, erhaschte die Fliehende, und faßte sie, auf's Höchste gereitzt, am Arme.

„Warum flieh'st Du mich?“ flüsterte er ihr in heftigster Aufregung zu, — „Du verstellst Dich umsonst! Nicht Neugier treibt mich Dir nach; blicke her, Du mußt mich kennen, wenigstens mich gekannt haben, wenn sich auch ein böser Dämon zwischen unsere Herzen drängte!“

Mit diesen Worten zog er, im Lichtkreis einer hellflackernden Straßenlampe seine Larve ab, während sie, aufblickend, die Ihrige um so fester anzog. — „Kennst Du mich nicht? Oder willst Du mich nicht kennen? Du bist meine Braut! — Oder wer bist Du sonst? Wohin geh'st Du?“

„Auf den Kirchhof!“ — erwiederte die spröde Schöne mit halb zitternder, halb lachender Stimme.

„Ich habe mich demaskirt! Thue dasselbe!“ rief er, ungestümer, die Enteilende raschen Schritts verfolgend.

„Du wirst doch Deine Braut nicht bei den Todten suchen?“ versetzte die Maske forteilend, indem sie vergebens versuchte, des zudringlichen Begleiters los zu werden. Er aber ließ sie nicht von sich, sondern folgte ihr die Hauptstraße entlang, über die

Barriere hinaus, Vorwurf auf Vorwurf häufend, seiner selbst kaum mehr mächtig.

Schon hatten sie die letzte Häuserreihe der Stadt hinter sich, und geisterblaß im Mondlichte starrten ihnen die beiden Kirchhofmauern entgegen. Die Maske lenkte links ein, dem halboffenen schwarzen Kirchhofthore mit dem weißen Kreuze zu.

„Verfolgst Du mich noch weiter?“ rief die Maske, sich losreißend, und durch's Thor schlüpfend.

„Bis in's Grab!“ schrie Isidor außer sich, und wollte ihr nachstürzen; aber rasselnd klappte vor ihm die Pforte zu, und entgeistert taumelte er zurück. Jedes Haar sträubte sich auf seinem Kopfe.

Halb sinnlos rannte er gegen das Thor; da packte ihn eine männliche Gestalt, in einen dunklen Mantel gehüllt, von rückwärts, mit einem donnerndem: „Halt!“ — Isidor schauerte zusammen; schlug mit geballter Faust wild zurück, daß der Fremde, hart getroffen, zur Erde stürzte, und floh, wie von Gespenstern gepeitscht, dem Städtchen zu.

Noch scholl ihm dumpfe Tanzmusik aus dem Gasthof entgegen. Mit wankendem Schritt flog er die Treppe empor; stürzte athemlos auf sein Zimmer, und warf sich angekleidet, wie er war, auf sein Bette. Da schlug es zwölf; des Thürmers Horn verkündete des neuen Jahres Beginn. Der letzte Ton verhallte nachtönend in Isidor's Ohren, und eine schlafähnliche Betäubung senkte sich, dumpf und schwer, auf die Wimpern des Fiebernden.

7.

Ein sonniger Neujahrsmorgen war angebrochen. Der Gastwirth machte, schwarz gekleidet, die Runde, um seinen Gästen ein glückseliges neues Jahr zu wünschen. Dreimal klopfte er an Isidor's Thüre, ohne daß ein „Herein!“ erscholl; als er das vierte Mal pochte, glaubte er, da es schon hoch am Tage war, seiner Zartheit Genüge geleistet zu haben, wenn er, ohne eine bestimmte Antwort abzuwarten, leise einträte.

„Euer Gnaden beliebten vielleicht wider Wunsch so lange zu schlafen?“ begann er, dem Bette sich nähernd, auf welchem der Baron, noch im Domino, hingestreckt lag.

„Was gibt's?“ fuhr dieser aus seiner Betäubung auf, und maß den schwarzen Gratulanten mit großen Augen.

„Ich bin der Wirth vom weißen Schwan, wie Sie sehen,“ erwiederte der Schwarze, mit tiefen Bücklingen, „und komme, meinen ergebensten Glückwunsch zum neuen Jahre abzustatten und die Frage zu thun, wie Euer Gnaden zu schlafen beliebt haben, und ob etwa ein Frühstück zu Dero Befehle steht?“

„Der Wirth?“ — fragte Isidor, sich besinnend, — „der Wirth? Wo ist denn der alte Wirth?“

„Hat ihn auch geholt, die böse Krankheit!“ versetzte der Befragte.

„Welche Krankheit?“ —

„Ei — wissen Euer Gnaden nicht, was wir zu leiden hatten, und daß der gestrige Ball so recht

eigentlich ein Geneſungsfeſt war? — Ja, es hat uns ſtark mitgenommen! Wer die Stadt vor einem Jahre kannte, dürfte jetzt wohl ein Drittel der vorigen Bewohner nicht wieder finden! Aber Euer Gnaden dürfen ſich nicht fürchten; jetzt ſind wir wieder Alle kerngeſund!

In Iſidor erwachte mit einem Male der Schreckenstraum der verfloſſenen Nacht wieder, und mit Ungeſtüm aufſpringend, fragte er den Wirth, ob Brand noch Bürgermeiſter ſei.

„Er iſt's wohl noch," erwiederte dieſer, „aber wir hoffen ihn ſchwerlich zurück. Er iſt verreiſt, und hat, wie es verlautet, bereits den Entſchluß gefaßt, anderswohin zu überſiedeln. Der Arme hat viel verloren! Seine Frau, um — die wäre noch das Wenigſte, — aber die liebe gute, ſchöne Klarentine!" —

„Klarentine?" rief der Baron, ſeines Abenteuers nur zu klar bewußt, — „was iſt's mit ihr? Sie war ja geſtern hier auf dem Balle?" —

„Müßte nur ihr Geiſt geweſen ſeyn!" antwortete der betroffene Wirth, „ſie liegt ja ſchon über einen Monat auf dem Kirchhofe!"

„Menſch, — Du biſt wahnſinnig," — ſchrie Iſidor, den Wirth krampfhaft an der Bruſt faſſend," — „ich ſah ſie geſtern; ich ſprach mit ihr, — begleitete ſie!" —

„Wie geſagt, da muß es ihr Geiſt geweſen ſeyn," — entgegnete der Erſtaunte, ängſtlich, — „ſo wahr Gott lebt! ſie wohnt auf dem Kirchhofe; — ich ſelbſt hörte ihr zu Grabe läuten, ſie iſt todt!"

Wie vom Blitze berührt knickte Iſidor zuſammen. Todtenbläſſe überzog ſein Geſicht; nur mit Mühe hielt ihn der Wirth, der ſeine Voreiligkeit bereute, aufrecht, ſchleppte ihn auf's Bett, und zog an der Klingel, um Hilfe herbeizuſchellen.

Über eine Stunde lag Iſidor regungslos, wie ein Todter. Als er die Augen aufſchlug, ſtand bereits ein Wundarzt an ſeinem Lager.

Ein wildes Gelächter war die Antwort auf des Arztes Frage, wie er ſich befinde. Sein Puls, ſein Auge, ſeine Rede, — Alles ſprach nur zu deutlich, wie es um ihn ſtehe. Er war wahnſinnig. Er, der ungläubige, ewigheitere, leichtſinnige Lebemann, der ſonſt dem Satan ſeinen Klumpfuß abdisputirt hätte, lag nun durchglüht von dem ſchrecklichſten Feuer, von nichts träumend, von nichts feſter überzeugt, als daß er einem Geſpenſte begegnet, daß er eine Todte nach Hauſe begleitet habe. — „Sie war's“ rief er, „ſie war's, und wenn ich ewig verdammt ſeyn ſollte, ſie war's! Ich habe ſie hinausbegleitet, im hellen Monſchein, auf den Kirchhof, wo ſie wohnt! Ich werde doch das Brautkleid kennen, das ich ihr ſchickte! Sie war's! Meine Braut iſt bei den Todten, — und ich bin ihr Bräutigam, — und ſie erwartet mich, — und ich muß zu ihr kommen — ich will kommen — ich komme bald!“

Der Arzt war in größter Beſtürzung. Die Heftigkeit des plötzlichen Anfalls ließ das Ärgſte befürchten. Er ſäumte daher nicht, der Behörde die Anzeige zu machen, um ſo mehr, da er ſelbſt erſt ſeit Kurzem an die Stelle ſeines, von der Seuche eben-

falls hingerafften Vorgängers getreten war, und ſeinen Pazienten eben ſo wenig kannte, als der Wirth ſeinen Gaſt.

Nach wenigen Stunden, während welcher Iſidor aus ſeinem Paroxismus, den der Arzt genau beobachtet hatte, in einen lähmenden Starrkrampf verfallen war, kam der Stadtſchreiber Meineck mit zwei anderen Gerichtsperſonen, um den Vorfall ſummariſch aufzunehmen.

Was Arzt und Wirth ihm angeben konnten, war nicht mehr, als daß der Fremde, um Klarentinen, des Bürgermeiſters verſtorbene Tochter, ſich erkundigt, und auf die Nachricht, daß ſie todt ſei, behauptet habe, ſie auf dem geſtrigen Balle im Brautkleide geſehen, mit ihr geſprochen und ſie zum Kirchhofe begleitet zu haben, worauf er in Wahnſinn verfallen ſei.

Sigmund entfärbte ſich bei dieſer Angabe, ſprang auf, ging in großen Schritten wie nachdenkend auf und nieder, und blieb plötzlich vor dem Stuhle ſtehen, auf welchem der Domino lag, welchen man dem Kranken abgezogen hatte. Mit großer Aufgeregtheit ſetzte er ſich dann wieder, ſchloß das Protocoll, und entfernte ſich mit dem Verſprechen, dem Arzte in der Sache eheſtens Licht zu verſchaffen.

Nach einer Viertelſtunde erſchien die alte Anna, die einzige Perſon, die in des Bürgermeiſters Hauſe außer Brand ſelbſt von der Seuche verſchont geblieben war. Sie wies ſich mit des Stadtſchreibers ſchriftlichem Befehle aus, zu dem Kranken eingelaſſen zu werden. Der Arzt führte ſie daher zu ihm,

und empfahl ihr Vorsicht. Isidor lag noch im Starrkrampfe. Anna hatte ihn kaum erblickt, als sie in Thränen ausbrach, und sagte: „Ach Gott, das ist ja der gute Baron Isidor von Willhof, der Bräutigam unserer seligen Klarentine, ein Gutsbesitzer aus unserem Bezirke.“

Als der Arzt dieses hörte, bat er sie, nur ein Viertelstündchen bei dem Kranken, der jetzt für todt läge, zu verweilen, damit er selbst dem Stadtschreiber diese wichtige Entdeckung mittheilen könne. Sie nahm keinen Anstand, und jener eilte unverzüglich auf das Rathhaus.

Kaum war er aber fort, als Isidor die Augen, die ihm bisher starr offen standen, zu bewegen anfing, und die alte Anna durchbohrend ansah.

„Anna bist Du's?“ begann er, wie vom Tode erwachend.

„Ach Gott! Sie leben, Herr Baron,“ — weinte die gutmüthige Alte, die sein Erwachen ihrer Gegenwart zuschrieb, und ihn mit kindischer Freude darüber bei der Hand ergriff. „Ach freilich bin ich's!“

„Sage mir,“ flüsterte Isidor, ängstlich den Kopf wendend, mit natürlicher Stimme, „sage mir aber aufrichtig, denn die Andern belügen mich Alle,— ist Klarentine wirklich todt?“

„Leider, leider,“ schluchzte die geschwätzige Alte, ganz uneingedenk des Auftrages, den ihr der Arzt gegeben, „ich selbst hab' ihr das schöne Brautkleid, das ihr der Herr Baron schickten, als Todtenkleid angelegt; sie wollte es so, ihr letzter Seufzer waren noch — Sie!“

»In meinem — Kleide — ward ſie alſo begraben« ſtammelte der Baron, lächelnd, »ei, ei! — Geh', gute Anna, rufe mir Jemand, daß er mir Papier und Tinte bringe, — ich muß — nach Hauſe — ſchreiben!«

»Gleich, gleich,« erwiederte Anna, der Thüre zueilend, ſtatt an der Klingel zu ziehen.

Mit einem raſchen Sprunge war Iſidor aus dem Bette, rannte zum Fenſter, riß beide Flügel wüthend auf, und wollte ſich hinaufſchwingen. Da wendete ſich Anna mit einem lauten Schrei um; der Baron ſtürzte mit dem Ausrufe: »Klarentine, — ich komme!« rücklings zu Boden.

In demſelben Augenblicke trat der Arzt mit dem Stadtſchreiber ein.

»Um Gotteswillen! Was ging indeß vor?« rief Jener, auf den ſtarr Ausgeſtreckten zueilend.

Iſidor war — todt. Anna erzählte, unter Jammern und Schluchzen, was ſich zugetragen hatte. Meineck eilte fort; der Arzt war außer ſich über das Verſäumniß, das er ſich zu Schulden kommen ließ.

In abgemeſſenen Schlägen läutete für Iſidor das Sterbeglöcklein, das vor wenigen Wochen ſeiner Klarentine zu Grabe geläutet.

8.

»Was bringt dich um dieſe Stunde zu mir?« rief Nantchen ihrem Sigmund entgegen, als dieſer, in ſeinen Mantel gehüllt, bald nach Mittag über den Kirchhof dahereilte. — »Du biſt ja ganz verſtört; iſt Dir etwas Unangenehmes begegnet?«

„Du warst gestern auf dem Balle,“ fragte Sigmund, seinen Mantel abwerfend, mit größerer Aufregung, als sie je an ihm bemerkt hatte, „verhehle mir nichts, Du weißt nicht, um was es sich handelt!“

Nantchen's Gesicht ward von glühender Röthe übergossen, und ihres Geliebten Hand hastig ergreifend, antwortete sie mit Thränen-erstickter Stimme: — „Ja — Sigmund! Verzeihe mir, ich war dort! aber bei Allem, was Dir heilig ist, beschwöre ich Dich, hinter meinem Fehltritte nichts Böses zu argwöhnen. Es war sträfliche Neugierde, voreiliges Mißtrauen, das ich jetzt schon schwer gebüßt habe!“

„Leider vielleicht schwerer, als Du ahnen kannst!“ versetzte Sigmund, sich unmuthig mit der Hand über die Stirne fahrend. „Was wolltest Du aber damit?“

„Ich wollte nur sehen, ob Du Deinem Versprechen treu geblieben seyest! Wir schieden vorgestern verstimmt von einander. Ich fürchtete, Du könntest aus Groll etwas thun, was du sonst nie gethan haben würdest. Ich wußte, daß ich Dich schwer beleidiget habe. Unruhe trieb mich fort! Ich glaubte nichts gewisser, als unter einer der walzenden und wirbelnden Masken Dich zu finden, wie Du Deinem gerechten Unwillen gegen mich wenigstens durch absichtliche Gedankensünden Luft machtest. Ich habe mich getäuscht, Du warst nicht dort!“

„Aber eine andere Maske war dort, die Dich verfolgte?“ —

Nantchen fuhr erschrocken zusammen, als sie

ſah, daß Sigmund auch nun dieſes Abenteuer wiſſe, und gerieth faſt auf die Vermuthung, daß der Unbekannte ein beſtellter Verſucher geweſen ſei. Mit kindlicher Offenheit geſtand ſie daher ihrem athemlos lauſchenden Freunde Alles, was ihr auf dem Balle und nachher begegnet war, und jedes Wort, welches der Fremde mit ihr gewechſelt hatte. — „Er muß mich, wenn er nicht die Rolle eines Prüfers mit faſt übernatürlicher Täuſchung geſpielt hat, (ſo ſchloß ſie ihre Erzählung) verkannt haben, oder mein Kleid hat ihn irre geführt.“

„Dein Kleid!“ forſchte Sigmund in größter Spannung, „war es ſo auffallend? Wo iſt es?“

„Für mich war es wohl etwas auffallend; — ich wählte es nur um weniger erkannt werden zu können. Man muß aber die Tochter der Gräber aus der Brauthülle herausgewittert haben, denn manche Masken wichen mir faſt ſcheu aus, und die Blicke Vieler verfolgten mich ſo bedenklich, daß ich mich verlegen in den Winkel zurückzog, wo mich jener ſeltſame Mann auffand. Hier iſt es!“

Sigmund betrachtete das verhängnißvolle Kleid genau, und ſeinem Auge entging auch der Namenszug nicht, welcher in dem einen Blatte der Spitzenkrauſe eingeſtickt war. Eine gräßliche Ahnung durchzuckte ſein Inneres. Aus Schonung verrieth er ſich jedoch ſo wenig als möglich, und fragte ſie, woher ſie das Kleid habe.

„Ich fand es im Schranke meiner ſeligen Mutter,“ erwiederte Nanchen, „zu welchem mir, wie ich Dir geſagt zu haben glaube, mein Vater den

Schlüſſel gab. Ich fand gar bunten Kram in der Lade, — da ſieh' nur ſelbſt!"

Mit ſtarren Blicken muſterte Sigmund den Inhalt derſelben. Seine Vermuthungen gewannen Zuſammenhang, und nach einer Pauſe, während welcher ein Entſchluß in ſeinem Kopfe zu reifen ſchien, fuhr er fort: „Wo iſt Dein Vater?"

„Er kam ſeit geſtern Nachmittags noch nicht nach Hauſe," antwortete Nantchen. „Seine Abweſenheit begünſtigte eben geſtern mein unſeliges Vorhaben. Er wollte ſich beim Wirthe auf der Heide gut geſchehen laſſen. Ich fürchte, es geſchah mehr, als gut iſt. Er hat ſolche Augenblicke der Überſpannung."

„Wenn er zurück kommt, ſo ſag' ihm, was Du mir ſagteſt, und was ich Dir jetzt ſage. Der Mann, der Dich geſtern verfolgte, war Iſidor Baron von Willhof, der erklärte Bräutigam Klarentinens, der verſtorbenen Tochter des Bürgermeiſters. Das Ereigniß der heutigen Nacht raubte ihm ſeinen Verſtand; vor einer Stunde endete er im Wahnſinne!"

„Todt! — ?" ſchrie Nantchen auf, und ſank ohnmächtig zuſammen.

Als ſie zu ſich kam, ſuchte ſie Sigmund ſo viel als möglich zu tröſten.

„Wie das Unglück des jungen Mannes," ſprach er, „mit Dir zuſammenhängt, weiß ich noch nicht klar. Vor Allem gib mir dies Kleid mit; die Unterſuchung iſt mir aufgetragen; vielleicht gibt es mir den näheren Aufſchluß. Sollte Dein Vater bei der Sache befangen ſeyn, ſo rathe ihm, auf ſich allein

zu denken. Du ſtehſt unter meinem Schutze, und ſtänden all' die Todten, die da draußen in jenen Gräbern ruhen, auf, um mir den Weg zu vertreten, ich trüge Dich durch die Reihen ihrer Gerippe ſchirmend hindurch, um vor aller Welt deine Unſchuld zu vertreten. Faſſe Muth, vertrau' auf mich, — Dein Sigmund iſt Dir nicht nur Bräutigam, er iſt Dir vielleicht auch bald — Vater!"

Mit dieſen Worten drückte er ſie krampfhaft an ſein Herz, warf den Mantel über, nahm das verhängnißvolle Ballkleid mit, und ſtürzte, Nantchen in Angſt und Thränen zurücklaſſend, von hinnen.

Noch konnte ſich Nantchen nicht faſſen, als ihr Vater eintrat, und ihren thränenvollen Gruß mürriſch erwiederte. Sie erkannte ſeine Stimmung, den rauhen Nachklang einer wild durchzechten Nacht, gar wohl, und wußte, daß in ſolchen Augenblicken wenig von ſeiner Herzlichkeit, an der es ihm ſonſt nicht fehlte, zu erwarten wäre. Aber die Sache war zu dringend, die Angſt für ſie zu peinigend, als daß ſie Sigmund's Rathe nicht augenblicklich hätte folgen ſollen. Sie erzählte ihm daher Alles mit gewiſſenhafter Genauigkeit.

Mit rollenden Blicken hörte Schwarz die böſe Geſchichte an; wechſelte, ſchwer aufathmend, die Farbe; warf ſich wie träumend auf einen Stuhl hin; ſtarrte wild auf den Boden und brach zuletzt in ein gellendes Gelächter aus.

Über Nantchen's Stirne rieſelte kalter Todesſchweiß.

Nach einer langen Pauſe, während welcher

Schwarz ruhiger geworden zu seyn schien, erhob er sich, und fragte seine Tochter mit zitternder Stimme, was Sigmund ihr versprochen und ihm gerathen habe.

Sie wiederholte, des Vaters heißglühende Hand fassend, Sigmund's Worte: „Sollte Dein Vater bei der Sache befangen seyn, so rath' ihm, auf sich allein zu denken. Du stehst unter meinem Schutze!“

„Bist Du Deines Sigmund's gewiß?“ fragte Schwarz fast wehmüthig.

„Ganz gewiß!“ betheuerte Nantchen.

„Nun so kannst Du ja sorglos seyn!“ fuhr Schwarz ganz verändert fort; „auf mich nur zu denken kann mir dann nicht schwer fallen. — Jetzt aber, liebe Tochter — geh' ins Kirchlein hinüber; wir bekommen ja morgen einen Gast, wie Du sagtest, einen Baron, da muß man wohl länger läuten. Zieh' die Glocke an, die größere, verstehst Du? Ich ginge selbst, aber ich bin matt! Meine Sylvesternacht geht mir ab. Ich will mich zu Bette legen.“

Nantchen gehorchte mit banger Ahnung. Sie ging in's Kirchlein, und warf sich, ehe sie den Strang rührte, in brünstigem Gebethe vor dem Bilde der Schmerzensmutter nieder. Dann zog sie die Glocke, welche wimmernd in die Winterlandschaft hinausscholl.

Leise trat sie ein, als sie ins Häuschen zurück kam, um ihren schlummernden Vater nicht zu wecken. Aber die Thüre seiner Stube stand offen, das Bette war leer, er selbst nirgend zu finden. Rufend eilte

sie umher, suchte ihn auf beiden Kirchhöfen, eilte die Thurmtreppe hinan, um ihn vielleicht in der Ferne wo zu erspähen; aber die einbrechende Dämmerung hatte Alles schon in einen Nebelschleier gehüllt. Jammernd eilte sie wieder ins Häuschen, und bemerkte hier, was ihr früher nicht auffiel, daß ihres Vaters Schrank geöffnet, und daneben auf dem Boden Geld verstreut war. Es blieb ihr nun kein Zweifel mehr, daß ihr Vater die Flucht ergriffen habe. —

Im Augenblicke des größten Unglücks allein zu seyn, ist ein entsetzliches Gefühl; Nantchen ertrug es nur, gestärkt durch den Gedanken an Sigmund's aufopfernde Liebe.

9.

Sigmund's Lage war peinlich. Als Amtsperson mußte er ein Ereigniß, welches das ganze Städtchen in Bewegung versetzt hatte, zur möglichsten Klarheit bringen. Wiewohl ihm jeder Schritt zur Gewißheit ein neues Opfer kostete, so wollte er doch seine Liebe zu Nantchen durch keine Pflichtverletzung entweihen, und noch vor des Barons Begräbnisse war daher das ganze Faktum gerichtlich konstatirt.

Das Ballkleid, welches Nantchen, als ein Erbstück ihrer Mutter, angelegt hatte, war, wie die alte Magd Anna beschwor, dasselbe, welches die selige Klärentine vom Baron zugeschickt erhielt, als sie bereits mit dem Tode rang. Es hätte ihr Brautkleid werden sollen, und ward ihr Tod-

tenkleid. Die Larve aber, welche Nantchen im Schranke ihrer Mutter fand, war die nämliche, welche man der Leiche vor's Geſicht band, weil doch Einige vom Städtchen ſie als ein allgemein geliebtes Weſen noch im Tode zu ſehen wünſchten, und ihr Antlitz ſchon nach wenigen Stunden zu gräßlich entſtellt war. Aus gleichem Grunde hatte man ſie auch ſchneller, als es beim Ausbruche der Seuche zu geſchehen pflegte, in's Todtenhaus gebracht und im Stillen begraben laſſen. Wer ſie dort ihres letzten Schmuckes beraubt habe, ließ ſich nun leicht aus der Art ſchließen, wie dieſer Raub entdeckt wurde. Schon auf dem Balle fiel es Manchen auf, eine Maske zu ſehen, welche dem Bilde der verſtorbenen Bürgermeiſterstochter, das ſich jenen, die es damals ſahen, tief eingeprägt hatte, ſo auffallend ähnelte. Des Todtengräbers Flucht und die Ergebniſſe einer Hausunterſuchung, die mit Nantchens möglichſter Schonung eingeleitet wurde, erhoben den gräßlichen Verdacht zur empörendſten Gewißheit. Wodurch Schwarz zu dieſem Frevel an der heiligen Hülle der Todten verleitet wurde, ob durch Habſucht, durch unzeitige Liebe zu Nantchen, durch Stumpfheit oder durch andere Beweggründe, darüber wußte Niemand Aufſchluß; Alles aber erſtaunte über ſeine unbegreifliche Unvorſichtigkeit, mit welcher er nach ſo kurzer Friſt ſeiner Tochter den Raub zur Verfügung ſtellte. Man glaubte den Schlüſſel zu dieſem Räthſel nur in dem tollen Leichtſinne und in der blinden Sicherheit zu finden, welche jedem Verbrechen,

wenn es zur Strafe reif wird, so rächend anklebt und den Tag der Vergeltung beschleuniget. —

Nach Schwarz liefen alsbald nach allen Richtungen Steckbriefe aus; seine Spur war aber verschwunden. Wahrscheinlich war es ihm noch bald genug gelungen, die Grenze der Nachbarprovinz zu überschreiten, und unter falschem Namen eine Freistätte zu finden.

Sigmund hielt sein Versprechen treulich. Um für Nanchen unmittelbarer sorgen zu können, nahm er sie, nach kurzer Zeit, zu seiner Frau, unbekümmert um Achselzucken und Seitenblicke. Er wußte wohl, daß ihm diese Verbindung seinen Dienst kosten würde, da die öffentliche Meinung der Tochter eines Verbrechers unmöglich günstig seyn konnte. Deshalb kam er, da er für das Nöthigste Einiges erspart hatte, dem Augenblicke, wo man ihm den Dienst aufkünden würde, zuvor, und trat freiwillig aus, im Vertrauen auf Gottes Beistand und das Sümmchen seiner Kenntnisse. In der Zwischenzeit ließ er keinen Schritt unversucht, um irgendwo sich in angemessenerem Kreise sein Brot wieder ehrlich erwerben zu können.

Beiläufig nach zehn Monaten erhielt er einen Ruf auf eine Herrschaft im äußersten Winkel des angrenzenden Landes, den er mit Freuden annahm. Schien ihm auch kein lockender Aufenthalt bevorzustehen, so waren doch die Bedingungen eben nicht ungünstig, und Nanchens Liebe versprach ihm jede Stelle der Erde zur liebsten zu machen. Sie war

ihm mit wahrhaft kindlicher Wärme zugethan, und sein Schwur: „Ihr einst auch Vater zu seyn!“ schien auf ihre Lippen übergewandert, wenn sie sich zärtlich mit dem Schmeichelworte: „Mein Vater!“ an ihn schmiegte. Bald aber sollte er diesen Namen in gewisser Beziehung noch besser verdienen, denn drei Monate vor ihrer Abreise fühlte sich Rantchen Mutter. Sigmund war darüber um so mehr entzückt, als ihn die nächste Zukunft ein sorgenfreieres Auskommen hoffen ließ. Auch versprach er sich davon eine günstige Rückwirkung auf seines Weibes körperliches und geistiges Leiden. Der Gedanke, daß sie in der Hülle einer Todten Ursache an dem Tode eines jungen, hoffnungsvollen Mannes gewesen, verbunden mit der Erinnerung an ihren verirrten, nun vielleicht im Elende schmachtenden Vater, versetzte sie oft in die zehrendste Traurigkeit. Aber Sorge kann nur durch Sorge geheilt werden, und welche Sorge ist mächtiger, als Mutterſorge?

Die Quelle ihres künftigen Trostes unter ihrem Herzen tragend, bestieg Rantchen den Reisewagen, und rollte, an der Seite ihres geliebten Gatten ihrem künftigen Aufenthaltsorte zu. Aber schon nach dem zweiten Tage fühlte sie sich unwohl. Dieses Unwohlseyn ward zur förmlichen Krankheit, als sie am vierten Tage, zwei Tagereisen weit von dem Ziele ihrer Reise, Nachtherberge hielten. Die Station war ein isolirter, elender Markt. Sigmund erkundigte sich um einen Arzt. Man brachte ihm einen Halbwilden, welcher sich in den Gestütten der Umgegend ein bedeutendes Renommée erworben hatte, und eine große

Freude darüber äußerte, um auch, nach Jahren, wieder einmal seine Kunst an einem menschlichen Wesen geltend machen zu können. Er erklärte die Krankheit für ein Scharlachfieber, und in fünf Tagen bestätigte der Tod der Armen seine Aussage, daß der Fall bedenklich sei.

In stummer Verzweiflung saß Sigmund am Bette, auf welchem seine todte Liebe lag, den Kopf in die krampfhaft gehöhlte Hand gestützt, als der herbeigerufene Meßner eintrat, um der Leiche die letzten Dienste zu erweisen. Stumpfsinnig, wie derlei Todtenvögel gewöhnlich sind, trat er zum Bette, besah sich die Leiche, und taumelte mit einem so lauten Schrei zurück, daß Sigmund entsetzt aus seiner Betäubung auffuhr. Der Meßner war Niemand Anderer, als Schwarz, der Vater der Todten, der hier sein Unterkommen gefunden hatte. Sigmund erkannte ihn; es gab eine schauerliche Jammerscene des Wiedersehens.

Sigmund wurde halb wahnsinnig von der Bahre seiner Frau weggerissen und in den Wagen gebracht. Nach zwei Tagen langte er an dem Orte seiner Bestimmung an. Sein Gemüth aber kam nicht zur Ruhe. Er war für's Kanzleileben verdorben. Bewegung, Unruhe, Betäubung waren ihm Noth; der Zufall kam ihm willfährig in kurzer Zeit zu Hülfe.

Die Kriegsjahre brachen aus. Die Provinz organisirte ein Freicorps. Für Sigmund war der Ruf dazu willkommen. Er hatte nichts mehr auf die-

ſer Welt zu verlieren, als ein gebrochenes Herz — und das verliert ſich leicht.

Das Ende ſeiner Geſchichte läßt ſich kurz erzählen. Schwankendes Kriegsglück trieb ihn bald dort-, bald dahin. Ein Handſtreich der Feinde veranlaßte den Befehl, daß alle Truppen der Umgegend in der Nähe des Städtchens L . welches eine gute militäriſche Poſition abgab, zuſammen gezogen wurden. Eine bedeutende Abtheilung des feindlichen Heeres wollte hier durchbrechen, um das Flachfeld gegen Norden zu gewinnen. Sigmund, der als Lieutenant eingetreten war, und ſich in einem halben Jahre zum Hauptmann emporgeſchwungen hatte, erhielt den Kirchhof zur Vertheidigung mit ſeiner Compagnie. Hier ſtand er auf dem Schauplatz ſeiner ehemaligen Freuden und Leiden. Der Sturm begann; zweimal wurde der Platz verloren; zweimal wieder gewonnen; beim dritten Anlaufe ging es mörderiſch zu. Eine herbeigeſprengte Truppe feindlicher Lanciers gab den Ausſchlag.

Sigmund ſank von einem Säbelhiebe tödtlich getroffen, unfern dem Marmorwürfel, der Nantchen's Mutter deckte, auf einem Hügel zuſammen, vielleicht auf demſelben Grabhügel, der wenige Jahre vorher den Unglücklichen aufnahm, welcher getödtet ward durch das verhängnißvolle — Ballkleid.

Schloſs Nonſuch.

(Nach Horace Smith.)

Der Plan zu dem Pallaste Nonsuch, nächst Ewell in Surrey, ward von Heinrich VIII. entworfen, um, wie der anmaßende Name desselben *), hinlänglich anzeigt, einen unvergleichlichen Beweis von der Prachtliebe und dem Geschmacke dieses Fürsten abzugeben.

Nonsuch wurde unvollendet gelassen, ein unerfülltes Versprechen des Glanzes, ein prachtvolles und doch wehmüthiges Zeugniß, wie ungewiß Menschengröße ist, und Königin Maria, die Kosten seiner Vollendung scheuend, ging mit dem Gedanken um, es niederreißen zu lassen, um fernere Ausgaben zu ersparen, als der Graf von Arundel, aus Liebe und Ehrfurcht, welche er gegen seinen alten Meister hegte, den Platz kaufte, und den Bau, der ursprünglichen Zeichnung gemäß, ausführte. Nicht eine Spur davon ist jetzt übrig; es verschwand wie andere mühevoll zu Stande gebrachte Spielwerke der menschlichen Eitelkeit, nur der anmaßende Name, welchen es führte, blieb zurück, herüberschallend in unsere Tage gleich einem traurigen Echo, welches

*) Nonsuch, nicht ein Solcher, sans pareil, ohne Gleichen.

der Vermeſſenheit anderer Zeiten ſpottet. Dennoch war der ſtolze Bau nicht ohne Tüchtigkeit und Gediegenheit. — Das Schloß lief um zwei Höfe, ſagt die treffliche Verfaſſerin von der Königin Eliſabeth Memoiren, einen äußeren und einen inneren, beide ſehr geräumig; der Eingang in dieſelben führte durch ein viereckiges, herrlich geſchmücktes, befeſtigtes Thorhaus, welches mit Thürmen an den vier Kanten verſehen war. Dieſe Thorhäuſer waren von Stein, ſo wie das Erdgeſchoß des Schloſſes ſelbſt; das obere Stockwerk hingegen war von Holz, reichlich verziert, und voran mit einer Menge verſchiedenartiger Statuen, Zeichnungen und anderer alterthümlicher Gebilde von trefflicher Kunſtarbeit und nicht geringem Werthe beſetzt und geſchmückt, welche alle, wie es ſcheint, aus ſogenannter Roggenpaſte verfertiget waren. In der Sprache unſerer Zeit würde man dieſe Zeichnungen wahrſcheinlich Basreliefs genannt haben. In den öſtlichen und weſtlichen Winkeln des inneren Hofraumes erhoben ſich zwei ſchlanke, fünf Stockwerke hohe Thürmchen, mit Laternen an der Spitze, zu welchen hölzerne Geländer emporführten, die ringsherum liefen. Dieſe Wartthürme, von welchen aus man die beiden an das Schloß grenzenden Luſtgärten und die weit ausgebreitete Umgebung überſehen konnte, waren geprieſen als der Hauptſchmuck von Nonſuch.

Es war der Morgen des Michael-Meßabends. Das bemalte und gefirnißte Holzwerk des reichverzierten Baues flimmerte im Licht einer unbewölkten Sonne; die zahlreichen vergoldeten Wet-

terfahnen, welche die Gestalten der verschiedenen das Wapen des Königreichs haltenden Thiere darstellten, blitzten von allen Knäufen und Giebeln der Thürme, während die königlichen Fahnen, auf den Spitzen der schlanken Eckthürmchen entfaltet und stolz im Morgenwinde flatternd, der ganzen umliegenden Gegend ankündigten, daß sie über der Königin Elisabeth und ihrem Hofstaate wallten, welche im Palaste ihren Sitz aufgeschlagen. Ungeachtet er aber so begünstigt und beehrt war, schien doch die Frühe der Stunde und die Hitze des Morgens Ursache zu seyn, daß sich um die Außenseite des Gebäudes kein größerer Zudrang und Lärm bemerkbar machte. Einige Hellebardierer und Wachmänner von der Garde standen in ihren reichen Livréen längs des äußeren Thurmhauses aufgestellt. Auf den Straßen, die sich am Rande der Lustgärten hinzogen, schienen Pferde und Wägen, deren Richtung der Staub zeigte, demselben Puncte zuzueilen; im Übrigen war die Landschaft eben so still, als lieblich. Die Rudel des Hochwildes im Parke lagen, nur an ihrem Geweihe kennbar, in den Schatten geduckt; die Kühe aber, welche gewöhnlich in der Nähe des Thurmhauses geweidet wurden, waren vom Meier, zu welchem man sie zur Melke trieb, noch nicht zurückgekehrt, und mit Ausnahme eines einzigen Hirsches, welcher aus dem Dickicht hervorbrach, gleichsam um zu spähen und die Morgenluft einzuathmen, schien sich im weiten Revier, welches den Aufenthalt umgab, nichts zu regen, während der Mangel an Musik oder irgend einem anderen Klange festlichen und

brauſenden Getümmels auf den Wällen vermuthen ließ, daß Ihre Majeſtät ſich noch nicht vom Schlummer erhoben hatten.

Auf einer Terraſſe jedoch, welche um die Außenſeite des inneren Hofraumes lief, und durch eine fliegende Steintreppe mit dem Park in Verbindung ſtand, war eine kleine Geſellſchaft verſammelt, welche, dem erſten Hahnenrufe gehorchend, in der eben ſo loyalen, als löblichen Hoffnung ſich zuſammen fand, der königlichen Herrin eine angenehme Unterhaltung zu bereiten, wenn es ihr belieben ſollte, die Jagden und Tagesbeluſtigungen zu beginnen. Unter dieſen befand ſich der alte Yeovil, einer von den Jägern, eine abgezehrte verwitterte Geſtalt, welcher jedoch mit einem rothen Fleck auf jedem Backenknochen zu beweiſen ſchien, daß er im Stande ſei, noch manche Leiche vor ſeiner eigenen mitzumachen. Er hielt drei Koppeln Windſpiele an ledernen Riemen und war von einem Paar Hirſchhunden umgeben, die ſich zu ſeinen Füßen gemächlich und in der Sonne blinzend niedergeſtreckt hatten; während erſtere mit geſpitzten Ohren und in mannigfaltigen maleriſchen Stellungen voll munterer Aufmerkſamkeit es ihrem Herrn nachthaten, und die Bewegungen einer bunten Gruppe beobachteten, welche ſich gerade gegenüber befand. Sie beſtand aus Maſter Toby (ſo benannt, weil er der Vorſtand des Zehrgadens war, und ſich überdies abſichtlich zu einer Art von Abgeordneten der Feſtleute gemacht hatte) und eine Schaar von Stegreifmasken, geſammelt aus dem untergeordneten Dienervolke, die ſich an-

schickten, unter einander ein kleines Schauspiel aufzuführen, welches aus ekelhaften Schmeicheleien für die Königin, dem damaligen Zeitgeschmacke gemäß, höchst phantastisch-allegorisch zusammengestoppelt war. Shakspeare's Scherzspiele und die Burleske von Bottom, dem Weber, waren noch zu wenig unter das Publikum gekommen, um der Begeisterung für solchen Mummenschanz Abbruch zu thun, auch würden sie, unter was immer für Umständen, schwerlich auf Master Toby einen günstigen Einfluß genommen haben, welcher bisweilen heimliche Ausflüge nach den Höhen des Parnassus aus dem Zehrgaden machte, und dessen Geschmack sich lediglich von den spitzfindigen Kunststücken solcher symbolischer Tafelaufsätze herschrieb, die ihm in der Küche unterkamen, und welche man ihres hieroglyphischen Characters wegen mit dem eigenthümlichen Namen: „Geheimnisse," belegte. Auf diesen selbst gewählten Maskenmeister, welcher mit einem Papiere in der einen und mit einem Stock in der andern Hand, auf- und abstolzirend, eine Probe mit seinen Dilettanten abzuhalten beabsichtigte, deren einige allegorische Frauengestalten darstellten, blickte der ruhige alte Waidmann mit stiller Verwunderung, die sich auf seinem hingehefteten Antlitze in einem Gemische von Grinsen und Spottblicken kund gab. In der That mußte (um sich eines gelinden Ausdruckes zu bedienen) dem schlichten Manne das tolle Zeug als eine verwunderliche Art von Querleserei vorkommen, welcher alle Schauspieler zwar von Gesicht aus kannte, aber weder verstand, warum sie so seltsam

metamorphosirt waren, noch den Zweck begriff, zu welchem man sie, also sich zu äußern, unterrichtete.

Der Mann, welcher die Diana verhunzen sollte, hatte gegen alle Rücksicht auf Decorum und alle die Schicksamkeit, welche „die keusche Jägerin des Silberbogens auszeichnet," seine Beine auf eine Bank hingestreckt, und schwor „bei Molchen und Schnecken," in Erwiederung auf Master Toby's Ansinnen, daß er nicht eher zum Buche sehen wollte, als bis seine Pfeife gar wäre. Zur Bestätigung dieser Erklärung spuckte er auf den Boden, und begann seine Züge mit solcher Kraft, daß der Halbmond auf seinem Haupte, aus der dichten Tabakwolke, in die er eingehüllt war, aufdämmernd, nur zeitweise sichtbar wurde.

„Gut, — so komm indeß du, Kupido! Ich will bei dir den Anfang machen! Hast du deine Rolle vollkommen inne?" sprach Master Toby zu einem kleinen Jungen, welcher im Eifer des Schnellkäulchenspieles mit einem Rangen seines Alters seine Flügel ganz krumm aufgebunden hatte.

„Ja Herr, ja!" versetzte der Sohn der Venus. — „Schön gerade, Jemmy! Schön gleich! Jetzt bück' dich, Jemmy! Schön durch's Grübchen zum zweiten Male! Schön Maß gehalten, und nicht betrogen."

„Potz Blitz, du junger Wildfang! Nennst du das deine Rolle hersagen?" rief Toby in Wuth. — „Heraus damit, Lotter, heraus damit! oder ich klopfe dir mit meinem Stocke die Schultern wund, daß sie aussehen, wie Schweinsrippen!"

„Nein — nur noch ein bischen Geduld, Master Toby, laßt uns nur das Spiel erst enden; hab' eben einen guten Gesellen! Jetzt ist's an mir, und da sind nur drei im Grübchen. Und seht nur, da liegt der faule Barney Mumpford, und schläft in der Sonne, weil er nichts zu thun hat! Hallo, Barney, Barney!“ fuhr der Bube fort, ihm in die Ohren schreiend, „Master Toby ist da, und will mit Euch den Anfang machen!“

Der auf diese Weise Erweckte, dessen knapp anliegendes Wams und Beinkleid dicht mit Zungen bemalt war, um ihm eine Ähnlichkeit mit dem „Rufe“ oder der „Fama“ (der tausendzüngigen) zu geben, stand träg auf, und begann, nach einem bedachtsamen Dehnen und Gähnen, seine Rolle mit einer Art von schläfriger Feierlichkeit von sich zu geben. Da dieselbe darauf berechnet war, die Königin zu begrüßen, und nicht minder auf die weite Verbreitung ihres Ruhmes, als auf ihre umfassende Kenntniß von Sprachen und Zungen anzuspielen, so fing sie beiläufig mit folgenden Versen an:

„Elisa's Namen blies ich nach Nord, Süd, Ost, West,
„Weßhalb mein eigener sich verschweigen läßt.
„Nur nutzlos wär' mein Ruf hier sicherlich;
„Da sie die Zungen all' kennt, kennt sie mich!“

„Ja — hol's der Guckuk, Master Toby!“ rief der Sprecher, vom eigentlichen Exordium seiner Anrede abbrechend, „vorausgesetzt, daß Ihre Gnaden zum Schlusse nach meinem Namen fragen, so sage ich unumwunden, daß ich Barney Mumpford

bin, daß ich sieben Jahre als Stallknecht diente, und daß die Oberstallmeistersstelle erledigt ist. Ich bin so gut dafür, als ein Anderer, und ein Kopfnicken ist mir so gut, als ein Druck für einen blinden Gaul."

Mit einem Blicke gewaltiger Unruhe bemerkte der küchenmeisterliche Schauspieldirector, daß solch' ein Herausfallen aus der Rolle unvermeidlich sie alle in Mißgunst stürzen würde, und erinnerte seinen Schützling, daß es sein erstes Geschäft wäre, sich durch einen Trompetenstoß anzukündigen.

„Potz Blitz! daran erinnert Ihr mich?" rief Barney, „darauf hab' ich selbst lange nicht vergessen! Das ist ja eben der Theil meiner Rolle, der leichter auswendig zu lernen ist, als alles Übrige!"

Mit diesen Worten setzte er das Instrument an den Mund, und brachte, allen Athem zu Hilfe nehmend, ein disharmonisches Eselsgeschrei zuwege, welches die Mißgeburt eines Seufzers und eines Gebrülles zu seyn schien. Bei dieser verunglückten Bemühung hielt sich der alte Yeoviel, welcher von seiner Kindheit an alle Instrumente, vom Kreuzertrompetchen an bis zum Waldhorne, zu blasen gewöhnt war, nicht länger, sondern riß ihm die Trompete aus der Hand, setzte sie an seinen Mund, sammelte allen Athem in seine hohlen, ledernen Backen, und blies so laut und munter einen Rückruf, daß der ganze innere Hof den Schall zurückhallte, die Doggen plötzlich bellend und kneifend aufsprangen, und im nämlichen Augenblicke ein Thürhüther aus der Bedientenstube sprang und sie als eine Schaar un-

manierlicher Stallknechte und lärmender Maskennarren ärgerlich ausschalt, welche, noch ehe die Frühstückglocke in den großen Hof rief, solch' einen Tumult erhüben, wo man nicht einmal noch wisse, ob Ihre Hoheit schon das Schlafgemach verlassen haben.

„Ich wollte ein Harrystück drum geben," sagte Yeoviel, „wenn ich erfahren könnte, ob Ihre Gnaden sich selbst auf den Stand im Parke zu begeben geruhen werden, um die Hetze mit anzusehen, oder ob man uns befehlen wird, die Hunde abzukoppeln und einen feisten Rehbock für die Armbrust aufzutreiben; denn der Morgen fängt bereits an zu schwinden, und der Thau wird sich bald vom Grase verlieren."

„Daß Euch der Henker!" — brach Master Toby los, indem er sich in die Brust warf, und verächtlich auf den Waidmann herabblickte; „denkt Ihr, unsere edle und gelehrte Gebieterin werde sich mit dummen Bestien unterhalten wollen, wo sie dem orpheischen Wohlklang einer Dichtung lauschen kann, welche ich für sie nach dieser unserer schönsten, säuberlichsten und ergötzlichsten Manier, vorbereitet habe? — An's Werk nun, lieber Herr „Ruf," — fahrt fort in Eurer Rolle, — fahrt fort in Eurer Rolle: Empfange, schöne, unvergleichliche, gelehrte, jungfräuliche — Königin!"

„Schön Dank, Master Toby!" unterbrach ihn der „Ruf," vier Verse in einem Zuge ist eine gute Aufgabe für einen Junker, aber da müßt Ihr Euch einen Anderen suchen, um die Königin zu bewillkom-

men, denn das geht ganz und gar über mein Vermögen hinaus!« — Dieſe Erklärung machte den Maſter Toby, als Poeten, wie als loyalen Unterthan, ganz unwirſch, und er war eben im Begriffe, dem guten Herrn »Ruf« eine ſalbungsreiche Strafpredigt zu halten, als ihm ein lautes Gelächter der vier Welttheile zuvorkam, welche im Schatten beim Grübchenſpiele mit dem St. Michael ſtanden, der ſeinem eigenen Feſtabende zu Ehren prächtig geputzt war. Afrika und Michael nahmen, nachdem ſie eine Weile um einen Heller gezankt, auf gut engliſche Art zu Schwüren und ruchloſen Wechſelklagen ihre Zuflucht, bis zuletzt der Feſtpatron, auf ſeines Gegners Geſicht deutend, welches um ihn einem Mohren ähnlicher zu machen mit Rußfarbe getüncht war, erklärte, daß er unmaßgeblich der größte Beleidiger geweſen ſeyn müſſe, da er ſo lange geſchworen habe, bis ſein Geſicht ſchwarz wurde. Dieſer Scherz erregte einen allgemeinen und unauslöſchlichen Sturm von Gelächter bei Europa, Aſien und Amerika, wiewohl ſie von dem grimmigen Maſter Toby wiederholt zur Ruhe gewieſen und mit dem Stockrohre bedrohet wurden. Da der Erzürnte fand, daß ſeine vier widerſpenſtigen Welttheile gegen ſeine Drohungen gleichgiltig blieben, ſo wendete er ſich an den Vater Themſe, eine Geſtalt von ehrwürdigem Anſehen, mit einer Krone von Binſenkraut, einem langen Barte von Schilfgras und Waſſerflachs und einem weiten waſſerblauen Rocke, welcher, als jener einen Bierkrug leerte, ſich zurückſchlagend ein Paar ſchmuziger, bockledener Hoſen nebſt Reitſtiefeln

und Spornen zeigte. — „Tauſend! Maſter Toby, laßt uns die Kanne leeren, — Ihr wißt, die Themſe läuft in dieſer Jahreszeit Gefahr, auszutrocknen!“ rief der Stromgott, über ſeinen eigenen Witz kichernd. — „Austrocknen, — ſeht' mahl! ich denke, Ihr ſeid immer trocken!“ verſetzte Toby, „aber — zum Henker! ich wußte nie, daß die Themſe mit geiſtigem Bier angefüllt iſt! — Wo iſt denn Eure Urne?“ — „Hier, Maſter Toby, hier!“ ſprach Vater Themſe, einen weiten Krug unter ſeinem linken Arme hervorſchiebend. — „Und wo iſt denn der Strom von Rauſchſilber, der herausquillen ſoll?“ — „Ich hab' ihn hineingeſtopft, damit er trocken bleibe, denn es war böſer Thau heut morgens, er würde jetzt ſchon allen Glanz weggeätzt haben!“

„Hol's der Guckuk! das nenn' ich vorſichtig! Behaltet Euer Waſſer nur fein trocken, was es auch immer gebe; haltet Eure Urne mehr niederwärts, und wenn auch da nichts herausſpritzen kann, ſo mögt Ihr doch aus Euch ſelbſt etwas herausſpritzen laſſen.“

Der Stromgott verſtand die Anſpielung, erhob, der Aufforderung Folge leiſtend, ſeine Stimme, welche bei Weitem nicht ſo hell und lauter war, als es ſein Character erforderte, und begann:

„Auf meiner breiten Bruſt da reiten ſchaukelnd
„Die Schlöſſer, welche der Armada Stolz
„Zerſtört; — blick' her, erlauchte Königin!“

Aber ſein Vortrag wurde eben ſo plötzlich als unliebſam durch einen Streich des ſchadenfrohen Buben Kupido unterbrochen, welcher nach Been-

digung ſeines Schnellkäulchenſpieles ein Stück Papier an Diana's Pfeife anzündete, und es verſtohlen unter des Stromgottes Linke prakticirte, welche unter der Urne ſchlenkernd herabhing. Vater Themſe, der ſolch' einer hinterliſtigen Brandlegung nicht im geringſten gewärtig war, ſtieß einen lauten Schrei des Staunens und des Schmerzes aus, ließ den Krug fallen, welcher in hundert Scherben zerbrach, und ſprang in einem einzigen Satze wohl eine gute Tuchmacherelle weit vorwärts. Er hatte den kleinen Brandſtifter, welcher ſich ſelbſt durch ein ſchreiendes Gelächter verrieth, nicht ſo ſchnell entdeckt, als er, mit Wuth in den Blicken, einen für eine wäſſerigte Gottheit allzuhitzigen Eid heraustobte, und ungeſäumt ſich daranmachte, ihn zu verfolgen, um eine exemplariſche Rache an ihm zu nehmen. In weniger als einer Minute war der Miſſethäter rings um Afrika gelaufen, hatte Europa umkreuzt, und ſich um die Stirnſeite Amerika's geſchwungen; aber der Skamander war bei der Verfolgung des „fußſchnellen“ Achilles nicht ſchneller und unermüdlicher, als Vater Themſe auf ſeiner Jagd nach dem unglücklichen Kupido, der, nachdem er um ſchneller zu fliegen ſeine Flügel weggeworfen, zuletzt durch ein Hinterpförtchen die Terraſſe hinanpolterte, welche in den inneren Hofraum führte. Sein Verfolger war ihm auf den Ferſen, und in Kürze ſah und hörte man nichts mehr von ihnen.

Ehe noch das durch dieſes Ereigniß verurſachte Gelächter unter dem Reſte der Geſellſchaft, welcher

die Flüchtlinge angehörten, sich gelegt hatte, wurde die Aufmerksamkeit der Anwesenden durch eine Schaar von Reitern in Anspruch genommen, die in voller Hast gegen das Schloß ritten, und eine große Staubwolke hinter sich zurückließen. Da sie im Galop um das Ende der Terrasse bogen, um sich gegen das Thurmhaus zu drehen, so war es klar, daß sie von fern und schnell und aus einer anderen Gegend herkamen, als jene war, welche Nonsuch umgab; denn Rosse und Reiter waren mit Schmutz und Koth bedeckt, über welche sich eine weiße Staubkruste verbreitete, so daß es unmöglich war, die Farbe ihrer Pferde und Kleider zu unterscheiden. Dessenungeachtet, war es aus ihrem Staat, ihren Federn und ihrer Tracht sattsam zu ersehen, daß die Vorbeireitenden vornehme Herren waren. An der Spitze der Schaar, auf flinkem Rosse, befand sich ein junger Galan, welcher, so viel man bei der Schnelligkeit mit welcher sie vorüberritten, beurtheilen konnte, besonders schön und stattlich war und ein überaus anmuthiger und sittiger Reitersmann schien. Vier Andere, wiewol sie etwas weiter hinter ihm ritten, schienen ihrem Benehmen nach seine Freunde und Begleiter zu seyn, und in einem Zwischenraume von zehn oder zwanzig Schritten folgte der Troß des Reiterzuges, aus Stallknechten und anderem Dienervolk bestehend. Ohne seine Eile zu vermindern, bis er zum Eingange in das große Thurmhaus kam, sprang der Anführer des Trupps eilfertig vom Rosse, und begab sich schnell in den Hof, mit der Miene eines Mannes, den Rang und Stellung berechtigen,

ſelbſt in die Reſidenz der Majeſtät ohne Einſpruch oder Frage einzutreten, wiewol die wachhabenden Gardiſten einander etwas ängſtlich anſahen, als ob ſie, ehe ſie ihm den Eintritt geſtatteten, um ſein Vorhaben fragen ſollten. Am Portale, welches den Eingang zu den Wohnzimmern der Königin bildete, und durch welches der Fremde eben ſo ohne Umſtände wie früher eilen wollte, vertraten ihm die Pagen, Edelleute und Thürhüther und Andere, welche vor den Thoren verſammelt waren, und über das Erſcheinen einer ſo ſchmutzigen und beſudelten Geſtalt, die ſich gleichſam in die geheimſten Gemächer eindrängte, nicht wenig ſtutzten, den Weg, und verhinderten ihn weiter zu dringen, indem ſie zugleich fragten, wer er ſei und was er wolle? — „Meine Herren,“ ſprach der Fremde, indem er ihnen mit der Hand ungeduldig winkte, zurückzuweichen, „mein Geſchäft leidet keinen Aufſchub, ich erſuche Euch daher, nicht mit mir zu ſprechen, ſondern mich frei paſſiren zu laſſen. Wie, — oder ſollte ein Bischen Staub und Koth mich ſo entſtellt haben, daß Ihr in mir den Oberſt-Stall- und Geſchützmeiſter und Lord-Stellvertreter, Grafen von Eſſex, nicht erkennt?“ — Mit dieſen Worten ging er, ohne ihnen Zeit zu gönnen, ſich von ihrem Erſtaunen zu erholen, mitten durch ſie hinweg und begann die Treppe emporzuſteigen.

Er hatte wegen ſeines Mißverhaltens in Irland, aus welchem Lande er nicht nur ohne Urlaub, ſondern ſogar den Befehlen ſeiner königlichen Gebietherin geradezu entgegenhandelnd, ſich plötzlich

entfernt hatte, schwere Verantwortung auf sich geladen, aber er verließ sich auf ihre wohlbekannte Neigung, ihm etwas nachzusehen und auf vollständige Erneuerung ihrer Gunst, wenn es ihm nur gelänge, ihr unter die Augen zu kommen; zugleich war er aber auch überzeugt, daß, wenn sein Plan fehlschlüge, seine Feinde Alles aufbieten würden, um ihn in Ungnade zu bringen und zu stürzen. Ohne daher irgend Jemanden, außer einigen seiner besonderen Vertrauten, etwas von seinem Vorhaben mitzutheilen, unternahm der ungestüme Graf seinen Eilritt bei Tag und Nacht, und da er bisher so erfolgreich über alle Hindernisse obgesiegt, war es auch nicht wahrscheinlich, daß ihn die Pagen und Kämmerlinge, welche ihm in den geheimen Gemächern begegnen würden, durchzukommen hindern würden. Mancher stand abseit und blickte mit Befremden auf solch' eine beschmutzte Gestalt, welche geradewegs auf der Königin Schlafgemach zuschreitend mit ihren schweren Reitstiefeln über das widerhallende Estrich hinklirrte, und dachte sich: „Nun er wird wol dem Gardisten unten seine Depesche vorgewiesen haben.“ — Andere stellten sich ihm in den Weg und bedeuteten ihm, daß die Königin noch nicht zum Vorscheine gekommen sei; aber er ging theils an ihnen vorüber, theils schob er sie, mit der Miene eines Mannes, welcher keinen Einspruch leidet, bei Seite, und ging so durch den Audienzsaal und durch die Antichambre der Hoffräulein, von welchen manche über den Anblick solch' einer unerklärbaren Erscheinung nicht wenig erschracken. Weder

ihre staunenden Blicke beachtend, noch um ihr spöttisches Geflüster sich bekümmernd, verfolgte der abenteuerliche Graf seinen Weg und hielt nicht eher an, als bis er zum Schlafgemache der Königin gekommen war. Unerschrocken öffnete er die Thüre, trat ein und schloß sie wieder hinter sich zu.

Elisabeth war eben aufgestanden, und ihre Locken hingen noch unordentlich über ihr Antlitz herab. Sie kannte keine Furcht, aber des Erstaunens konnte sie sich anfänglich doch nicht erwehren, als sie einen erhitzten und beschmutzten Fremdling in ihr Schlafgemach hereinstürzen sah, und schon war sie im Begriffe, nach ihrem Kämmerling hinauszurufen, als Essex vorwärts eilend, sich vor ihr auf die Knie warf und sie demüthig um Gnade bat. Der Klang seiner wohlbekannten Stimme, die Unterwürfigkeit seiner Sprache, und vor allem der Anblick eines zu ihren Füßen liegenden und mit dem Ausdruck inniger Bewegung und Bitte zu ihr emporblickenden Mannes, den sie noch immer liebte, wirkten auf Ihr unvorbereitetes Herz so gewaltig, daß sie ihm Ihre Hände zum Kusse hinreichte, mit huldvoller Miene all' seine Entschuldigungen anhörte, und ihm einen weit herzlicheren Empfang gewährte, als er sich sogar in seinen übertriebensten Hoffnungen vorzuspiegeln gewagt hatte. Weich als Weib, wiewol groß und erhaben als Fürstin, ließ sie gegenwärtig jenen Character vorherrschen, und Essex, welcher bei all' seinem halsstarrigen Ungestüme der Höflingskünste nicht ermangelte, wußte sich die Stimmung seiner Gebieterin gut zu Nutzen zu machen. Seine

eigenmächtige Rückkehr der Unmöglichkeit zuschreibend, noch länger fern von einer Gottheit zu weilen, deren Anblick ihm eben so nöthig zum Leben wäre, als des Himmels Odem unserem Munde, sprach er sie in Ausdrücken leidenschaftlicher, ja sogar romantischer Galanterie an, pries ihre ausgezeichneten Schönheiten, wiewol sie damals schon in ihrem sieben und sechzigsten Jahre war, verglich sie zu gleicher Zeit mit Venus und Minerva, einer Nymphe, einer Gottheit und einem Engel, zitirte Latein und Griechisch, um seine Behauptungen zu belegen, und spielte seine Rolle so erfolgreich, daß er, herauskommend von seiner ziemlich langen Unterredung, in der munterſten Laune erschien, und Gott dankte, nach so vielen Stürmen, die er auswärts zu erdulden hatte, daheim endlich Ruhe gefunden zu haben.

Nachdem Essex einige Erfrischungen zu sich genommen, warf er sich, gleichsam zum Ersatze für den unansehnlichen Aufzug, in welchem er sich früher vorgestellt hatte, in seinen glänzendsten Staat. Er war eingeladen worden, seinen Besuch im Palaste zu wiederholen, und trat eben in dieser Absicht heraus, als ihn ein Mann ansprach, welcher, ehrfurchtsvoll seinen Biberhut abziehend und ihm einen Brief überreichend, eben sein Anliegen ihm vortragen wollte, als ihm der Graf mit dem Ausrufe zuvorkam: „Ha, Willy Shakspeare! was machst du in Nonsuch, wo du dem Feiertagspublicum in London den Geist spielen und ihm seine Michaels-Dreier ablocken solltest?“

Der Dichter erwiederte, daß er mit seinem

Freunde Dick Burbage nach Evell gekommen ſei, um eine Erlaubniß für ihr Theater bei der Königin anzuſuchen, und daß ſein gnädiger Gönner, der Graf von Southampton, welcher unglücklicher Weiſe eben in Ihrer Majeſtät großer Ungnade ſtände, ihm einen Brief an ſeinen vielwerthen Freund, den Lord Eſſex, zu geben geruhet habe, in welchem derſelbe ſeinen Einfluß und ſeine gütige Verwendung in Anſpruch nähme, ſobald er aus Irland zurückgekehrt wäre. Er habe ſich zwar, erklärte der Dichter, von dieſem glücklichen Ereigniſſe unmittelbar nur wenige Hoffnung zu machen getraut, aber, da er in der letzten halben Stunde erfuhr, daß Se. Lordſchaft wirklich zu Nonſuch angekommen ſeien, ſo habe er ſich unterfangen, den Brief, durch welchen er ſich ſo hochgeehrt fühle, abzugeben.

„Trefflich, Maſter Shakſpeare!“ rief der Graf, das Papier flüchtig durchlaufend, „ich bin zwar ſelbſt nur ein kürzlich erſt begnadigter Verbrecher, und deshalb wenig berechtigt, einen Bittſteller abzugeben, aber ich fühle mich in der Gnade meiner Gebieterin zu glücklich, als daß ich nicht wünſchen ſollte, ſie auf Andere auszudehnen. Alſo vorwärts! in den Garten mit mir, und wenn es mir möglich iſt, Euer Geſuch zu betreiben, ſo ſoll's Euch an einem willigen Fürſprecher nicht fehlen.“

Dankbar verneigte ſich der Dichter, und folgte in einiger Entfernung dem Grafen nach, welcher deſſenungeachtet ſich zurückwendete und vertraulich mit ihm ſprach, bis ſie in den Garten traten. In einem Wohlgeruch athmenden, ſchattigen Laubgewölbe ſaß

die Königin, welche, wie man bemerkt haben wollte, dieſen Morgen ihrer Toilette eine ungewöhnliche Aufmerkſamkeit gewidmet hatte, einen breiten Federnfächer in der Hand, und von zahlreichen Hofdamen (alle ſtehend) umgeben. Hinter dieſen, im Gartenhauſe, ſah man andere weibliche Dienerſchaft, beſchäftigt mit Netzwerk, Lauten, Guitarren und Spielkarten, und ein reich eingelegtes Schachbret lag auf einem Marmortiſche an ihrer Seite. Nachdem ſich die Beiden der erhabenen Königin genähert, welche ſo maleriſch hier thronte, fiel der Graf auf ſeine Knie, ein Akt der Huldigung, welchen Ihre Majeſtät immer, ſogar von ihren Miniſtern bei ihren Geſchäftsaudienzen forderte, und Shakſpeare, ſich in einiger Entfernung haltend, ahmte faſt unwillkürlich ſein Beiſpiel nach. Eſſex fand eine nicht minder huldvolle Aufnahme, als er des Morgens erfahren hatte, denn die Erinnerung an ſeine Schmeichelei war noch nicht verklungen. Die Unterredung mit ihm dauerte einige Zeit, bis die Königin auf Shakſpeare hinblickend fragte, ob dieſer Mann, welcher noch jung an Jahren ſchiene, ſeine Locken in den Händen der irländiſchen Rebellen gelaſſen habe, weil ſeine Stirn ſo kahl wäre? — „Ich befürchte ſehr, unbeſcheiden und überkühn zu ſeyn,“ ſprach der Graf, nachdem er den Namen und das Anliegen ſeines Schützlings erwähnt hatte — „Ich bin ſelbſt nur ein um Gnade und Vergebung Flehender, und werde nun ein Bittſteller für Andere, für Shakſpeare. Aber ſeit Eurer Majeſtät Herablaſſung meine Beleidigungen ſo ſchnell vergeſſen

hat, mag ich vielleicht in diesem Augenblicke besser, als zu einer andern Zeit, entschuldiget seyn, wenn ich mich selbst vergesse.“

„So, — das ist der dramatische Chronist,“ sagte die Königin, welche an seinen historischen Stücken viel Interesse fand, „laßt ihn näher treten, ich will mit ihm sprechen; Ihr, Mylord, mögt indeß hier Platz nehmen, nach einer so langen und eilfertigen Reise dürfte eine kleine Rast nicht unnöthig seyn!“

Essex verneigte sich für diese ihm gegebene Erlaubniß, und winkte dem Dichter, welcher sich näherte, und in der Meinung, er sei aufgefordert, seinem Gönner es nachzuthun, sich ebenfalls auf einen niederen Gartenstuhl neben dem Grafen, der Königin gerade gegenüber, setzte. Elisabeth war eben damals so ungewöhnlich gnädig gelaunt, daß sie über einen Mißgriff lächelte, welcher in einem andern Augenblicke vielleicht ihren Unwillen erregt hätte, und gab ihrer Dienerschaft mit der Hand einen Wink, sich in den Pavillon zurückzuziehen, welchem Winke diese augenblicklich Folge leistete. Essex, den Ausdruck des Gesichtes der Königin mit der Lebhaftigkeit eines Hofmannes auffassend, lächelte ebenfalls, während Shakspeare, der sich von einer Verletzung der Hofetiquette nichts träumen ließ, sein Gesuch mit verehrungsvollem Anstande vorlas, welcher für sein kleines Versehen wohl entschädigen mochte.

„Seht Ihr, Master Schauspielschreiber,“ sprach Ihre Majestät gnädig, als er geendet hatte, „Eure

Schriften gefallen Uns recht gut, was aber die Erlaubniß öfter zu ſpielen, belangt, ſo hat Uns erſt letztlich Unſer Ober-Hetzmeiſter höchſt bitter geklagt, daß Ihr ſein ärgſter Gegner geworden ſeyd. Denn wenn vom Globe, Eurem Theater, die Flagge weht, ſo ſei ſein Pferch ſo verlaſſen vom Volke, daß ſein beſter Bär ihm kaum die Atzungskoſten einbringt. Was ſagt Ihr dazu?“

„Ich wage es nicht, ſeine Klage zu verachten, ſeit ſie ſogar an Eurer Majeſtät eine gnädige Vertreterin fand,“ verſetzte der Sänger, „aber mit Eurer Majeſtät Gunſt würde ich mich unterfangen zu behaupten, daß derjenige, welcher ſeine Landsleute von ſolcher Kurzweil abzieht, ſie in den Annalen ihres Vaterlandes unterrichtet, und ihre Bewunderung auf den Ruhm ihrer Herrſcher hinlenkt (unter welchen wohl Eurer Majeſtät unmittelbare Vorfahren die berühmteſten waren), das Volk zu bilden und zu veredeln kaum ermangeln dürfte, wenn es ihm gleich unmöglich iſt, zum Glanze der Fürſtengröße etwas hinzuzufügen!“

„Das heißt wohl und weislich und redlich ſeine Sache betreiben,“ ſprach die Königin, durch dieſe Rede augenſcheinlich befriediget, „und bei meiner Treue! es mag der Erlaubniß, um die Ihr bei Uns anſuchet, guten Vorſchub leiſten. Aber was führte Euch zu unſeren morſchen Chroniken, Herr Poet, wo Eure Schauſpieldichterei doch wahrlich in den weiteren Luſtgärten der Phantaſie und Erfindung einen beſſeren Spielraum finden dürfte?“

„Mein Großvater focht nicht ohne guten Erfolg

in der Schlacht bei Bosworth-Field mit," ſagte Shakſpeare, dem es nicht unlieb war, die Erwähnung dieſes Umſtandes auf ſolche Weiſe bemänteln zu können, „und war glücklich genug, bei Eurer Hoheit Vorfahren, dem tapferen König Heinrich VII., Gnade zu finden. Von ihm und meinem Vater hab' ich eine Liebe für Redlichkeit und meines Vaterlandes Ruhm ererbt, und da ich mich unvermögend fühlte, ſo glänzende Thaten, wie die Vernichtung der Armada und die andern Unternehmungen, welche Eurer Hoheit Regierung verherrlichten, ſattſam zu preiſen, ſo fühlte ich mich angeſpornt, die Annalen Eurer nicht ſo berühmten Vorfahren in Erinnerung zu bringen."

„In der That," ſprach die Königin leiſe zu Eſſex, „ich hätte mir's nicht träumen laſſen, daß ſolch' ein Schalk ſo anſtändig und körnig für ſeine Sache zu ſprechen wiſſe. Und doch," fuhr ſie fort, ſich wieder zu Shakſpeare wendend, „wenn Wir Uns recht beſinnen, haſt Du Dir irgendwo eine Anſpielung auf Unſere königliche Perſon ſelbſt erlaubt! Die Stelle iſt Uns entfallen, aber Wir haben ſie verziehen, wiewohl ſie, wenn wir nicht irren, Unſeren Namen mit irgend einer nichtigen Blume zuſammenſtellte!" Eliſabeth erinnerte ſich der Verſe vollkommen; ſie wollte nur nicht den Anſchein haben, als ob ſie ſo viel Gewicht darauf legte, um ſie der Erinnerung werth zu erachten. Eſſex aber, welcher die wirklichen Gründe ihrer Zurückhaltung wohl kannte, und wußte, daß ihr die Citirung derſelben nicht unangenehm wäre, rief aus: Eurer Majeſtät

mögen dem Dichter und mir verzeihen, wenn wir nur des „Sommernachttraumes“ zu erwähnen wagen; und dann leidenschaftlich auf die Königin blickend, fuhr er fort:

„Zur selben Zeit sah ich (du kenntest nicht)
Kupido zwischen Mond und Erde fliegen,
In voller Wehr; er zielt' auf eine holde
Vestal', im Westen thronend, scharfen Blick's,
Und schnellte rasch den Liebespfeil vom Bogen,
Als sollt' er hunderttausend Herzen spalten;
Allein ich sah das feurige Geschoß
Im keuschen Strahl des feuchten Mond's verlöschen.
Die königliche Priesterin ging weiter,
In sittsamer Betrachtung liebefrei.
Doch merkt' ich auf den Platz, wohin er fiele.
Er fiel gen Westen auf ein zartes Blümchen,
Sonst milchweiß, purpurn nun durch Amor's Wunde,
Und Mädchen nennen's: „Lieb' in Müssiggang.“

„So lauteten sie, aber ich dachte nicht, Mylord, daß Ihr ein so getreues Gedächtniß habet!“ versetzte die Königin.

„Meinem Gedächtnisse möchten die Verse leicht entfallen seyn,“ erwiederte der Graf, „aber sie bezogen sich auf meine bewunderte Gebieterin, und deßhalb blieben sie aufbewahrt im Herzen meines Herzens.“ — Er legte seine Hand auf die Brust, als er dies sprach; Elisabeth sah freundlich, wiewohl sie seine Rede nicht beachtete, sondern sich zu Shakspeare wendend, fortfuhr: „Wir haben Eurer Feder diese Freiheit längst vergeben, deßhalb rügen Wir es nicht weiter; und in Betreff der Er-

laubniß, die Ihr anſucht, ſoll geſchehen, was Ihr wünſcht. Unſer Sekretär wird beauftragt werden, Euch das Patent auszufertigen.

„Ich werde mich immerdar für Eurer Majeſtät Huld zu beten verpflichtet fühlen!“ ſprach der Dichter, ſich tief verneigend. — „Du lieber Gott! Herr, man ſagt, daß Ihr Schauſpielſchreiber nur karge Beter ſeid, und da Eure Gebete nun fürderhin Unſerem eigenen Wohl und Heile gelten ſollen, ſo ſollt Ihr weder der Mittel, ſie vorzubringen, noch eines Angedenkens an die entbehren, für welche Ihr betet!“ — Mit dieſen Worten nahm Eliſabeth ein Buch von einem niederen Tiſche, welcher neben ihr ſtand, und reichte es huldvoll dem Dichter mit dem Beiſatze: „Die Königin ſchenkt Euch ihr Gebetbuch: Ihr ſeid entlaſſen!“

Shakſpeare ſchloß aus dieſer letzteren Weiſung, daß man den Ausdruck ſeines Dankes nicht erwarten wolle, küßte den Band mit großer Ehrfurcht, preßte ihn an ſein Herz, und entfernte ſich aus der Gegenwart der Königin unter wiederholten Verbeugungen, nicht minder entzückt durch den Erfolg ſeiner Bitte, als geſchmeichelt durch einen ſo auffallenden Beweis von Ihrer Majeſtät Huld und Herablaſſung.

Nachdem die Unterredung noch eine Weile gedauert, in welcher Eſſex allen Grund fand, zu glauben, daß er ſich in der Gunſt der Königin vollkommen wieder feſtgeſetzt, zog er ſich ebenfalls zurück, ſtieg die Terraſſe hinab, und ging, quer durch den Park, einer Hinterthüre zu. Unglücklicher Weiſe

begegnete er auf diesem Wege der schönen Miß Bridges, einem der Hoffräulein, mit welcher das Gerücht ihn schon lange in ein Liebesverhältniß verwickelt wissen wollte, und welche um seinetwillen bereits der Wuth und sogar den Mißhandlungen ihrer königlichen Gebieterin ausgesetzt war. Da sich der verliebte Graf vor allen Lauschern geschützt glaubte, sprach er sie in so glühenden und hochfliegenden Ausdrücken der Galanterie an, wie sie damals im Schwunge waren, und schlang ihr eine kleine Halskette von Krystallen um ihren Nacken, mit dem Bemerken, daß er sie eigens für sie aus Irland mitgebracht habe. Er würde sie noch länger mit Tändeleien aufgehalten haben, hätte seine Angebetete nicht weggeeilt, indem sie ihm die Nothwendigkeit, ihrem Dienste bei der Königin wieder nachzugehen, begreiflich machte. Wiewohl Ihre Majestät in der Sommerlaube so dicht umbüscht war, daß Essex sie nicht sehen konnte, so war sie doch, durch eine Öffnung in der Blätterwand mit den Blicken zum Unglück ihm gefolgt, und hatte mit wuthvergiftetem Herzen die ganze Scene mit angesehen.

Es kostete ihr einen nicht geringen Kampf, einen unmittelbaren Ausbruch ihrer Wuth zu unterdrücken, und eine erzwungene Fassung in Blick und Stimme anzunehmen, als sich die Frevlerin ihr näherte.

„Ei! wunderbar!“ begann sie, „Miß! daß Ihr doch Zeit finden könnt, Uns aufzuwarten, wenn Ihr Eure verliebten Narrheiten mit dem Lord-Stellvertreter beendigt habt! Wenn es kein Verrath oder

keine Unbescheidenheit ist, etwas auszuschwatzen, so wären wir in der That neugierig, zu erfahren, was zwischen Euch vorgegangen ist!“

„Wenn es Eurer Majestät geliebt,“ stotterte das verwirrte und erröthende Hoffräulein, „wir begrüßten uns nur freundlich; ich machte mich so schnell davon, als die Höflichkeit immer erlaubte, und beeilte mich nur“ —

„Wirklich? — und so sehr,“ unterbrach sie die Königin, daß Ihr Eure Halskrause ganz verschoben ließet.“

„Es half kein Sträuben,“ fuhr Miß Bridges fort, noch mehr erröthend, indem sie die Krause zurechtzog. — „Seine Lordschaft ließen es sich nicht wehren, dieses irländische Halsgeschmeide um meinen Nacken zu schlingen.“

Bei diesem Geständnisse konnte sich Elisabeth nicht länger zurückhalten. Rasch aufflammend riß sie ihr die Halskette vom Nacken, warf sie auf den Boden, und rief mit einem Blick und einer Stimme, welche hinlänglich bewiesen, daß sie die Tochter Heinrichs VIII. sei:

„Alle Wetter! Du kecke, junge Kokette! Ist Unser Hof und Unsere Gegenwart nur dazu vorhanden, um durch Vorfälle, wie diese, entweiht und geschändet zu werden? Hinweg! und laß mich nie wieder dein schamloses Antlitz schauen! — Wie? hab' ich diesen verrätherischen und kecken Knaben nach Irland gesendet, um Halsketten für seine Liebschaften zu holen, statt Ketten zu schmieden für das rebellische Tyrone. Beim Throne des Himmels!

er ſoll's theuer büßen. Ich bin nicht Königin, um ſo unverſchämt behandelt zu werden!“

Das erſchrockene Hoffräulein ſchwankte fort, um ſeine Verunglimpfung zu verbergen.

Eliſabeth erhob ſich, und ging haſtig gegen den Pallaſt. Sie brauchte einige Minuten, um ſich zu ſammeln, und da ſie vermuthlich fühlte, daß ſie ſich weit heftiger benommen habe, als es ſich für ihr Geſchlecht und ihren Rang geziemte, wendete ſie ſich zu ihrem Gefolge und ſprach mit dem Tone erzwungener Mäßigung:

„Was Uns ſelbſt betrifft, Lady's, ſo berührt Uns ſolch ein Vorfall nicht; den ungehorſamen Liebesritter und das freche Püppchen würde man mit ſchweigender Verachtung vergeſſen haben; aber dulden können Wir es weder, daß Unſer öffentlicher Dienſt ſo vernachläſſiget werde, noch daß man den Anſtand an Unſerem Hofe ſo verletze! — In Zukunft ſei der Name dieſer frechen Puppe aus der Liſte Unſerer Hofdamen ausgeſtrichen. Was aber den ſchlecht erprobten und ungehorſamen Lord-Stellvertreter betrifft, welcher ſeinen Poſten zu verlaſſen, und mit offener Hintanſetzung Unſerer Befehle aus Irland zurückzukehren ſich erdreiſtete, ſo werden Wir ſorgen, daß er augenblicklich dafür gedemüthiget werde. Wo iſt mein Secretär? Ruft ihn Uns alſogleich in den Rathſaal!“

Noch an demſelben Abend erhielt der Graf die Weiſung, ſein Zimmer zu hüten. Nach vielem Aufſchub und häufigem Schwanken, veranlaßt durch die leidige Unentſchloſſenheit der Königin, welche zwi-

ſchen Strenge und zurückkehrender Zärtlichkeit unentſchieden zögerte, erklärte ſie zuletzt öffentlich, daß er Ihre Gnade verwirkt habe, entſetzte ihn aller ſeiner Hofämter, und entzog ihm ſämmtliche Einkünfte. Immer noch hochmüthig und unnachgiebig, an Gemüth eben ſo, als an Vermögen herabgekommen, ließ ſich nun der unglückliche Graf in jene wahnwitzigen und wohlbekannten aufrühreriſchen Umtriebe ein, welche ihn in der Folge aufs Blutgerüſt brachten.

Zu den schützenden Stiefeln.

Die merkwürdige Quelle Frais Puits bei Vesoul in der Grafschaft Burgund trieb eben wieder ihr Unwesen. Vier Jahr lang war sie ausgeblieben, und schien ihr Becken auf immer verlassen zu haben, als plötzlich nach einer stürmischen Gewitternacht im Hochsommer ein dumpfes Brausen im Innern des Berges, an dessen Fuße der Brunnen sich befand, eine ungewöhnliche Erscheinung ankündigte. Und wirklich währte es nicht lange, so sprudelte es aus den verborgenen Adern des Berges mit wildem Ungestüm hervor, und erfüllte mit ungeheuerer Schnelligkeit das ausgetrocknete Bette, welches durch den Wald hinlief, die Ufer fast überwogend, wie ein schäumender Wildbach.

Alles aus der Nähe strömte zusammen, um dieses merkwürdige Naturereigniß, welches sich in einem Zeitraume von mehreren Jahren kaum einmal zeigte, zu bewundern. Selbst Leute aus entfernteren Gegenden beeilten sich, Zeugen des sehenswerthen Schauspieles zu seyn, und begaben sich auf den kürzesten Wegen hin. Vesoul glich in wenigen Tagen einem Wallfahrtsorte, so umlagert war es von neugierigen Reisenden und gelehrten Forschern. Am besten befanden sich dabei die Gastwirthe, deren Häuser mit Menschen überfüllt waren.

Den meiſten Zuſpruch unter allen Gaſthöfen aber hatte der des wackeren Guignolet, was er nicht bloß ſeiner günſtigen Lage am Vereinigungspuncte der meiſten Seitenſtraßen, ſondern auch der wahrhaft guten Bedienung und der Billigkeit und Artigkeit der Hausleute verdankte. Die meiſten Reiſenden hielten daher in dem kleinen Flecken, deſſen Mittelpunct Guignolet's Gaſthof bildete, ihr Nachtlager, und ſprachen auf der Rückkehr abermal dort ein, um den habſüchtigen Wirthen in Veſoul ihre Rechnungsexempel mit doppelter Kreide wo möglich ganz zu erſparen.

Aber trotz der trefflichen Bedienung, die man bei Guignolet fand, war doch die Sorge für Küche, Keller und Wohnung nur unter wenige Perſonen vertheilt, welche bei zweckmäßiger Anordnung und regem Fleiße mehr ausrichteten, als anderwärts eine doppelte Anzahl. Das männliche Geſinde kommandirte Guignolet ſelbſt mit imponirender Ruhe. Seine Frau ſchwang das Küchen-Szepter mit kunſtgewandter Hand und wohlberechnender Umſicht. Zum Empfange der Gäſte war aber die anmuthige, kluge und bei all' ihrer Munterkeit, überaus züchtige Madelaine, der Hauswirthe ſiebzehnjährige Tochter, beſtimmt, welche ihrem Amte ſo gut vorzuſtehen wußte, daß ſich ihr Ruf ſogar in die Hauptſtadt verbreitet hatte. Bald hieß der Gaſthof allgemein nicht mehr anders, als: »zur ſchönen Madelaine« und mancher Ausflug ward mehr ihr zur Liebe, als der ſchönen Umgebung, oder der Bergwerke und Hämmer wegen unternommen, welche der Gegend einen eigenthümlichen Reiz verliehen.

Es ist sonst Brautwerbern eben nicht lieb, wenn sie den Gegenstand ihrer Liebe von gar so vielen Seiten loben und rühmen hören. Allein Durand, der emsige Hüttenschreiber bei einem der benachbarten Eisenbergwerke, empfand deßhalb nicht die geringste Besorgniß oder Eifersucht; denn er war von der Unbescholtenheit und Treue seiner guten Madelaine zu sehr überzeugt, um ihr freundliches Benehmen gegen Gäste aller Art zu mißdeuten. Er würde auch schon längst sie als Hausfrau heimgeführt haben, wenn er nicht selbst eingesehen hätte, wie schwer, ja fast unmöglich es ihren Eltern wäre, sie eher zu entbehren, als bis unter ihrer Anleitung wenigstens ein anderes Mädchen sich zu ihrer Stellvertreterin im Hause herangebildet hätte. Die Eltern wußten es ihm auch dank, und liebten ihn, dieser zarten Rücksicht wegen, um so mehr, nachdem sie ihm schon früher ihre Einwilligung und ihren besten Segen versprochen hatten.

Etwa zwei Tage nach dem Beginne des allgemeinen Wallfahrtszuges zu den Frais Puits, stieg vor Guignolet's Gasthofe ein reich gekleideter Ritter vom Rosse, welcher zwei Knappen zu seiner Begleitung hatte.

„Wie steht's in Eurem Hause, Patron,“ fragte er den Wirth selbst, welcher zuvorkommend herbeigeeilt war, um ihm vom Pferde zu helfen, „findet man bei Euch wirklich so gute Unterkunft, als man allgemein sagt? — Habt Ihr Poulardes à la braise, habt Ihr eingemachte wälsche Nüsse, und echten Chambertin und Romanée zum Trunke?“

»»Alles, Alles, und noch manches Andere!«« erwiderte Guignolet.

»Nun, das ist brav, Patron! — Und wie steht's mit der Freundlichkeit, die bei Euch zu Hause seyn soll? — Noch die alten munteren Mienen? — Ei freilich, — da steht sie ja schon, die holdselige Madelaine, der liebliche Köder für alle galanten Abenteurer! — Nun, schöne Jungfrau, — jetzt gibts vollauf zu thun! Richtet die geräumigsten Stuben her, füllt die Betten mit Daunen, entvölkert den ganzen Hühnerhof, und zapft den dickbauchigsten Fässern ihr edles Blut ab. Eurem Hause steht ein hoher Besuch bevor, und ich bin derjenige, welcher dem Herrn den Weg bereitet. Höret denn, — und danket dem Himmel für die hohe Ehre: Unser Herr und Gebieter Rainaldus II., Graf von Burgund, in höchst eigener liebenswürdiger ein- und zwanzigjähriger Person gedenkt, auf seinem Ausfluge zu den Frais Puits morgen hier sein Nachtquartier aufzuschlagen, und hat mich, seinen Seneschall und Oberstceremonienmeister, vorausgeschickt, um Euch davon vorläufig in Kenntniß zu setzen. Er will auch einmal bei der schönen Madelaine, sagt er, einen Löffel Suppe essen. Nehmt Euch zusammen, Jüngferchen; unser Herr und Gebieter weiß mit Euch Püppchen umzugehen, trotz einem Liebesritter. Wer klug ist, hat's bei ihm nicht zu bereuen! — Und somit schickt Euch zum würdigen Empfange bestens an, und macht dem Quartiermeister Ehre!«

»»Sorgt nicht, Seneschall,«« entgegnete Madelaine lächelnd, mit einem freundlichen Knix,

„„je höher der Gast, desto größer die Ehre, ihn befriediget zu haben. Freilich können wir ihm keine Prachtsäle aufschließen, wie er sie in seinem Palaste zu Dôle hat, aber was Freundlichkeit und Aufmerksamkeit vermögen, soll er in unseren niederen Wänden nicht vermissen!““ Mit diesen Worten hüpfte sie munter und wohlgemuth davon, um an ihre große Aufgabe zu gehen, während sich der Seneschall vom Hausherrn in sein Gemach geleiten ließ.

„Mutter,“ sagte Guignolet zu seiner Ehefrau, nachdem er seinen wohlbeliebten Gast versorgt, „Mutter, hast du gehört? Das ist eine saubere Geschichte! der Graf will morgen bei uns übernachten!“

„„Der Graf? — Wahrhaftig?““ rief Marcelline, mit beiden Händen sich hinter den Ohren krauend, „„nun, das ist eine saubere Bescheerung.““

„Er will auch einmal bei der schönen Madelaine einen Löffel Suppe essen,“ sagte der Seneschall! „„Nun das ging uns ab,““ fuhr die Wirthin kopfschüttelnd fort, „„daß uns der Böse diesen Lämmergeier in unser Haus führen muß! Aber was können wir thun? Rathe, rathe jetzt, Alter!““

„Ja was — können wir thun!“ wiederholte der Wirth, als kleinlautes Echo, und Beide standen da, die Hände in die Seite gestemmt, und die Augen auf den Boden geheftet, als ob gute Gedanken wie die Erbsen aus der Erde wüchsen.

Um die Verlegenheit der guten Leute zu begreifen, in die sie durch eine Nachricht versetzt wurden, bei

welcher noch jetzt allen Wirthen der Welt das Herz im Leibe vor Freude hüpfen würde, muß man wissen, daß Graf Rainald im ganzen Lande unter dem Namen: „der Mädchenwolf“ bekannt war. In der ganzen Baillage du Milieu, in welcher Dôle, die Residenz des Grafen, lag, war fast kein weibliches Wesen vor seinen Nachstellungen sicher. Die Eine gewann er durch sein Gold, die Andere durch sein Ansehen, die meisten aber durch sein herablassendes, einschmeichelndes Betragen, welches an einem jugendlichen Antlitze mit feurigen Augen und edler Stirn, und an einem sanften, biegsamen Sprachorgane eine fast unwiderstehliche Unterstützung fand. Schon manche Bürgerstochter von Dôle mußte ihre selbststolze Äußerung, daß ihr ein Flattergeist, wie der Graf, unmöglich gefährlich werden könne, mit der Ruhe ihres Herzens oder mit dem Verlust ihres Tugendruhmes büßen. Sein besonderes Augenmerk aber hatte er auf die jungen Bräutchen geworfen. Wie daher die Mütter für ihre Kinder fürchten, wenn es heißt, daß die Blattern, oder das Scharlachfieber in der Nachbarschaft sich gezeigt haben, so zitterten sie für ihre Töchter, und so versperrten sie dieselben in die hintersten Gemächer, wenn man bemerkte, daß der Graf öfter, als gewöhnlich an den Häusern, wo sie wohnten, vorübertritt. - Nicht mit Unrecht wurde das Thal um Dôle, in welchem Rainald zunächst seine Ständchen und Stelldichein hatte, spottweise Val d'amour d. i. Thal der Liebe genannt, denn der Doubs, der es durchströmte, warf in einem Tage vielleicht nicht so viele Wellen, als an seinem Ufer seit sechs Jahren

vom Grafen Schwüre geleistet, Herzen beschwatzt und Zweifel beschwichtiget wurden.

Diese wenig empfehlende Characteristik schwebte auch den ehrlichen Wirthsleuten vor, als sie von dem Besuche des Grafen hörten, und nachdem sie auf dem Boden lange umsonst einen guten Gedanken gesucht, wendeten sie ihre Augen plötzlich wie auf's Commando zur Decke empor, als ob einer von oben kommen sollte.

»Weißt du was, Mutter?« faßte sich Guignolet zuerst, »wir verstecken das Mädel!«

»»Du lieber Himmel! er sieht durch die Wände, er wird sie finden!««

»So schicken wir sie fort!«

»»Aber wohin?««

»Je nun — zu Durand auf's Hüttenwerk. Besser in einem Schacht oder Stollen in Gottes Hut, als zu Hause in der Nähe eines solchen Herzens-Diebes!«

»»Recht hast du, Vater!«« erwiederte Marceline, »»wir wollen unseren wackeren Durand alsogleich davon in Kenntniß setzen, aber so geheim als möglich, damit der Seneschall und seine Begleiter nichts erfahren, sonst sind wir wieder die Betrogenen! Aber Vater, wenn's dem Grafen einfiele, das Bergwerk zu besuchen!«« —

»Immerhin,« tröstete sie der Wirth, »Durand wird wohl dafür sorgen, daß der Schacht, in welchem Madelaine versteckt ist, unbefahren bleibt.«

Bei diesem Versuche, das Mädchen vor des Grafen Nachstellungen zu schützen, blieb es also, und Durand wurde ohne Säumniß davon benachrichtigt. Durch der Eltern Besorgniß nur noch mehr beunruhigt,

erſchien er, um mit ihnen groſſen Familienrath zu halten, zu welchem, als Hauptperſon, natürlich auch Madelaine beigezogen werden mußte.

„Ei, du lieber Gott,“ ſagte das Mädchen lachend, als es hörte, um was es ſich handle, „wozu denn ſo viele Umſtände, um einen eitlen Mann abzufertigen? Es könnte mich beinahe kränken, daß man mir ſo wenig Stärke und Selbſtſtändigkeit zutraut!“

„„Aber du kennſt den ſchlauen Verführer nicht!““ ſagte Guignolet.

„Er hat Manche bethört,“ warnte Marcelline, die ihre Grundſätze für eben ſo feſt hielten, als du die Deinigen!“

„„Die Unruhe würde mich verzehren, liebe Madelaine,““ betheuerte Durand, „„ſchon der Gedanke, daß er dir etwas zumuthe, was deiner Ehre widerſpräche, könnte mich in Wuth verſetzen!““

Allein Madelaine ließ ſich durch alle dieſe Vorſtellungen nicht abſchrecken. „Meine Beſchäftigung“ ſprach ſie, „hat mir eine Übung im Umgange, eine Gefaſstheit im Geſpräche und eine Kenntniß menſchlicher Schwächen verſchafft, wie ſie vielleicht unter tauſend Mädchen zu Dôle nicht ein's haben dürfte. Ich weiß, was die Männer reden, und weiß, was auf ſolches Geplapper zu halten iſt. Ich bin um Antworten nicht verlegen, und werde nie die Grenze überſehen, welche jene meinem Stande zukommende Artigkeit von magdlicher Erniederung trennt. Zudem trag' ich ja einen Talisman bei mir, der mächtig genug iſt, um alle Pfeile kecker Zudringlichkeit von mir abzuwenden, mein reines Gewiſſen, meine Liebe zu meinen Eltern,

zu meinem Bräutigam! Ich denke, ein Mädchen, das versteckt werden muß, um seine Ehre zu bewahren, hat eine sehr gebrechliche Ehre. Ich möchte den Mann kennen, und wenn er Zaubermittel besäße, der ein Mädchen von der Bahn der Tugend ablenken könnte, welchem es Ernst ist, seine Tugend zu bewahren; er müßte nur zum Mörder werden, und dazu hat solch' ein girrender Liebesritter, wenn auch nicht zu wenig Schlechtigkeit, doch zu wenig Muth. Darum laßt mich hier, wie ich bin; vertraut mich, ohne Bangen, mir selbst an, und gönnt mir den süßen Triumph, als schlichtes Landmädchen das zu können, was hundert Damen und Fräulein für eine Unmöglichkeit hielten. Nicht wahr, Durand, Du vertrauſt mir?«

Durand schämte sich, etwas einzuwenden, da jede fernere Weigerung nur ein Beweis seines Mißtrauens gewesen wäre.

»»Aber wie wirst du ihm denn begegnen?«« fragte die Mutter ängstlich.

»Wie jedem andern Gaste,« war Madelaine's Antwort, »freundlich und zuvorkommend, so lang er fordert, was man einem Gaste billiger Weise gestatten darf; stolz und unerschütterlich, wenn er das Weib in mir beleidigen wollte. Ja, ich kann sagen, ich freue mich darauf, ihm zeigen zu können, daß er, wiewohl Graf von Burgund, dennoch schuldig ist, weibliche Ehre zu achten!«

Des Mädchens kühnes Selbstvertrauen entwaffnete die Eltern und den Bräutigam, und, wiewohl noch immer zögernd, gaben sie endlich nach. Durand aber konnte es doch nicht über sich gewinnen, die ver-

hängnißvolle Ankunft des Grafen nicht im Hause seiner Braut zu erwarten.

Am andern Tage, etwa gegen die Mittagsstunde langte Graf Rainald mit zahlreichem Gefolge vor Guignolet's Gasthofe an. Stattlich saß er zu Pferde; in der That ein wohlgebildeter, junger Mann von schlankem Wuchse, von schönem, etwas blassem Gesichte, in dem das ungeübte Auge den Anstrich, welchen ihm sein wüstes Leben aufgeprägt, leicht für den matten Abglanz leiser Schwermuth hätte halten können. Ein reiches Barett, von rothem Sammt mit Perlenschnüren umflochten, mit wallender Feder geschmückt, hielt die Fülle vorquellender dunkler Locken kaum zurück. Ein Überwurf, mit Hermelin verbrämt, umschloß, von goldenem Gürtel zusammen gehalten, sein prächtig gesticktes Wamms. Hohe Reiterstiefel mit langen, gewaltig klirrenden Silbersporen vollendeten nebst dem kostbaren Schwerte und den künstlich gewirkten Handschuhen das Malerische seines Anzuges. Mit leichter Grazie schwang er sich, ehe Guignolet, oder der Seneschall ihm helfen konnten, vom schön gezäumten Schimmel, und grüßte die Wirthsleute mit herablassender Freundlichkeit.

An der Schwelle des Hauses stand Madelaine, einfach aber geschmackvoll, im Sonntagsschmucke der burgundischen Landmädchen, und bat den hohen Gast um die Ehre, ihm seine Gemächer anweisen zu dürfen, während die ganze Bevölkerung des Fleckens in reger Neugierde umherstand.

„Man hat mich nicht fehlgewiesen," sprach der Graf auf den ersten Stufen der Treppe, das Mädchen

wohlgefällig in die Wange kneipend, »ich bin, wie ich sehe, im Gasthofe zur — schönen Madelaine.«

Madelaine erwiederte dieses gnädige Kompliment mit dem bescheidenen Ausdrucke der Überzeugung, daß sie diesen Ruf nur dem Mangel eines Schildes von dem Gasthofe verdanken zu dürfen glaube, und erkundigte sich, ob sie das Mittagmahl auftragen dürfe. Der Graf, den man es im ersten Augenblicke abmerkte, daß ihm das Mädchen zu Gesichte stehe, überließ Alles ihrer Verfügung und verlangte huldreichst, daß er von ihr bedient werde. Madelaine unterzog sich dem Geschäfte mit dankbarer Bereitwilligkeit.

Die Speisen wurden vortrefflich befunden, und waren es mitunter auch. Der edle Burgunder, von der schönen jungen Madelaine kredenzt, mundete dem Grafen eben so gut, als sein Tafelwein. Er sprach ihm auch ganz wacker zu, und war so herablassend, auf das Wohl der artigen Hebe, wie er sich ausdrückte, zu trinken und sie zum Bescheide aus seinem eigenen Becher aufzufordern, wozu aber diese viel zu bescheiden war.

Nach aufgehobener Tafel forderte der Graf, ganz zärtlich gestimmt, seine liebliche Mundschenkin auf, ihm Gesellschaft zu leisten, und ihm von der Umgegend, von den Bewohnern, von ihren Sitten und Gebräuchen etwas vorzuplaudern, indem er es ungemein liebe, sich von der Lage und den Bedürfnissen, von dem Wohl und Wehe seiner Unterthanen selbst zu unterrichten.

Madelaine's Eltern und Durand waren in Todesängsten, als sie ihr süßes Täubchen in den Klauen

des Geiers wußten; allein jetzt war es zu spät, es zu schützen; nur der Engel, welcher jeder Unschuld zur Seite wandelt, konnte es vor den Netzen des Schlauen bewahren. Inbrünstig beteten sie zu Gott, wie man für die Seele einer armen Sünderin betet, während Madelaine mit froher Ungeduld den Augenblick erwartete, wo sie den heißen Liebesritter recht empfindlich abkühlen könnte.

„Sage mir“ begann der Graf, lässig im Lehnstuhle seine hochbestiefelten Beine von sich streckend und Madelaine's Hand fassend, „sind in Eurer Gegend alle Mädchen so hübsch und so artig, wie du?“

„„Davon könntet Ihr Euch ja leicht selbst überzeugen, hoher Herr!““ entgegnete die Befragte, „„ein Wort, ein Befehl von Euch, und, mit dem Schulzen an der Spitze, steh'n sie Alle vor Euch da, in schuldigem Respekte.““

„Was kümmern mich die Andern? Um sie fragte ich nur so beiläufig,“ schmeichelte ihr der Graf, „weil ich es für unmöglich halte, daß du nicht die Schönste von Allen seyest. Ich muß einen Preis für das hübscheste Gesichtchen in Eurem Bezirke stiften, und das bloß dir zu Liebe, damit du den ersten erhaltest. Und worin glaubst du, werde der Preis bestehen?“

Madelaine schlug die Augen zur Erde, und wollte ihm die Hand entziehen. Er aber drückte sie ungestümer, und sprach, ihr das Köpfchen sanft aufrichtend: „In einer Börse mit Kronen, welche der Graf in eigener Person der Preiswürdigen mit einem feurigem Kusse überreicht; die erste Preisvertheilung

könnte gleich jetzt Statt finden, wenn du's zufrieden bist!«

Mit diesen Worten zog er das Mädchen stürmischer zu sich. Madelaine aber, ihre Fassung nicht verlierend, suchte sich aus seinem Arme loszumachen, und lispelte ihm, mit den Augen auf die Trabanten winkend, welche an der Thüre standen, leise zu: »»Muß die Preisvertheilung vor Zeugen Statt finden?««

Der Graf war entzückt über des Mädchens vielversprechende Weltklugheit, und fertigte, seines leichten, aber deßhalb nicht minder erfreulichen Sieges so viel als gewiß, die Trabanten mit den Worten ab: »Geht! Niemand soll mich stören! Mein Gefolge mag seinem Vergnügen nachhangen. Guignolet's Dienerschaft ist aufmerksam genug, um meinen Wünschen allein nachzukommen.«

Die Trabanten waren froh, abgelöst zu seyn, und auch das übrige Gefolge, welchem sie des Grafen Willen mittheilten, hatte nichts einzuwenden. Wie Spreu stob es aus einander, und in wenigen Minuten war Rainald im Gasthofe der einzige Gast vom Hofe.

»Die Preisvertheilung findet ohne Zeugen Statt, das versteht sich!« lächelte Rainald und verdoppelte seine Zärtlichkeit.

Madelaine that, als ob sie das Gespräch abbrechen wollte, was der Graf jedoch nur für einen wohlberechneten Handstreich hielt, der ihn seiner Meinung nach dem Ziele nur näher brächte.

»»Ihr seid wohl müde? hoher Herr!«« sprach das Mädchen theilnehmend.

„Kind, du kannst alle meine Müdigkeit heilen, wenn du bei mir bleibst! Und daß du es weißt, du mußt jetzt bei mir bleiben, denn du gefällst mir, und Graf Rainald pflegt von Mädchen, die ihm gefallen, keinen Widerspruch zu dulden. Versuche es nicht, dich mir zu entziehen, schöne Madelaine, du bist in meiner Gewalt, und kein Gott rettet dich mehr aus meinen Armen!“

„„Ach, hoher Herr!““ versetzte Madelaine, scheinbar nachgebend, indem sie vor sich hinsah, als ob sie sich auf etwas besänne. „„Ihr vergeßt ja über mich ganz Euer selbst. Ihr seid noch, wie Ihr von Eurem Rosse stiegt! Wollt Ihr Euch's denn nicht bequem machen?““

„Du allerliebste, folgsame Kammerdienerin,“ rief Rainald in süßem Liebestaumel, mache mit mir, was du willst; nur wage es nicht, mir entschlüpfen zu wollen!

Madelaine löste ihm die schwere Goldkette vom Halse und sprach, sie bei Seite legend, ganz unbefangen: „„Sind Euch denn die gewaltigen Steifstiefeln mit den langen Sporen nicht lästig, hoher Herr?““

„So ziehe sie mir aus, wenn du's im Stande bist, Wettermädchen!“ ermunterte sie Rainald.

„„Das will ich meinen!““ erwiederte sie „„haltet Euch nur fest an den Lehnstuhl, so wird's wohl gehen!““ —

Der Graf beg sich mit lüsternem Schmunzeln zurück. Madelaine warf einen frohen, von Rainald übersehenen Blick zum Himmel, ließ sich auf ein Knie nieder, und zog mit aller Kraft, zuerst den Stie-

fel von seinem rechten Fuße bis zur Hälfte herab. „Was machst du denn?“ fragte der Graf, als sie nach dem linken Fuße griff.

„„Es geht so leichter““ versetzte Madelaine, und ließ sich nicht irre machen; sondern zog auch den hohen Steifstiefel vom linken Fuße bis zur Hälfte herab.

Unbehilflich lehnte jetzt der Graf mit der ganzen Schwere seines Körpers bloß auf die Elbogen gestützt, in einer höchst unbequemen Stellung, und bat seine zögernde Kammerdienerin, ihn bald daraus zu erlösen.

Allein die schlaue Kammerdienerin hatte eben diesen Augenblick absichtlich herbeigeführt. Als er nun so vor ihr da hing, wie ein Fuchs in der Falle, durch seine mißliche Lage eben so unfähig gemacht die plumpen Stiefel wieder empor zu ziehen, als sie ganz von sich zu schleudern, da trat sie stolz vor ihm hin, und sprach mit Würde: „„Herr Graf, wenn Ihr künftig wieder ehrsamen Mädchen nachstellt, so denkt an das Wirthshaus zur schönen Madelaine, und an die — schützenden Stiefel.““ —

Dieß gesprochen zu haben, und zur Thür hinauszueilen, an welcher sie schnell den Schlüssel von Außen umdrehte, war Eins. Ohne sich bei irgend Jemanden im Hause sehen zu lassen, lief sie fort, und suchte in der Hütte eines Nachbars Zuflucht.

Der Graf befand sich jetzt in einer etiquette-widrigen Situation. Er konnte sich nicht aufhelfen, weil die halbabgezogenen Stiefel seine Beine beirrten, eben so wenig konnte er sich's im Stuhle bequemer machen, da seine Arme ihm schon den Dienst zu versagen be-

gannen. Er vermochte seine Lage nur dadurch zu verändern, wenn er sich selbst sammt dem Lehnstuhle umwürfe, was ohne Beschädigung seiner höchst eigenen Person nicht leicht zu bewerkstelligen war. Zudem hatte er gehört, wie Madelaine zuriegelte. Er mußte also nolens — volens rufen. Seine Dienerschaft hatte er selbst vor einer Viertelstunde beurlaubt; es blieb ihm daher nichts Anderes übrig, als seinen Hilferuf unmittelbar an die Eltern der kleinen Hexe zu richten, die ihm so arg mitgespielt hatte.

Die geängstigten Eltern wußten nicht, was sie denken sollten, als sie aus dem Gemache des Grafen, statt Madelaine's Angstgeschrei, eine männliche Stimme vernahmen, welche ihnen die Thüre zu öffnen befahl. Marcelline blieb in banger Ungeduld auf den obersten Stufen der Treppe stehen, denn sie fürchtete sich vor dem Grafen, so alt als sie war. Durand harrte mit verstörten Mienen, was er erfahren würde. Guignolet aber öffnete die Thüre, die er, zu seinem großen Erstaunen wirklich von Außen geschlossen fand, und trat eilfertig ein.

Erschrocken fuhr er zurück als er seinen Herrn und Gebieter, gleich einem gewissen Waldbewohner, der sich in Leimstiefeln fing, zwischen Lehnstuhl und Estrich schweben sah. Zu seinem Staunen fand er seine Tochter nicht mehr im Zimmer, und so lächerlich es auch ist, so war doch das Mährchen von dem Kinderfresser das Erste, was ihm dabei einfiel.

„Nun, so helft doch Ihr mir," befahl der Graf, fast unwillig über den Staunenden, — „weil Eure Madelaine mich im Stiche ließ."

„„Meine Madelaine?““ — forſchte Guignolet, dem Grafen mit vieler Mühe einen Stiefel herabreitend, „„iſt ſie nicht mehr bei Eurer Hoheit?““

„Nein, wie Ihr ſeht!“ erwiederte Rainald zum böſen Spiele gute Miene machend, während ſich der Wirth auf den andern Stiefel, wie auf einen Klepper aufſetzte, um auch ihn zu bemeiſtern. „Eure Madelaine iſt, was man ſagt ein braves, tugendſames Kind! Ich habe viel von ihr gehört, und da ich es liebe, wenn Unſchuld und Treue in meinem Lande geachtet werden, ſo ſtellte ich ſie ſelbſt auf die Probe; allein ſie verſtand mich falſch, verſetzte mich aus beleidigtem Ehrgefühle in dieſe ſeltſame Lage, aus welcher Ihr mich nicht ohne Schweiß befreit habt, und lief davon, — wohin, weiß ich nicht! — Sie hat ihre Prüfung glänzend beſtanden. Sucht ſie auf, verſichert ſie meiner vollkommenſten Zufriedenheit und Verſchwiegenheit! Wenn ſie einmal einen redlichen Bräutigam findet, ſo möge ſie ſich bei mir um ihre Ausſteuer melden!“

Guignolet wähnte aus den Wolken zu fallen; allein des Grafen Freundlichkeit ermuthigte ihn bald zum herzlichſten Danke. Die Sorge, das Mädchen auszukundſchaften, ward dem noch immer nicht ganz beruhigten Durand anvertraut. Er fand ſeine Geliebte in der Hütte ſeines redlichen Nachbars. Sie erzählte ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit ihre ganze Kriegsliſt, bat ihn aber, nichts davon zu plaudern, indem der Graf dadurch nur erbittert würde, während er ſo ſeine Lection gutwillig hinnahm, und ſogar großmüthig ein Lehrgeld dafür verſprach.

Am andern Morgen reiſte der Gräf nach Frais-Puits ab, nachdem er Madelaine zum Abſchiede ſo freundlich begrüßt hatte, als ob nichts vorgefallen wäre. Allein ſeinen Rückweg nahm er über Gray.

Als nach zwei Jahren Madelaine ihren Durand heirathete, getraute ſich Guignolet nicht, auf des Grafen hingeworfene Rede hin, ſich um die verſprochene Ausſteuer zu melden. Allein Rainald bewies, daß er gute Spione habe. Denn am Hochzeitstage ſelbſt erſchien ein Höfling mit einem ſchön gearbeiteten Käſtchen, welches er der Braut im Namen des Grafen überreichte. Sie fand darin, als ſie es öffnete, viertauſend Kronen, nebſt einem Zettel, worauf die Worte ſtanden: „Meiner ſchönen Kammerdienerin für's Stiefelausziehen!“

Allein den Grafen hatte die Lection nicht gebeſſert. Er führte ſein tolles Leben ohne Maß und Scheu ſo lange fort, bis er allenthalben verhaßt ward, und als er im Jahre 1113 wegen ſeiner Widerſetzlichkeit gegen Kaiſer Heinrich V. in die Acht erklärt, und ſein Land an Konrad von Zähringen verliehen wurde, folgte ihm ſtatt Mitleid, nur Spott und üble Nachrede.

Etwa fünfzig Jahre nach dieſen Begebenheiten hängten die Wirthsleute, an welche Guignolet den Gaſthof in ſeinen alten Tagen verkaufte, ein Schild hinaus, mit der Aufſchrift: „Zu den ſchützenden Stiefeln!“

Das Nordlicht.

Die Morgennebel des 18. Octobers 1836 sanken frostig zur Erde nieder, blau lächelte der sonnige Himmel herab, und Alles versprach einen schönen Abend, was mir um so erwünschter war, als von der Höhe des Nikolai-Berges, an dessen Fuße, durch den schmalen Streifen der Sann von ihm getrennt, das freundliche steiermärkische Kreisstädtchen Cilli liegt, wiederhallende Böllerschüsse zur munteren Weinlese einluden. Bald aber ward es auch auf dem gegenüberstehenden Berge laut, dessen Scheitel wie eine Mauerkrone die Ruine der einst mächtigen Burg Ober-Cilli umgibt. Einzelne Schüsse krachten von seiner Rückseite herüber, welche mit kleinen Weingärten und niedlichen Winzereien besetzt ist. Die lobenswerthe Gastlichkeit, welche in der Steiermark, und namentlich in meiner damaligen Umgebung herrschte und gewiß noch herrscht, hatte mich schon oft freundlich berührt, und that es auch damals, weßhalb ich der Lesezeit, als der lyrischen Pointe des Herbstes, immer mit Freuden entgegenharrte. Die Schüsse haben zu dieser Zeit eine eigene — ich möchte sagen, — eine telegraphische Bedeutung. Sie rufen Allen aus der Ferne gastlich zu: »Ihr, die Ihr ein fröhliches Herz mitbringen könnt und wollt,

kommt herauf zu uns; Frohsinn und Herzlichkeit ist es, was wir brauchen! Seid uns willkommen!“ — Und so pflegt man es denn auch zu halten. Wo geschossen wird, dahin pilgern nach vollendetem Tagwerke die Bewohner des Städtchens in einzelnen, munteren Trüppchen; Lehr-, Wehr- und Nährstand sitzt in engem traulichen Stübchen beisammen, spricht dem Glase mit kluger Mäßigung zu, kramt aus, was Ohr und Herz von gutem, alten und neuen Singsang weiß; deutsch, wendisch oder wälsch, wie's eben zusagt, knüpft ohne Unterschied des Standes das Band der Geselligkeit für den traurigen Winter fester, und reiht sich wohl auch, wo der Raum es zuläßt, zu ungezwungeneren und beliebteren Tänzen, als manche Redoute sie aufzuweisen hat.

Das Orchester ist bald beisammen; im Nothfalle thut es ein zur Guitarre gesungener oder gepfiffener Walzer; echte Fröhlichkeit ist erfindsam. Die späte Nacht erst ruft die heiteren Gäste heim, und es gewährt wohl einen ganz eigenen Anblick, auf einsamen Waldwegen zur Stunde der Gespenster noch singenden und lachenden Zügen froher Menschen zu begegnen, welche die bekannten Steige fast unwillkührlich im Finstern treffen, oder von den lauten, jubelnden Jugend sich brennende Späne oder flackerndes Reisig vortragen lassen. — Solch einer ländlichen Feier sah ich auch am Abende des 18. Octobers 1836 entgegen.

Daß ich mit fröhlicher Laune von irgend einem Berge um Cilli nach Sonnenuntergang heimkehren würde, wußte ich wohl, von welchem aber, war mir selbst dann noch unbekannt, als ich bereits mit Stock

und Pfeife gerüstet vor das Stadtthor trat, und mir bald rechts, bald links ein knallender Willkommgruß entgegen tönte. Nach kurzem Besinnen entschied ich mich für den sogenannten Schloßberg, auf dessen südlicher Schneide einer meiner Amtsgenossen sein Lesefest beging. Rüstig stieg ich den ziemlich steilen Waldpfad empor, welcher sich zur Seite einer tiefen, von buntfärbigen Buchen besetzten Schlucht, über modrige Baumwurzeln in launenhaften Windungen emporschlängelt. Ich bemerke, wenn ich allein gehe, wenig; entweder nehme ich mir von Hause aus einen Gedanken als Wegzehrung mit, oder ich finde einen, so zu sagen, am Wege, welcher mich so lange blind für meine Umgebung macht, bis er ausgekocht und wohlgenießbar ist. Ohne viel umzublicken, klomm ich daher rasch und rastlos meinen Steig hinan, und blieb erst auf der Höhe stehen, um mir von der kühleren Abendluft die heißen Schläfe trocknen zu lassen. Da lag es vor mir, eingerahmt von zwei mäßigen Anhöhen, das liebliche Kleinbild, das mich so oft schon fesselte. Im spitzen Winkel des Ausschnittes auf einem glatten, runden Hügel, den einzelne Hängebirken mit gesenkten Zweigen beschatten, steht, von Grabhügeln umwellt, die doppelthürmige Josephs-Kirche, malerisch und einsam. Darüber hinaus öffnet sich beiderseits das bunte Thal, von der Heerstraße durchschnitten, übersäet mit Dörfern und Gemeinden, zwischen kleinen Wäldchen und am Fuße sanfter Hügel mit weiß schimmernden Kirchlein.

Den nördlichen Horizont schließt der lange Rücken des Bacher-Gebirges, an welches sich rechts gegen Osten hinab, die vorstehenden Kirchstettner-Hö-

hen, die Gora, der Gabernigg, der Wotsch, bis hin zum kegelförmigen Donati-Berge anzuschliessen scheinen, während westwärts der Kossiak scheinbar seine Fortsetzung bildet, dem sich die Berge von Schönstein mit der mächtigen Ursula in der Wendung anreihen. Fürwahr ein herrlicher, Herz und Geist erfrischender Anblick! Und ausgegossen über Alles die unendliche feierliche Ruhe, diese süße Bürgin und Verkünderin des Friedens. —

Da war's vor Leipzig am heutigen Tage anders, dachte ich mir, als vor 23 Jahren die ehernen Würfel rasselten. Gottlob! es ist vorüber, ist fast zur Sage geworden; wer denkt wohl heute noch auf diesen Bergen dran, als etwa auch so ein Schuldespot, wie du, der's seinem jungen Volke morgen in der Schule vorzudociren hat?

Wohlgemuth wanderte ich weiter, und weidete mich an dem Anblicke der in brüderlicher Ähnlichkeit neben einander lehnenden Berge, gegen welche sich, südwärts hin, die Aussicht öffnet, indeß die nördliche sich schließt. Melancholisch zirpten und schrillten die traulichen Weinhähnchen (mantis religiosa); einzelne Schüsse weckten das kollernde Echo der Umgegend; feiernde Glocken klangen aus der Ferne herüber, und näher tönender Freudenruf scholl aus den einzelnen Weingärtenhäusern.

Ich stand an einem Kreuzwege im flisternden Buchenwäldchen, von fallenden Blättern umgaukelt, eingedenk der Mährchen, welche sich der Landmann von dieser Stelle erzählt, als mich der Gruß eines Freundes aus meinen Träumen weckte, welcher gleichem

Ziele mit mir von der Oſtſeite zuwanderte. Angelangt am Orte unſerer Beſtimmung, wurden wir von einem herzlichen Lebehoch begrüßt, welches eine Piſtolen-Salve, weit nachhallend, begleitete. In wenigen Minuten war der rechte Ton gefunden und ungetrübte Herzlichkeit auf einer freien, luftigen Bergterraſſe lohnte uns reichlich für die Schweißtropfen, die uns das Hinanklimmen gekoſtet hatte. Erſt als die Lüfte froſtiger weheten und die Mondesſichel klar und freundlicher emporſtieg, zogen wir uns in die Stube des Weingartenhauſes zurück, und ließen unſeren Zungen und Kehlen freien Lauf. Wie ſchnell die Stunden in heiterer, geſelliger Umgebung verfließen, merkt man am beſten an der Veränderung des Colorits der um uns befindlichen Gegenſtände, wenn wir ſie noch im freundlichen Dämmerlicht ſahen, als wir uns innerhalb unſerer vier Wände zurückzogen, und ſie nun, nach einer kurzen Stunde, wie es uns dünkt, wieder in's Freie tretend, in düſterem Halbdunkel, überſpannt von dem ſternenflimmernden Bogen der Nacht, erblicken. —

Auch mich überraſchte dieſer Anblick, als ich wieder vor das Häuschen trat, und der ſtrahlende Wagen, der vor mir am Himmel ſtand, mahnte mich, daß es Zeit zum Aufbruche ſei. In ſolchen Geſellſchaften hilft weiter nichts, als ſtilles, verſtohlenes Davonſchleichen. Wer Abſchied nehmen will, darf verſichert ſeyn, daß ihm der Paß verweigert oder gar der Hut als Pfand abgenommen wird.

So war ich längſt ſchon wieder am Kreuzwege im Buchenwäldchen, als man erſt meine Flucht bemerkte, und mir ſcherzhafte Dröhungen nachrief. — Langſam

und vorsichtig, das Auge nach und nach an die Dunkelheit gewöhnend, schritt ich den wohlbekannten Pfad entlang. Und wieder stand ich im Ausschnitte, wo sich der Steig in die Tiefe schlängelt, die Kirche auf dem runden glatten Hügel kreideweiß vor mir, und fernhin ragte der Bacher mit scharfem Rande in den durchsichtigen Äther hinein. Noch einen Blick warf ich dem herrlichen Nachtgemälde zu, und schenkte dann alle meine Aufmerksamkeit dem schmalen Wege, welcher sich hart am Rande der Waldschlucht, täuschend herabwindet. Jetzt war das Schwierigste überstanden; im Hohlwege, durch welchen die Waldstraße zur Burgruine von Ober-Cilli führt, rastete ich, und stieg dann wohlgemuth den letzten kleinen Hügel hinan, von welchem aus über die Stadt und den Josephsberg hin, die Aussicht nach Westen und Norden sich wieder öffnet.

Es mochte 9 Uhr vorüber seyn; unbewölkt breitete sich der sternbesäete Himmel über mir aus und ein matter Schimmer machte den weißen Streifen kennbar, welcher den Fußsteig bezeichnet. Unwillkührlich erhob ich das Auge, — und mit einem fröstelnden Schauer fuhr ich zurück, denn ein Anblick bot sich mir dar, wie ich ihn zur nächtlichen Stunde leider schon öfter gehabt hatte. Eine ungeheuere Brandröthe leuchtete über die Höhe des Bachergebirges herüber. Der ganze nördliche Himmel schien in Blut getaucht, und glich einem halbdurchsichtigen Purpur-Vorhange, hinter welchem mächtige Ampeln angezündet sind, damit er seinen flammenden Widerschein auf die gegenüber liegenden Gegenstände werfe. Ruhig dehnte sich die Licht-

masse immer weiter aus, immer blutiger wurde das Roth, und ich erwartete jetzt und jetzt aufsteigende Flammen, oder wenigstens ihren zuckenden Abglanz aus der Ferne zu bemerken. Daß ein gewaltiger Brand hinter den nördlichen Gebirgen die Ursache der Erscheinung sei, schien mir nicht zweifelhaft. Aber wo sollte das Feuer hier einen Herd gefunden haben, der ihm auch nur Raum und Stoff genug darböte, um solch eine Masse des Lichtes zu entwickeln. Das könnte nur, dachte ich, eine brennende Stadt seyn. Das Städtchen Windischgrätz mochte es nicht seyn, denn es liegt zu westlich, Marburg stand ostwärts außer dem Umkreise des Glanzmeeres. Auch fiel mir die Unveränderlichkeit der Erscheinung auf, welche jetzt ihren höchsten Punct erreicht zu haben schien, und in stiller Erhabenheit am Horizonte fortglühte, ohne jenes unheimliche Lodern und Arbeiten, welches der Grieche so treffend mit dem Ausdruck: „unermüdlich“ (ἀκάμας) bezeichnet. Und siehe, langsam bildete sich am äußersten Rande des Licht-Äthers, wo seine Strahlen und Striemen in's Dunkelblau der Nachthimmelfarbe zerflossen, der Mondsichel fast gegenüber, ein milchweißer Kranz, durch welchen die Sterne in ungetrübter Klarheit hindurch schimmerten, ähnlicher einem Mondregenbogen, als einem Hofe. Da löste sich mein banger Schauer in staunende Bewunderung auf. Ich wußte nun was für ein Meteor ich in seiner größten Herrlichkeit vor mir sah; es war ein Nordlicht. Tief beugte ich mich vor der Majestät des Schöpfers, dessen Wink das blaue Tuch des Himmels in Blut taucht, um seine, im Wohlbehagen des Friedens versunkenen Menschen

zu erinnern an blutige Tage der Vorzeit, denen die Palme des Friedens entſproſſen iſt. Der Abend des achtzehnten Octobers war's ja, welchen der Herr ſo wunderbar verherrlichte. Ich war noch ein Knabe, als der Courier unter dem Donner des Geſchützes, dem Peitſchengeknalle einer Centurie rothberockter Poſtillone und dem unauslöſchlichen Jubel einer unabſehbaren Menſchenmaſſe in Wien einritt, und die Kunde von dem blutigen Siege bei Leipzig überbrachte. An manchem ſonnigen, an manchem trüben Jahrstage der Schlacht (einer davon war mir beſonders trüb, denn er war der Begräbnißtag meines Vaters) ſtand ich am Glacis vor dem Stubenthore, und ſah durch Kanonen und Parade die Erinnerungen an jenen heiligen Augenblick erneuern, aber ſolch einer hehren Feier des merkwürdigen Tages hatt' ich noch nie beigewohnt.

Der Herr hat uns ein Feſt gegeben!
Damit wir dran das Herz erheben!

So rief ich mir ſelbſt zu, und erhob mein Herz an dem Feſte, das der Herr gab, und laut widerhallte es in meinem Innern:

„Heiß war, ob fröſtelnd auch ſchon Herbſtluft wehte,
Vor drei und zwanzig Jahren dieſer Tag;
Drei Herrſcher lagen brünſtig im Gebete,
Die Freiheit galt's, — es galt den letzten Schlag.

Gott gab den Sieg! — des Blut's war viel gefloſſen,
Gott gab den Sieg! — die blut'ge Saat gedieh;
Die Eiſenriegel waren aufgeſchloſſen,
Und wieder klang der Freiheit Melodie.

Und drei und zwanzig Jahre sind vergangen!
Wie wenig, wo's ein solch' Gedenken gilt;
Wie viel für Menschen, die am Leben hangen,
Das seine Kinder mit Vergessen stillt.

Habt Ihr's vergessen, — nein, Ihr sollt gedenken!
Es weiß der Herr, wo Dank zu fordern ist,
Und mit Gewalt muß er die Sinne lenken,
Wo man das Unvergeßliche vergißt.

Seht hin, gen' Norden! Seht Ihr's blutig strahlen?
Ihr nennt es Brand, Ihr nennt es Nordlicht? — Nein!
Die blut'gen Streifen, die den Himmel malen,
Sind eines heil'gen Blutes Widerschein.

Des heil'gen Blut's, verströmt an jenem Tage
Wo Fürstentreu' und Völkermuth im Bund
Ihr Bestes kühn geworfen auf die Wage;
Seht hin, Euch mahnend thut's der Himmel kund!

Und so wie durch des Nordlichts blut'ge Flecken,
Die klaren Sterne glüh'n am Himmelsrand,
So lacht aus jener blut'gen Zeit der Schrecken,
Der Stern des Friedens segnend auf das Land." —

So klang's in mir. Ich blickte noch starr hin, da verschwand plötzlich, wie auf einen Zauberruf, die Röthe, feuchte Nebel wogten längs der Sann her, und die Thurmuhr schlug halb zehn.

Die Kinder der Natur.

(Nach Mlle de Sénancour.)

1.

Bankier Breitenbach hatte sich ein bedeutendes Vermögen zusammenspeculirt, und galt nicht mit Unrecht für einen der wohlbestelltesten Geschäftsleute am Platze. Besonders flossen die Produzenten von seinem Lobe über; denn er war ein wackerer Consument. Er wußte von seinem Vermögen einen eben so edlen, als gemeinnützigen Gebrauch zu machen, das heißt, er gab für sein Vermögen ganz hübsche Sümmchen aus, und wußte die Welt beim Glauben zu erhalten, daß bis zum Boden seiner Geldfäßchen noch ziemlich weit sei. Als er das Alter der Vernunft heranrücken sah, vermählte er sich. Seine jugendliche Frau brachte ihm gar bald ein hoffnungsvolles Knäblein zur Welt, dessen Wohlgestalt die ganze Familie in das innigste Entzücken versetzte. Herr von Breitenbach beging die Geburtsfeier seines Stammhalters mit einem Pompe, welcher seiner gewohnten Prachtliebe vollkommen entsprach.

Der Winter wurde in der Hauptstadt zugebracht, und durch Vergnügungen aller Art erträglich gemacht. Herr von Breitenbach war das lebendige Organ der Philosophie, und doch war Niemand ihren Grundsätzen weniger gehorsam als er. Er war nicht einmal

Philoſoph genug, um Philoſoph zu ſcheinen, und Jedermann machte ſich über die ergötzliche Fertigkeit luſtig, mit der er ſeinen Maximen gerade zuwider handelte. Da er bisher in allen ſeinen Speculationen das Sprichwort beſtätiget fand, welches vorzüglich die Geiſtesarmen der Gunſt Fortuna's verſichert, ſo baute er allzufeſt auf ſein Vermögen. Oft wagte er ſich auf ſo gefährliche Straßen, daß man voraus ſah, er müſſe einmal umwerfen. Um Millionen aus der Luft zu holen, ſtand er nicht an, die halbe Million, die er beſaß, in das Waſſer zu werfen. So kam es denn einmal ganz unvermuthet, daß er gerade in einem Augenblicke, wo man glaubte, er habe den Scheitelpunct ſeines Glückes erreicht, — ſich zu einer mäßigen und zurückgezogenen Lebensweiſe entſchloß. Alles verwunderte ſich über den Stadtliebhaber Breitenbach, der nun plötzlich Miene machte, ein einſiedleriſches Landleben zu beginnen; nur ſeinen Geſchäftsfreunden, welche ſeine Liebe zur Natur kannten, kam dieſer Entſchluß ganz abſcheulich natürlich vor.

Herr von Breitenbach dankte ſeine Dienerſchaft ab, indem er ihr vorſtellte, wie ſeine Liebe zur Natur und die Einfachheit ſeines Geſchmackes ihm fernerhin es unerträglich mache, Geſchöpfe ſeines Gleichen in einer von ihm ſo abhängigen und untergeordneten Stellung zu erblicken; wie ſein Herz bei jedem Befehle, den er ihnen zu geben hätte, blute, und wie er es nicht länger über ſich bringe, ein ſolches Mißverhältniß gleich berechtigter Weſen in ſeinem eigenen Hauſe aufrecht zu erhalten. Seine Diener hatten für dieſe Art von Menſchenliebe und weltbürgerlicher Geſinnung keine

Empfänglichkeit, entfernten ſich murrend und kopfſchüttelnd, und meinten: es wäre natürlicher geweſen, wenn er ihnen gleich geſagt hätte: „Geht! Ich habe nicht mehr ſo viel, um euch beſolden zu können!“

Die nämlichen Grundſätze veranlaßten auch den großen Naturfreund Breitenbach, ſeine Equipage, ſeine Meubles, ſein hübſches Landgut, und was ihm ſonſt noch unnatürlicher Überfluß ſchien, in aller Eile zu verkaufen, und ſeiner Frau nach Kräften begreiflich zu machen, daß ſie künftig die Natur lieben lernen müßte, welche erhabene, unbegreifliche und unerſchöpfliche Dame von nun an ihre einzige Geſellſchafterin ausmachen würde. In Kurzem hatte er Alles vom Werthe zu Gelde gemacht; aber im blinden Vertrauen auf das Schickſal verſuchte er es zum letzten Male, ſeine zerrütteten Umſtände wieder in Ordnung zu bringen, und ſollte er auch, wenn der Erfolg entſpräche, die liebe Natur bei Seite ſetzen müſſen.

2.

Die ſchönen Tage des Glückes war für den guten Bankier vorüber. Er war, was man ſagt, total ruinirt. Aber den wahren Philoſophen führt das Unglück nur um ſo ſchneller und fruchtbringender zu ſeinen Grundſätzen zurück. Er nahm Weib und Kind mit ſich, und ſuchte eilenden Schrittes die Natur im Winkel einer abgelegenen Provinz auf. Dort kaufte er ſich in einem beſcheidenen Landſtädtchen das beſcheidenſte Häuschen, das eben feil war, und wies alle Beſuche von ſich ab. Unter ſolchen Umſtänden wurde ein Gefühl, das ihm bisher nur zum Steckenpferde

gedient hatte, zu einer wahren Wuth, und er bewies mit vieler Kraft, daß er seine Rolle als Philosoph wirklich mit Nachdruck zu spielen wisse. Die Nothwendigkeit, bekanntlich die beste Lehrmeisterin, und die Richtung aller seiner Studien auf das eine Ziel, das ihm vor Augen stand, gaben seinen Neigungen eine solche Hartnäckigkeit, daß er unbeugsamer wurde, als ein Schüler der Stoa. Er las nichts, als streng systematische Bücher, welche die Ausbildung, oder vielmehr die Zerrüttung seines Verstandes vollendeten.

Auch in der Erziehung seines Sohnes wollte er von diesen Grundsätzen nicht abweichen. Er machte die Natur zu seiner Erzieherin und den Eigensinn zu seinem Hofmeister. Beide bearbeiteten den ihnen anvertrauten Zögling mit solchem Erfolge, daß der Junge mit zehn Jahren der unerträglichste Range im ganzen Städtchen war. Er gebrauchte seine Kräfte mit ungezwungener Freiheit; schlug jeden, der ihm nicht nach Willen that; log, so oft es ihm beliebte; verschaffte sich sein Recht überall selbst, und rühmte sich, der väterlichen Billigung gewiß, seiner Bengelhaftigkeit aller Orten; mit einem Worte, wer den Jungen sah, der erblickte die liebe Natur, geschmückt mit allen ihren Reizen.

Wenn sich der liebe Kamillo gegen Leute, die er fürchten oder achten sollte, zu natürlich betrug, so entschuldigte ihn sein Vater damit, daß er sagte: „So spricht die liebe Natur!“ Manchmal erhielt er freilich wohl eine Maulschelle, mit der Bemerkung: „„So antwortet die liebe Natur!““ — Auf diese Art wurde der gute Kamillo, welcher derlei Antworten

nicht allzu sehr liebte, von Fremden mehr zurechtgewiesen, als von seinen eigenen Eltern.

Frau von Breitenbach, welche durch die Natur aller ihrer Erziehung überhoben war, fand es ungemein bequem, den Grundsätzen ihres Gatten in diesem Bezuge nachzuleben. Allein in eben dem Augenblicke, als Kamillo's Erziehung den Glanzpunct erreicht zu haben schien, starb ihr Gatte und hinterließ seinem Söhnlein nicht viel mehr, als seine Narrheiten und seinen Eigensinn. Nun zeigte Kamillo seine Neigung, den Herrn zu spielen, bald offenbar; er gab seiner Frau Mama Rath um Rath, weit entfernt, irgend einen mit Achtung von ihr anzunehmen. Frau von Breitenbach, welche sich ihres Haustyrannen je eher je lieber zu entledigen suchte, ließ ihn in Kürze die Nothwendigkeit fühlen, sich ein anständiges Auskommen zu verschaffen, und die Protectionen in Anspruch zu nehmen, die er in der Hauptstadt finden könnte. Er reiste ab, mehr aus Begierde, die Welt kennen zu lernen, als um die Besorgnisse seiner Mutter zu beschwichtigen.

3.

Kamillo zählte nunmehr neunzehn Jahre. Er kam in der Hauptstadt mit einem, von freudiger Hoffnung geschwellten Herzen an, und lief alsogleich zu einem ehemaligen Geschäftsfreunde seines seligen Vaters.

„Wozu qualificiren Sie sich, junger Mann?“ fragte ihn der Geschäftsfreund, welcher sich an den Namen Breitenbach zu erinnern schien; „was für Talente haben Sie?“

„„Qualificiren? Talente?““ erwiederte Kamillo mit naſenweiſer Keckheit: „„Die Natur fordert weder, daß wir uns zu etwas qualificiren, noch daß wir Talente haben! die Natur dringt uns keine Wiſſenſchaften auf, und, um mich kurz zu faſſen — meine Amme war die Natur!““

„So möge Sie die Natur placiren!“

„„Aber ich bin doch ein Menſch!““

„Das iſt auch das Einzige, was man Ihnen anſieht!“

„„Ich bin rüſtig, ſtark gebaut, geſund!““

„Mit dieſen Eigenſchaften können Sie Hausknecht oder Soldat werden!“

Der junge Menſch glaubte dem Freunde ſeines Vaters, Gott weiß, welch' hohe Idee von ſeinen Anlagen beizubringen, wenn er ihm ſeine derben Abweiſungen mit lebhafter Grobheit erwiederte. Der Hausherr aber erinnerte ſich ſeines Hausherrnrechtes, kraft deſſen er ſich in ſeinem Hauſe keine Grobheiten ſagen zu laſſen brauche, und rief ſeinen Dienſtleuten. Sie kamen Einer um den Andern, flogen aber eben ſo ſchnell, von Kamillo's naturkräftigen Armen gepackt, zur Thüre hinaus. Die Natur behauptete das Schlachtfeld ſogar in den Augen des Geſchäftsmannes, der über die blutige Beleidigung, die er erleiden mußte, noch froh war, weil ſie ihm doch die Hoffnung gewährte, von dem Sohne ſeines alten Freundes hinfort verſchont zu bleiben.

4.

Kamillo erinnerte ſich eines alten Oheims, eines redlichen, ſtillen Bürgers, welcher ganz ruhig, drei Treppen hoch, in einem abgelegenen Stadtviertel wohnte. Der junge Neffe empfand augenblicklich eine ungemeine Zuneigung zu dieſem Oheim, indem er ſich einbildete, daß er bei ſeinen Umſtänden gewiß nirgend eine ſo paſſende Behauſung finden könnte. Er läuft hin, klingelt; zwei oder drei Hündchen, welche zugleich zu kneifen anfangen, ſind die erſten Weſen, die ihm antworten.

„Still, Phili! — Still, Bijou! — Babet, ſieh nach, wer läutet,“ tönt es dann von innen, und Babet, Kamillo's Couſine, eilt um zu öffnen.

Wie heftig erſtaunt prallt aber das liebenswürdige Fräulein Babet zurück, als ſie einen großen, jungen Mann auf ſich zuſtürzen, ſie umarmen, —, ihrer Mutter hingegen nicht mit gleich lebhafter Galanterie begegnen ſieht. Herr Stubenſatz lag in einem gewaltigen Armſtuhl vergraben, den Kopf mit einer Nachtmütze bedeckt, um welche ſich ein ſchönes Seidenband ſchlang, und ließ ſich nicht außer Faſſung bringen; die Frau vom Hauſe war aber beſchäftigt, ihre Phili und ihren Bijou zur Ruhe zu bringen, während Fräulein Babet, durch die Gegenwart eines Fremden eingeſchüchtert, wie es ſchien, Alles anwendete, um ſich ſelbſt noch mehr einzuſchüchtern. Kamillo ſuchte indeß mit ſeiner Stimme das Hundeterzett und das Uniſono zu übertäuben, womit ein Chor von wohldreſſirten Kanarienvögeln die Kommenden zu begrüßen

pflegte. Als sich Kamillo niedersetzte, um doch einstweilen etwas zu thun, gingen alsogleich Phili, Bijou und Orange an ihr Amt, ihn, nach Maßgabe ihres Gebisses, in die Waden zu kneipen; der freundlich knurrende Kater Barbarigo nahm auf seinen Knieen Platz, und das Äffchen Belenino sprang ihm auf die Schultern, um mit seinen Haaren und Ohrläppchen Kurzweil zu treiben. Frau Stubenſatz bewunderte die Zuthunlichkeit ihrer Hausgenoſſen; Kamillo aber, welchen die Natur deſſen, was ihn beläſtigte, ſich zu entledigen gelehrt hatte, wies, ohne Umſtände, die zudringlichen Beſtien, ſo gut es ging, von ſich ab. Frau Stubenſatz faßte von dieſem Augenblicke an das Vorurtheil, daß ihr Herr Neffe weder ein empfindſames Herz, noch eine große Seele beſitze. Fräulein Babet, welche indeſſen den Strickſtrumpf der Mutter übernommen hatte, ließ, ziemlich bemerkbar, eine Maſche um die andere fallen, und vollendete der Hausfrau üble Laune. Der einſchmeichelnde Titel: „Liebe Tante!“ den ſie nun zum erſten Male vernahm, hatte ſie übrigens beſänftigen können, wenn nicht Kamillo's erſtes Eintreten ſchon einen ſo fatalen Eindruck auf ſie gemacht hätte.

5.

Herr Stubenſatz, unterrichtet von dem Beweggrunde, der ſeinen Neffen in die Reſidenz führte, ſprach zu ihm mit ernſtem Tone: „Mein Herr Neffe! Ihr Herr Papa mußte ſich in der That Mühe geben, ſein Vermögen durchzubringen; denn es war anſehnlicher, als das meinige; Herr von Breitenbach liebte den

Aufwand, und doch — hat er mich an den Tagen, wo er Besuche empfing, nie eingeladen!« — »»Es ist in der That wahr,«« fiel ihm die Hausfrau in die Rede, — »»ich mußte lange auf die Auszeichnung warten, Ihre Pathin zu werden; man hat mich dieser Ehre nicht recht würdig erachtet. Ich bin wohl keine Gräfin gewesen, das muß ich selbst eingestehen, aber, um gar so schnell zu verlöschen, hab' ich denn doch nicht geleuchtet!««

Kamillo, der seine Augen von dem allerliebst verlegenen Cousinchen nicht verwendete, schenkte allen diesen spitzigen Bemerkungen keine Aufmerksamkeit; Cousinchen aber wurde hingegen bei jedem Vorwurfe, den man dem guten Kamillo machte, roth, und ihr Verstand, oder etwas Anderes sagte ihr, daß der Sohn für die üble Gebahrung seines Vaters nicht verantwortlich sei.

Endlich sprach der gutmüthige Stubensatz zu seiner Ehehälfte: »Apollonia! Man muß auf das Vergangene einen Schleier werfen! Beleidigungen vergessen ist nobler, als beleidigen. Wir müssen unsern Herrn Neffen doch auf einen Löffel Suppe einladen!«

»»Wie du willst, mein Herz!«« war die trockene Antwort.

Das Tischgespräch drehte sich um nichts Anderes, als um den Verstand der Thiere, von dessen Äußerungen Frau Stubensatz beinahe mehr wußte, als von denen ihres eigenen. Auch Cousinchen ließ manches Wörtlein mit einfließen. Übrigens kannte selbst diese thierliebende Familie noch nicht den ganzen Nutzen der Hausthiere. Wenn ein Unbekannter sich einfindet, be-

schäftigt sich die Person, die ihn empfängt, mit der Beschwichtigung der kleinen Keifer; das gewährt Zeit, sich zu fassen. Wenn das Gespräch stockt, belebt die Katze dasselbe wieder, der Eine geräth über ihre Schönheit in Begeisterung, ein Anderer über ihre Fündigkeit; man überhäuft das Lieblingsthier mit Zärtlichkeiten um die Gunst der Hausfrau zu erschmeicheln. Will man ihr ein Geständniß machen, so stellt man sich, als küßte man das Plätzchen, das ihre schöne Hand so eben berührt hat; ja, nur der Gebrauch der Hunde ist schuld, daß die Fächer unnütz geworden sind.

Kamillo fand, daß er, ohne es zu wollen, galant sei, und Babet hörte mit Aufmerksamkeit der Lobrede zu, die er der Natur hielt. Herr Stubensatz, welcher die Natur häufig in Schäferpantomimen gesehen hatte, bewunderte sie, ohne sie zu begreifen, und er würde von seinem Neffen eine recht hohe Meinung gefaßt haben, wenn er nicht gehört hätte, wie übel er, seiner Unwissenheit wegen, von einem Geschäftsmanne aufgenommen worden war.

„Mein lieber Herr Neffe!“ sagte er ihm unter anderm, — „Ihre Natur ist nicht die rechte; das merk' ich an Ihrem zuversichtlichen Äußern, an Ihren unabhängigen Manieren, an Ihren heftigen und rückhaltlosen Bewegungen. Ein junges Herrchen, wie Sie, das sein Glück erst machen soll, kann nicht, ohne unanständig zu scheinen, den Ton eines Mannes annehmen, der Geld unter die Leute zu bringen gewohnt ist; Sie müssen vor Allem auf die Fragen, die man Ihnen stellt, höflich antworten lernen; müssen auf dem Stuhle Platz nehmen, den man Ihnen anweis't; den

Hut in der Hand behalten; Ihre Beine nicht links und rechts, wie eine Stimmgabel ausstrecken. Diese Freiheiten verzeiht man höchstens einem Manne, welcher schon sagen kann: Meine Equipage, mein Landgut, meine Renten, ꝛc. ꝛc.! — Appollonia, diese Sauce, glaub' ich fast, hast du bereitet! — Ist's nicht so, mein Schätzchen?«

»»Ja, mein Herz!««

»Darum schmeckt sie mir gar so wohl!« Während aber »mein Herz« dieses Kompliment anbringt, läßt Apollonia, zerstreut und entzückt, die Schüssel aus der Richtung kommen, und die Hälfte der Sauce auf Kamillo's Kleid herabströmen. Der Oheim bietet seinem Neffen einstweilen zur Entschädigung ein kleines Zimmer in seinem Hause an, bis die Spuren dieses unglücklichen Zufalls vertilgt wären. Frau Stubensatz macht ihrem Gemale einige Zeichen, welche Kamillo zuerst versteht, und, weil er jenen Antrag recht annehmbar findet, gewinnt er es über sich, neben seiner Tante Platz zu nehmen, und ihr wenigstens so viel die Cur zu machen, als nöthig ist, daß »mein Herz« die Grimassen und Winke seiner Apollonia nicht sehen könne.

6.

Nach dem Mittagmahle nahm Kamillo von seinem Appartement Besitz, und dachte daselbst an nichts, als an die Bescheidenheit seiner Cousine, an ihre blauen Augen und an ihre Gemüthlichkeit. Am andern Morgen fühlte er sich, vielleicht durch seinen erhabenen Standpunkt (denn sein Apartement befand

sich unmittelbar unter dem Dache) so sehr begeistert, daß er einen Brief anfing, in welchem sich die Natur galant zeigte; sie bewies, daß es eine heilige Pflicht sei, ihren Eingebungen zu folgen, und dem Zuge des Herzens zu gehorchen; daß die Liebe die erste und unbekämpfbarste aller Neigungen sei, und daß, ihr sich entziehen wollen, sich gegen die unverletzlichsten Satzungen auflehnen heiße. Dieses Briefchen ward ohne Verzug der lieben, blauäugigen und blondlockigen Babet zugestellt, welche aus Neugierde zu erfahren, wie denn die Natur spreche, keinen Anstand nahm es zu lesen. Aber Frau Stubensatz durchspähte die Herzen ihrer Tochter und ihres Neffen genau; sie hatte sogleich ein gewisses geheimnißvolles Wesen bemerkt, welches geeignet ist, Verdacht zu erregen; sie entdeckte das unglückliche Blättchen, und zwang auch eben so schnell ihre Tochter, folgende Antwort zu schreiben, die sie ihr in die Feder dictirte:

»Mein Herr!«

»Sie müssen wissen, daß meine Tochter nicht nach den Grundsätzen der Natur, aber nach denen der Tugend, der Ehrbarkeit und des Gehorsams erzogen ist. Deßwegen verbiet' ich Ihnen in ihrem und meinem Namen, sie zu sehen und ihr zu schreiben.« --

---

Aber das, nach den Grundsätzen der Tugend, der Sittlichkeit und des Gehorsams erzogene Mädchen schrieb zugleich ohne Wissen ihrer Mutter, auf die andere Seite des Blattes: »Meine Mutter hat den Brief, welchen Sie mir unvorsichtiger Weise geschrieben haben, gefunden. Er möge der Letzte seyn, damit

ich mich nicht der schmerzlichen Nothwendigkeit ausgesetzt sehe, so harte Zurechtweisungen an Sie zu schreiben, wie die vorstehende. Was mich betrifft, so zweifle ich keinen Augenblick an der Reinheit Ihrer" — Sie hatte nicht Zeit den Satz zu vollenden, sie mußte den Brief zusammenfalten und siegeln, und Frau Stubensatz übernahm es selbst, ihn an den rechten Mann zu befördern.

Als Kamillo dieses Schreiben gelesen hatte, wagte er es nicht mehr, seinem Oheim unter die Augen zu treten. Acht Tage lang blieb er zurückgezogen in sein Kabinet, und die Einförmigkeit seines Exil's konnte ihm nichts erträglich machen als der ununterbrochene Briefwechsel, der sich zwischen ihm und seiner Cousine ganz heimlich angesponnen hatte.

7.

Ganz unerwartet und daher doppelt erfreulich war dem verliebten Exulanten ein Brief von seiner Mutter, in welchem Sie ihm meldete, daß sie eine bedeutende Erbschaft gemacht habe. Als unumstößlicher Beweis für die Wahrheit dieser frohen Botschaft konnte ein, auf eine erkleckliche Summe lautender, Wechsel gelten, welcher den papiernen Körper des Briefes beseelte, und den Sohn des Glücks in den Stand setzte, in der Welt aufzutreten.

Inzwischen ließ Babet kein Briefchen ihres Anbeters unbeantwortet. Jeder volle Suppennapf, der ihm aufs Zimmer gesendet wurde, stand auf einem Liebesbriefchen der schönen Cousine, und jeder leergegessene kam auf einem Antwortschreiben fußend zurück.

Da ſich aber nun Kamillo mit einem Male im Beſitz eines hübſchen Sümmchens ſah, wagte er es, ſeiner Couſine den Vorſchlag zu machen, mit ihm zu entfliehen, und die Trauung bei der erſten Gelegenheit, die ſich auf der Flucht darböte, vornehmen zu laſſen. Solch eine Entführung, ſagte er, ſei höchſt naturgemäß. In den Zeiten des Ritterthums, wo die Menſchen gewiß noch natürlicher waren, als in unſerem überbildeten Jahrhunderte, ſeien die Ehen gar nicht anders geſchloſſen worden, als auf der Flucht, in der Hütte irgend eines Einſiedlers, und überhaupt trügen all' die vorläufigen Anſtalten, die Verhandlungen wegen Mitgift, Widerlage, Gütergemeinſchaft u. ſ. w. nur dazu bei, um einen höchſt intereſſanten Wendepunct recht unnatürlich proſaiſch zu machen. Babet war, trotz ihrer Naivetät, doch zu wenig natürlich, um dieſen Vorſchlag ſo ganz natürlich und annehmbar zu finden. Kamillo hatte aber auch nicht vergeſſen, ſie von der Erbſchaft in Kenntniß zu ſetzen, die ſeine Mutter gemacht hatte: ſie beeilte ſich daher, Herrn Stubenſatz dieſe Neuigkeit mitzutheilen. Das gab denn nun freilich der Sache eine andere Wendung und Herr Stubenſatz nahm es in Überlegung. Es brauchte nicht lange, ihn zur Überzeugung zu bringen, daß man es mit den Jugendfehlern eines feurigen Mannes nicht allzuſehr genau nehmen müſſe; ja er entſchloß ſich ſogar, ſelbſt die erſten Schritte zu thun, als ihm Kamillo's letzter Brief in die Hände kam. Zwei Zeilen waren ſein Beſcheid darauf; ſie lauteten: „Herr Neffe! Wär' es Ihnen nicht einerlei, ob Sie meine Tochter vor

oder nach der Trauung entführen? — Thun Sie das Letztere!“ —

Der junge Freier konnte nun nichts Anderes thun, als den Vorschlag seines Oheims annehmen. Übrigens schob er sich das Ziel seiner Bewerbungen länger hinaus, als er vielleicht selbst wollte. Nach manchen Schwierigkeiten fand endlich die Vermählung Statt, und Kamillo, welcher die Natur der Hauptstadt, unter andern Verhältnissen, gewiß aus dem Grunde studirt haben würde, mußte sich in Kürze entschließen, sich zu entfernen, da ihm seine Mutter nicht so viel Geld mehr schickte, als nöthig war, um die Natur der Residenz nach Herzenslust zu verkosten.

8.

Fest überzeugt, daß das Wort „Ehe“ hinreiche, um die Liebe zu tödten, bemühte sich Kamillo nach Kräften irgend etwas zu ersinnen, was im Stande wäre, dem langweiligen Gotte Hymen die Reize seines Bruders Amor anzudichten. Er beschloß daher, mit seiner Frau so zu leben, als wenn sie nie seine Frau noch gewesen wäre. Er sprach mit ihr nie anders, als mit der größten Ceremonie und Zurückhaltung, und beharrte unerschütterlich auf dem Entschlusse, nicht das nämliche Haus mit ihr zu bewohnen, und sie nur höchst selten, und unter den größten Hindernissen zu sehen und zu sprechen.

Auf der Reise trafen Kamillo und seine Gattin mit einem jungen Rittmeister zusammen, welcher sich zu ganz andern Grundsätzen bekannte, als Kamillo. Er behauptete seine Meinungen mit Geist und Wärme,

und wiewohl ihm die Waffen der Schmeichelei vollkommen zu Gebote ſtanden, ſo war er doch ſo klug, ſich derſelben nur mit der höchſten Vorſicht und Klugheit gegen Kamillo zu bedienen, ja ihm manchmal ſogar einen Triumph zu gönnen. In kurzer Zeit ſah der junge Herr von Breitenbach klar ein, daß er nicht leben könne ohne einen Freund, mit welchem er ſich vom Morgen bis zum Abend zankte, und den er ſo oft als möglich, mit der Gewalt der Beredſamkeit zu Boden ſchlüge.

Bisher hatte ſich die junge Frau begnügt, zuzuhören, ohne ſich auf eine oder die andere Seite zu ſchlagen. So lange Kamillo nur ihr Liebhaber war, gab ſie der Natur Recht; nun aber fing ſie an, des Rittmeiſters Kolmar Bildung recht liebenswürdig zu finden. Auch wußte dieſer, wenn er ſich mit dem jungen Weibchen allein befand, die Sophismen ihres Mannes ſo wirkſam ins Lächerliche zu ziehen, daß jede andere minder natürliche Frau dadurch in Verlegenheit gebracht worden wäre.

9.

Als Kamillo im Aufenthaltsorte ſeiner Mutter ankam, hörte er, daß ſie eben geſtorben ſei. Er beweinte ſie, war aber auch bald wieder getröſtet; denn nichts in der Natur iſt natürlicher, als ſich über die Wunden, die ſie uns ſchlägt, zu tröſten. Kamillo miethete einen allerliebſten Pavillon, in welchen er ſeine Babet einquartirte. Er ſelbſt bezog ſein väterliches Haus, und ſchickte von dort aus ſeiner Frau die zärtlichſten Briefchen, in welchen er ſie um Ren-

dezvous bestürmte. Seine Frau gab sich alle Mühe, ihm dieselben zu verweigern, oder sie höchstens bedingweise zuzugestehen, und unter den Gatten entstand durch diese freiwillige Scheidung das vollkommenste Einvernehmen. Nur von Zeit zu Zeit ließ sich Frau von Breitenbach eine Visite gefallen, und er bezeugte sich jedesmal höchst dankbar für eine so gütige Erlaubniß. Nichts destoweniger kam er doch oft auch ohne Erlaubniß zu ihr. Da fand aber der zuvorkommende Freund Kolmar bald ein Mittel, diese gefährliche Leichtigkeit zu vermindern; er schlug eine überaus redliche Frau vor, welche die Stelle einer wachsamen und unbestechlichen Mutter ersetzen könnte. Kamillo nahm diese wunderbare Mittlerin mit inniger Wärme an, und die wachsame und unbestechliche Mutter wurde von dem gefälligen und treuen Freunde selbst in ihr Amt eingesetzt. Die Duenna verwaltete es auch mit solchem Eifer, daß sich der Gemahl fast alle Möglichkeit, sich dem Gegenstande seiner verfolgten Liebe zu nähern, benommen sah.

Übrigens ging Alles in der besten Ordnung und die Liebe Kamillo's gewann einen neuen Grad von Heftigkeit; er betete die Frau an, die er nicht sehen konnte, ohne Mauern zu übersteigen, ohne einen Argus einzuschläfern, ohne eine eingebildete Wache zu täuschen. Er hielt den Pavillon blokirt, und Niemand konnte weder ein- noch ausgehen, ohne daß er es wußte. Einige Wochen lang lebte das seltsame Ehepaar im vollkommensten Einklange. Dessenungeachtet aber glaubte Kolmar, welcher in Kamillo's Liebe eine Abnahme bemerken wollte, das Äußerste thun, und neue

Schwierigkeiten erſinnen zu müſſen. Um das Luſtſpiel wo möglich noch pikanter zu machen, ſchlug er ſeinem Freunde Breitenbach vor, ſich ſelbſt einen Nebenbuhler gegenüberzuſtellen.

„Wählen Sie ſich,“ ſprach er, „einen zuverläſſigen Freund, der ſich herbeiläßt, dieſe Rolle mit einer ganz eigenthümlichen Zurückhaltung und Selbſtverläugnung zu ſpielen, und deſſen Grundſätze Ihnen vollkommene Sicherheit gewähren!“

Kamillo war von dieſem originelen Gedanken entzückt. Welchen beſſern Nebenbuhler konnte er wählen, als den edlen menſchenfreundlichen Rittmeiſter ſelbſt, welcher ſchon ſo viele Zartheit, Offenheit und Anſpruchloſigkeit bewieſen hatte. Kolmar wurde alſo der von der Mutter begünſtigte, und von der Tochter verſchmähte Nebenbuhler. Der Roman war nun vollkommen; nur an einer Entführung fehlte es bisher noch. So groß aber auch der Antheil war, den Kolmar an der Fortdauer der Liebe Kamillo's nahm, ſo hatte er es doch noch nicht gewagt, ihm dieſe neue Quelle des Vergnügens vorzuſchlagen.

Die Eigenheiten des Herrn Gemahl's ſagten der Frau Gemahlin nicht jederzeit zu. Da er ihr aber ſtets vorpredigte, daß das Weib ſchwächer ſei, als der Mann, und daher ihm gehorchen müſſe, ſo entſchloß ſich Babet endlich auch einmal die Natur gewähren zu laſſen, inſofern es ihr gelegen wäre.

10.

Eines Abends ſtellte Kamillo eben über die Vortrefflichkeit ſeiner Methode Betrachtungen an, und

klatschte sich insgeheim Beifall zu, daß er auch seine Frau dieselbe verkosten ließ, indem er mit ihr lebte, als wenn sie gar nicht vermählt wären. Er entschloß sich in einem Gefühle plötzlicher Aufwallung sogar, die glücklichen Resultate seines Systems ausführlicher auseinander zu setzen und schriftlich niederzulegen, damit die Nachwelt daraus einen Nutzen schöpfen könnte, und warf die Ideen, die er für neu hielt, auf das Papier hin. Indem er aber das Blatt umkehrte, bemerkte er die Handschrift seiner Frau, und folgende Zeilen, welche an ihn gerichtet waren:

„Mein schätzbarster Herr Gemahl! Sie haben mehr als einmal gesagt, daß man vor Allem der Natur und dem Zuge des Herzens folgen müsse. Beide rathen es mir an, einen Gatten zu fliehen, welcher ein Tyrann, ein Henker, ein Selbstpeiniger ist. Respectiren Sie Ihre eigenen Ansichten, und danken Sie der Natur dafür, daß sie Ihnen an mir eine so gelehrige Proselytin gegeben hat!“

Kamillo fand diese Natur höchst impertinent, und, auf gleiche Weise der Eingebung seines Herzens folgend, beschloß er seine Frau zu verfolgen, und eine Rache zu nehmen, wie sie einer solchen Beleidigung würdig wäre. Baron Klingfels, der Eigenthümer der Herrschaft, unter deren Jurisdiction Kamillo's Besitzung gehörte, beabsichtigte eben einen Ausflug; er lud Herrn von Breitenbach ein, in seiner Kalesche Platz zu nehmen. Dieser Antrag wurde mit Freude angenommen, und der Baron, zufrieden, mit Kamillo conversiren zu können, zog letzteren bald in eine lebhafte Erörterung seines Lieblingsthemas hinein.

Das Naturrecht wurde, Paragraph für Paragraph, origineller abgehandelt, als Heineccius, Hobbes oder Höpfner es gethan haben.

„Zum Beispiele,“ sagte Breitenbach unter Anderen, „ist es nicht naturwidrig, daß zwei Wesen, welche gleich ausgestattet aus den Händen der Natur hervorgegangen sind, sich im Leben auf eine Weise gegenüberstehen, wie Herr Baron und Ihr Kutscher? In meinen Augen ist zwischen ihm und Ihnen kein Unterschied!“

Der Kutscher, welcher auf seinem Bocke dieses Gespräch belauscht hatte, glaubte einem so eifrigen Anwalte brüderliche Zeichen seiner Billigung geben zu müssen. Er drehte sich daher mit einem sardonischen Lächeln um, und sprach ganz treuherzig zu Breitenbach: „Du hast Recht, Kamerad!“

Dieser, überrascht durch eine so familiäre Ansprache, gab dem Kutscher eine Maulschelle, mit dem Bedeuten: „Jeder auf seinem Platze, Tölpel!“

„Recht so!“ fiel der Baron ein, indem er die Hand ausstreckte, um unseren Helden auf dem Bocke eben so nachdrücklich zu widerlegen. Dieser aber sucht sich zu rächen, läßt die Zügel fahren, die Kalesche karambolirt mit einem Kabriolet, welches eben vorüber fährt, die Pferde reißen aus, und die Kalesche schlägt um.

Kamillo zieht sich so schnell als möglich aus der Schlinge, und wirft sich im Fluge in das Kabriolet, in welchem ein junges Frauenzimmer sitzt. Kamillo entschuldigt sich, und die Witwe, welche nicht unversöhnlich scheint, stammelt ihm etwas Verbindliches entgegen.

11.

Die Jugend iſt zutraulich und rückhaltslos. Kamillo erzählt ſogleich ſein Abenteuer; die Witwe öffnet ihm ebenfalls ihr Herz, und beklagte ſich, von einem jungen Rittmeiſter verlaſſen worden zu ſeyn, dem ſie nachreiſe, um ihn wegen ſeiner Unbeſtändigkeit zur Rede zu ſtellen. Kamillo erkennt in dem Bilde des Verräthers ſeinen Freund Kolmar. Die beiden Unglücklichen vereinigen ihre Seufzer zum ſchmelzenden Akkorde.

„Ach, mein Herr!“

„„O, meine Gnädige!““

„Wer hätt' es geglaubt?“

„„Wer hätt' ſich's eingebildet?““

„Ein Mann von Grundſätzen!“ —

„„Eine ſo natürliche Frau!““ —

„Mein Herr, Ihre Natur ſagt nichts!“

„„Meine Gnädige, Ihre Grundſätze wollen auch nicht viel ſagen!““

„Sie ſehen, wohin die Natur führt!“

„„Sie ſehen die Reſultate von Grundſätzen!““

„Mein Herr, laſſen Sie uns nur eingeſtehen, daß wir Beide Unrecht haben, und die Natur mit uns!“

„„Tröſten wir uns, meine Gnädige, ſo gut wir können!““

Während deſſen rollte das Kabriolet immer näher gegen Kamillo's Aufenthaltsort zu. Er bemerkte es erſt, als es beinahe ſchon zu ſpät war. Gerade noch zur gelegenen Zeit erinnerte er ſich, daß ihm der treuloſe Kolmar einmal von dieſer Witwe erzählt habe, nach deren Vermögen er einiges Verlangen trug.

„Meine Gnädige!“ sprach daher Kamillo zur Witwe, „weit entfernt, die Spuren unserer Ungetreuen zu verfolgen, lassen Sie uns vielmehr in der entgegengesetzten Richtung fahren!“

Mit diesen Worten bemächtigt er sich der Zügel, und läßt das Gespann den Galop einschlagen.

„Um des Himmels willen! was thun Sie denn?“

„„Meine Gnädige, ich entführe Sie!““

„Wie? — Was sagen Sie?“

„„Ja, meine Gnädige! Wurst wider Wurst! Sie sollen mir zum Ersatze dienen!““

„Wie, mein Herr! ohne meine Einwilligung, das ist höchst unartig!“

„„Einerlei! die Natur kümmert sich wenig um Artigkeiten! Ich bin beleidigt; ich räche mich, so gut ich kann!““

„In der That, das ist mir noch nicht vorgekommen! Leben wir denn in den Zeiten des Faustrechtes? Ist das in einem civilisirten Lande je erhört worden, daß man eine Frau entführt, ohne sie um ihre Einwilligung zu bitten? Ihre Natur ist ein bischen zu grotesk!“

Kamillo bemerkte, daß sich die Witwe bloß deßwegen beleidigt fühlte, weil er sie ohne Erlaubniß entführt; er setzte daher seinen Weg nichts desto weniger fort. Die Witwe suchte die Zügel wieder an sich zu reißen; Jedes zog auf seiner Seite und die armen Pferde trabten im Zickzack, bis sie seitwärts auf einer Wiese ein ungezäumtes Pferd weiden sahen. Da sie den Willen ihrer Lenker nicht begreifen konnten, welche sich vielleicht selbst nicht verstanden, such-

ten sie bei ihres Gleichen Schutz, und galopirten der Wiese zu, über den Straßengraben. In diesem setzten sie ihre beiden Führer ab, wo dieselben von einem zweiten, dort eben vorher einlogirten, Paare empfangen wurden.

12.

Nachdem Frau von Breitenbach jenen Abschiedsbrief, welchen die Leser bereits kennen, auf das Schreibepult ihres Gemahls hatte legen lassen, schloß sie sich in ihren Pavillon ein, und harrte sehnsuchtvoll des Abends, an welchem sie der Rittmeister in Sicherheit bringen sollte. Sie warteten nämlich absichtlich, bis Kamillo sich aufgemacht hätte, sie zu verfolgen. Der Plan war gut; allein sie hatten nicht vorausgesehen, daß Kamillo sobald umkehren werde. Kaum waren sie abgefahren, als sie bei Durchschneidung einer Wiese, über welche sie der Straße zusteuern wollten, eben jenen Graben fanden, von dem oben die Rede war, und sich dort so tief betteten, daß sie ohne weiters warten mußten, bis Hilfe käme.

Als sich die beiden Paare erkannten, brachen sie, weit entfernt einander zu helfen, in die bittersten gegenseitigen Vorwürfe aus. Gejammer und Gestöhne über gebrochene Arme, welche noch ganz, und über gequetschte Köpfe, welche noch unverletzt waren, erfüllten hierauf die Luft mit „O weh!“ und „Ach!“ — Endlich bemerkte man, daß Händeringen und Schmerzbezeugungen sie nur immer tiefer einsinken ließen, und man kapitulirte zuletzt, etwas friedlicher gestimmt,

darauf, daß jeder Theil das Seinige an's Trockene bringen und heimführen ſollte.

Man kehrte hierauf in den Pavillon zurück, verſtändigte ſich, und ſoupirte ganz guter Dinge, lachend über die Lehren, die man ſich gegenſeitig gegeben hatte.

Kamillo fordert zuletzt ſelbſt, daß Babet die Natur verlaſſe, und geſtand, daß die gefährlichſten Narren jene ſeyen, welche ſich Syſteme bilden und ihre Thorheiten auf philoſophiſche Scheingründe ſtützen.

Babet's Klavier ſtand eben offen; ein Lied war aufgelegt; Kolmar trat hin, präludirte und begann:

Süße heilige Natur,
Laß mich geh'n auf deiner Spur!

fügte aber lächelnd hinzu:

Doch nur weiſe — weiſe nur:
Unzuviel iſt — Unnatur!

Arabella von Byrnswack.

——— „Das sind die Fischer von Byrnswack,“ rief mein Coachmann auf mich zurück, als ich ihn um die Bedeutung der Töne fragte, die, über einen waldigen Rücken der Lowther-Hills, aus der Tiefe herauf klangen. Es war ein ziemlich nebelloser Abend, einer der schönsten, dessen ich mich, seit meiner Entfernung von Edinburgh zu entsinnen wußte. Die letzten Strahlen der Sonne tauchten hinter den hohen Wipfeln des Waldes hinab, den wir durchschneiden mußten, um zu irgend einer erträglichen Taverne zu gelangen, die uns ein annehmbares Nachtlager darböte. Der unebene Boden täuschte uns oft, und machte uns glauben, daß wir das Flachfeld schon erreicht hätten; kaum waren wir aber in die Thalsohle hinabgekommen, als ein neuer Rücken vor uns aufstieg und unseren Irrthum uns erkennen ließ. Vier Stunden mochten wir so zwischen unerquicklichem Gestrippe über kohlenhältiges Gestein hingerollt seyn, als sich der stämmige Zerhau des alten Forstes wirklich lichtete, aber auch zugleich der erste Stern von der Spitze des nächsten Hügels uns entgegenblickte, den wir mit Recht für die letzte Scheidewand halten konnten, die uns noch von unserem heutigen Ziele trennte. Eben am Fuße dieser Anhöhe war es, wo das unterbrochene Klingen eines nicht allzufernen, mehrstimmigen Gesanges meine Aufmerksamkeit auf sich zog.

und ſie, in Folge des hingeworfenen Beſcheides, den mir mein Wagenlenker gab, nur noch ſpannte. Immer gewöhnt, die Perle der Poeſie lieber in der rauhen Muſchel herzlicher Natürlichkeit, als in der verſchnörkelten Faſſung der ſogenannten feinen Welt zu ſuchen, gab ich mich mit Leidenſchaft jeder Aufregung hin, die meinem Hange nach dem Seltenen, Erhabenen und Kräftigen auch nur einige Befriedigung verſprach. Die Hütte des Schafhirten, der Abendtiſch des Grubenmannes, der Mährchenkreis in der windumheulten Behauſung eines grauen Ruinenwächters, das Reiſegeſpräch eines abergläubiſchen Kutſchers ſprachen mich ſtets mehr an, als der Beſuch im Pallaſt eines Baronets, als das neugierig gedankenloſe Hinſchlendern durch die Höfe und Hallen des Register Office, als ein Ritt durch die mächtig langen Highſtreet, oder als der ganze namenreiche Commentar eines redſeligen Cicerone. So wuchs denn auch jetzt meine Neugier mit jeder Wegmeile, die wir zurück legten, und ungeduldig über die nothgedrungene Langſamkeit meines Wagens, ſprang ich aus, um der Ausſicht in das Thal, das ich jenſeits erwartete, wenigſtens um ein Viertelſtündchen früher zu genießen. Jetzt wichen die rieſigen Stämme auseinander und gönnten dem kleineren Buſchwerk Platz, das ſich wuchernd in wilder Ordnungsloſigkeit zwiſchen ſie hineingedrängt hatte. Des Thaues nicht achtend, den der Abend in dicken Tropfen ausgeſpritzt, drang ich auf den erhabenſten Punkt vor, und fand meine Erwartung nicht getäuſcht. Mir gerade gegenüber erhob ſich wieder ein Berg, aus deſſen dunklem Waldkranze die Ruinen eines Schloſſes, hell und weiß, wie ausgebrannte, verkalkte

Reſte einer vom Feuer aufgezehrten Rieſenbaute emporragten, und ein ganz eigenes Widerſpiel zu dem ſchwarzen, ſchauerlich düſteren Trümmerwerke bildeten, das aus dem Thale, in der Dämmerung kaum erkennbar mehr, herauffah. Die Niederung ſelbſt war von dem Vorſprunge der Anhöhe, worauf ich ſtand, noch verdeckt; aber ein Rauſchen wie ferner Ruderſchlag, und die Wiederhohlung jener Melodie, die mich eigentlich vorausgetrieben, beſtätigten mir die Richtigkeit der Ausſoge meines Kutſchers, daß es Fiſcher wären, die da ſängen. Und heller, die rauhen Stimmen jetzt zu wehmüthigem Einklang ordnend, tönte es empor, und ſchwoll an, und trug mir, aufgenommen von den günſtigen Schwingen der Abendluft, die aus dem Thale mir in das Antlitz wehte, ziemlich deutlich die Worte einer Ballade zu, deren Kehrzeilen beiläufig ſo klingen mochten:

Rüſtig durch den See mein Boot!
Trank für Trank, und Tod für Tod!

Die getragene, ich möchte ſagen, ſchauriglustige Tonweiſe dieſes Liedes, durch die nordiſch ernſte Umgebung und die Ruhe des Abends zu einem Eindrucke geſteigert, wie ich nicht bald einen ähnlichen empfunden, trieb mich in vollſter Eile hügelab. Jetzt breitete ſich ein großes Thal vor mir aus, in deſſen Mitte ein See zitterte und mit den Kähnen ſpielte, auf denen rüſtige Fiſcher ſeinen Spiegel durchſchnitten. Andere, und zwar die, deren Lied mich herabgezogen, ſaßen vor ihren kleinen Hütten, beſſerten Netze aus, verfertigten Fiſchergeräthe, oder hatten ſich's um den dampfenden Keſſel bequem gemacht, deſſen kargen Inhalt, ihr nationales

Hafetmus (Parich), ſie durch Geſang ſich würzten. Am nördlichen Ende des See's lag die düſtere Ruine, die mir ſchon vom Hügel aus aufgefallen, und vollendete das Maleriſche dieſes Anblickes. Die Fiſcher ließen ſich durch das Erſcheinen eines Fremdlinges nicht irre machen, ſondern ſangen weiter:

„Die blaſſe Maid im wilden Arm,
„Ihr Haar in grimmer Fauſt,
„So geht es auf, ſo geht es ab,
„Daß alles ſauſ't und brauſ't,
„Sie tauchen nieder, —
„Kommen wieder;
„Schlürfen, ringen,
„Klagen, ſingen:
„Rüſtig durch den See, mein Boot,
„Trank für Trank, und Tod für Tod!“

Als ſie geendet hatten, näherte ich mich dem Älteſten unter ihnen, einem rüſtigen Greiſe, dem man die Vertrautheit mit Sturm und Wellen in den Augen anſah. Er bezeugte ſich meiner Frage nach der Bedeutung und dem Entſtehen der Ballade, die ſie abgeſungen, nicht unwillfährig.

„Beim St.-Cuthbert,“ ſprach er endlich, „ich habe mit dieſer Geſchichte ſchon manchem Wanderer ſeine Nachtraſt verdorben. Aber Ihr, edler Herr, ſcheint mir Keiner von den Verzagten, die vor Angſt die Decke über's Ohr ziehen, um eher einzuſchlafen, als der Böſe ihren Schlummer in Beſchlag nehmen kann; und eben ſo wenig Einer von den Spöttern, die Alles für eitel erlogen und abgeſchmackt halten, was ihren aufgeklärten Köpfen nicht eingeht. Nehmt Platz auf dieſem Wei-

denſtrunke; das Seil unſerer Kähne hat ihn trotz einer Gartenbank gekerbt. — Überſchaut Ihr den See in ſeiner ganzen Ausdehnung, der bis hinter jene Ruinen trichterförmig zuläuft, und in dem Bergſtrome, deſſen Rauſchen Ihr wohl ruckweiſe vernehmen mögt, ſeinen Abfluß zu haben ſcheint? — Dieſer See heißt in der Landesſprache der Byrnswack-See; wir Schiffer nennen ihn nur Dismal-Swamp, das Grauen-Moor, denn ſo gut und freundlich er jetzt ſcheint, ſo grauenvoll kann er aufbrauſen, zur Zeit, wo er ſein Opfer haben will. Jene ſchwarzen Trümmer ſind die Reſte des Schloſſes Byrnswack, wovon der See den Namen hat. Als vor fünfhundert Jahren unſer König, David Bruce, der Gefangene eines Weibes, der tollkühnen Margarethe wurde, trotzte dieſes Bollwerk lange dem Feinde, und ward zuletzt auch wieder ein Sitz des Friedens, während ſein Bergnachbar da drüben, Schloß Asborn, in wildem Brande zuſammenſtürzte. Gegen das Ende jener blutigen Tage ſoll ſich die ſchauerliche Geſchichte zugetragen haben, in welcher die drei Punkte, die ich Euch genannt, die Hauptrollen ſpielen, und welche, wie wir Fiſcher es nur zu gut wiſſen, noch immer fortlebt in den Tiefen dieſes See's!"

Nach dieſem Eingange, der mir zeigte, wie innig der Erzähler von der Wahrheit des geheimnißvollen Mährchens überzeugt ſei, das ich von ihm zu erwarten hatte, begann er ſeine Erzählung. Ich würde mich umſonſt bemühen, den einfachen, körnigen, aber eben deßwegen um ſo mächtiger ergreifenden Ton zu treffen, in welchem der alte Fiſcher ſeine Sage vortrug. So un-

wahrſcheinlich ſie an und für ſich iſt, in ſeinem Munde klang ſie wie ernſte Wahrheit. Seine Schilderung glich einem tiefblauen düſteren Nachtgebilde, durch das nur ein Blitz als feurige Mahnung an den zuckt, der lebt, um zu ſchirmen und um zu rächen. Ich erzähle ihm hier die Hauptmomente ſeiner Mittheilung in jener Färbung nach, welche ſie durch die Eindrücke annahm, die ſie auf mein Gemüth hervorgebracht hat.

1.

Zwei kräftige Hochlandsgeſtalten ſtiegen vom Rücken des Berges in das Thal hinab, in deſſen Mitte der See wie Feuer flimmerte. Der Tag neigte ſich ſchnell und ſchneller, und ſchon breitete ſich über die weite Landſchaft lautloſes Schweigen aus, von nichts unterbrochen, als von wehmüthigen Zithertönen, die aus dem nahen Schloſſe herabzuklingen ſchienen. Die beiden Jünglinge waren von den langentbehrten, friedlichen Klängen ſo angenehm überraſcht, daß ſie durch die lauſchige Dämmerung vorſichtig näher ſchritten, um ja die liebliche Nachtigall dieſer Einöde nicht zu verſcheuchen. An einem Abhange des Ufers lagerten ſie ſich, und ſchlürften mit geſpanntem Ohre die Töne, die einen gar heiter milden Gegenſatz zu dem rauhen Drommeten-Geſchmetter bildeten, das ſie durch ſieben Monde gehört hatten. Sie waren nähmlich mit ausgezogen wider Eduard III. und ſeine heldenmüthige Gattin, und trugen nun, ſtatt der erträumten Lorbeern, nichts nach Haus, als ein verlornes Halbjahr und den Überdruß einer mißglückten Unternehmung. Die Stimmung unterdrückten Trotzes, die traurigen Spuren eines ergrimmten Frei-

heit-Eifers; die rauchenden Denkmähler verübter Grausamkeiten waren ihnen bis hieher gefolgt, und eine süße Ahnung einer möglichen Beruhigung, bestärkt von den farbigen Bildern jugendlicher Erinnerungen, ging in ihren Herzen auf, als sie wieder die ersten unkriegerischen Accorde einer friedsamen Zither von dem Söller einer verschonten Feste wehen hörten.

„O zeige dich, Friedensengel dieses Thales," rief Arthur, der jüngere der beiden Wanderer aus, indem er, seines Gefühles nicht mehr länger mächtig, aufsprang, — „o zeige dich, und nimm den Dank eines Wanderers, dem du an der Schwelle seiner Heimathberge dein Lied als glückliche Vorbedeutung entgegen schickst!"

Richard der ältere belächelte die losbrechende Begeisterung seines Bruders, wiewohl er selbst recht behaglich hingestreckt lag, und den immer lauter rauschenden Tönen eben nicht zu zürnen schien. Endlich erhob er sich, schlug seinen dunkelblauen Plaid, mit dem er sich einen spitzen Kalkstein zum Sitze gepolstert hatte, wieder um die Schultern und mahnte seinen schwärmerischen Bruder, über den Klang der Saiten nicht des Klanges der Becher zu vergessen, der ihnen in der nächsten Nachtherberge denn doch wohl ergetzlicher seyn dürfte.

Zögernd gehorchte Arthur, und folgte, die Augen unverwandt dem Theile des Schlosses zugekehrt, aus welchem die Zither klang, seinem rüstig voranschreitenden Bruder.

Der Mond war indeß im Osten gelb und leuchtend emporgestiegen, und übertünchte mit einem Male die nordöstliche Wand des grauen Waldschlosses, daß jeder

Ziegel daran deutlich zu unterſcheiden war. Die beiden Wanderer ſchritten jetzt längs dem Ufer-Gebüſche, ziemlich nah am Schloſſe fort, von dem ſie nur ein Wildbach trennte, der weiter rückwärts in die Tiefe zu ſtürzen ſchien. Die Klänge, die eine Weile geſchwiegen hatten, begannen nun lauter und vernehmlicher von Neuem.

„Siehſt du,“ rief Arthur plötzlich, mit gewaltſam gedämpfter Stimme, „ſiehſt du, Richard? Dort am Erker, der ſich über den Bach hinausbiegt! O hemme deine Schritte. Laß uns hinter jene ſtämmige Eiche treten! Der Gott der Liebe hat ſie hier gepflegt, um lauſchenden Wanderern zum Verſtecke zu dienen. Siehſt du die Nymphe dieſer Einöde? Die tonreiche Beleberin dieſer Waldnacht? Bei dem großen Könige, deſſen Namen ich führe, ich müßte mich desſelben ſchämen, wenn mich dieſer Ruf zu einem Abenteuer kalt vorüber ließe!“

Richard wollte ſeinen Bruder fortziehen, ohne ihm zu antworten, aber dieſer beſchwor ihn bei ſeinem Zorne, empor zu blicken, oder zu geſtehen, daß kein ritterliches Blut der Ardoch in ſeinen Adern fließe, das doch Niemand der Kälte je geziehen hat! Wirklich lehnte ſich über den Erker hinaus eine weibliche Geſtalt, deren mondbeleuchtete Züge etwas Geiſterhaftes an ſich hatten. Ein Kranz brauner Lockenringel faßte das bleiche, leidende Antlitz ein. Ein leichter Sammthut bedeckte die Scheitel des feenartigen Weſens, und die weißen Federn dieſes Hutes flatterten luftig im Nachtwinde, der mit ihnen wie mit Lilien ſpielte.

„Laß immerhin die ſeltſame Erſcheinung gewähren,“ fiel Richard, die Geſtalt nur eines flüchtigen

Blickes würdigend, ein, — was kümmert sie uns? Du hast der schönen Frauen viele schon gesehen!«

»»Aber keine so schöne, Bruder! Ich las die Schrift der Verzweiflung, die Schrift der Hoffnung, die Schrift des Dankes auf dem Antlitze mancher Schönheit, mit der uns das Schicksal des Krieges zusammen führte, aber so süße Hingebung, so überirdische Wehmuth fand mein Auge noch auf keiner Stirne! Wer weiß, welche Dornen an dem Kranze ihres Lebens haften. Wer weiß, ob sie nicht in den Fesseln herzloser Rohheit schmachtet. O blick hinauf! Siehst du, Bruder! Sie nickt! Sie winkt! Die einladende Bewegung ihrer Hand gilt uns! O laß uns dem Rufe der Schönheit, dem Rufe der Ehre folgen! Ich weiche nicht eher von der Stelle, als bis ich von dem Loose dieses Wesens unterrichtet bin!««

»Nun meinethalben,« entgegnete Sir Richard ungeduldig, — »ich aber theile deine tolle Sucht nach Abenteuern nicht. Laß dich immer von den blinden Eingebungen deiner Leidenschaft leiten, mir räth die Vernunft, der hereingebrochenen Nacht wahrzunehmen und die Taverne zu suchen. Zum letzten Male komm — oder ich übersteige den Bergrücken dort allein. Ich mag nicht länger der Narr deiner unzeitigen Begeisterung seyn. Lebe wohl — morgen hoff' ich dich kalt wieder zu sehen, die Nacht wird deinen heißen Sinn, mein' ich, doch wohl abkühlen!«

Mit diesen Worten hüllte er sich tiefer in seinen Plaid, und wandte sich zu gehen. Das wirkte auf Sir Arthur doch. Im Kampfe, den seine aufgeregten Sinne mit dem Gefühle der Bruderliebe kämpften, siegte die letztere und, schnell sich losreißend von dem bezau-

bernden Anblicke, rief er seinem Bruder nach: „„Halt ein, Richard, — ich folge Dir!““

Da kehrte Richard freudig um, streckte seinem Bruder die Hand entgegen und umarmte ihn mit den Worten: „Ich hab's ja doch gewußt, Arthur, — daß dein Bruder dir lieber seyn würde, als ein eitles Gaukelspiel.“

Kaum aber waren sie eine Strecke, Arm im Arme, so fortgeschritten, als die Töne der Zither von Neuem noch süßer, noch schwellender erklangen, und folgendes Lied, von düsteren Accorden begleitet, in die stille Nacht hinaustönte:

Ein Kranz wohl ist mein Leben,
Jedoch ein Dornenkranz;
Die Stunden, die es weben,
Sind ohne Farb' und Glanz.
Und wenn der Tag zerstreuet,
Was mir im Herzen glüht, —
Die düst're Nacht erneuet,
Mein altes Leid — und Lied!

Da war es um Arthur geschehen. Diese Worte, von einer so liebreichen Silberstimme gesungen, griffen ihm in die tiefsten Tiefen seines Herzens. Welchen Eindruck machte aber erst der Inhalt des Liedes auf ihn!? Jetzt war seine Ahnung, daß hier eine gequälte Unschuld schmachte, mit einem Mahle bestätiget. Stürmisch rief er seinem Bruder „gute Nacht!“ zu, und rannte durch Gestripp und Buschwerk zur Eiche zurück, welche ihre kräftigen Äste über den Bach hin freundlich dem Söller entgegen streckte.

Die blasse Sängerin schien ihn nicht zu bemerken, und fuhr mit wachsender Wehmuth fort:

Du bist mir, süße Freude,
Bist mir ein fremdes Ding:
Ein Joch ist mein Geschmeide,
Und Fessel heißt mein Ring.
Kein rettend Plätzchen grünt mir,
Wohin mein Wunsch auch zieht,
Und zum Begleiter dient mir
Mein Leid nur — und mein Lied!

Arthur hatte sich indeß auf einen vorragenden Ast des Baumes geschwungen, und erwiederte die Klage der schönen Unbekannten aus dem Stegreife mit Folgendem:

Was deine Brust auch quäle,
Das schwerste Wetter flieht!
Darum ergeuß der Seele
Geheimes Leid im Lied.
Enträthsle die Verkettung:
Denn ewig ist kein Schmerz;
Noch wacht zu deiner Rettung
Ein Ritter und sein Herz!

Erstaunt neigte sich jetzt die nächtliche Sängerin über das Geländer des Erkers hinaus, fuhr aber schnell wieder zurück, und verschwand durch die offene Thür des Gemaches. Sie schien nur in demselben die Lichter verlöscht zu haben; denn plötzlich war es hinter den Scheiben, die erst noch hell funkelten, finster geworden.

Arthur dehnte sich auf seiner schwanken Warte, so gut es gehen mochte, um ja keine Bewegung seiner wunderbaren Dame zu übersehen. Jetzt trat sie wieder heraus, und, wenn ihn sein Ohr nicht täuschte, so lispelte sie „schönen Dank“ für ihn herüber.

„„O, wofür Dank?““ rief er mit feurigem Entzücken, indeß seine Blicke unersättlich an dem reizenden,

vom Monde magiſch beleuchteten Bild hingen,' — „„wofür Dank? Daß Ihr mich durch Euer himmliſches Lied in eine Zauberwelt entrückt, — daß Ihr mir das Räthſel meines Daſeyn's gelöſ't habt! Ich wollte, daß es mir gelänge, je den Dank ſo liebenswürdiger Lippen zu verdienen! Darum enträthſelt mir die Verkettung Eures Schickſal's. Nennt mir die Dornen, die den Kranz Eures Lebens verunzieren; nennt mir, was Euere Stunden des Glanzes und der Farbe beraubt! Zerbrechen will ich das Joch, das Ihr Euer Geſchmeide, zertrümmern die Feſſel, die Ihr Euern Ring nennt! Ich will Euch die Freude nicht als Gaſt, nein, als ewige Geſellſchafterin in die Hallen Eures Schloſſes führen, will den Pfad wieder grünen machen unter Euren Schritten, und Euch beweiſen, daß der Ritter mit ſeinem Herzen zu Eurer Rettung nicht umſonſt gewacht hat!““

In ſteigender Begeiſterung würde der Liebesritter ſein ſchweres Herz erleichtert haben, hätte ihn die holde Schöne nicht durch ein gebiethendes „Gemach, Herr Ritter, gemach!“ zur kälteren Überlegung zurückgebracht. — „Mäßigt doch den brauſenden Strom Eurer Rede,“ ſprach ſie mit gedämpfter Stimme, „wir ſind hier nicht allein! Oder iſt Euch der Ruf meines Geſchlechtes ſo wenig heilig, daß Ihr ihr blind Eurer Leidenſchaft aufopfern könntet! Schweigt, Fremdling, oder Ihr ſeht mich nimmer wieder!“

Wie angedonnert ſank Arthur zurück, und hielt ſich mit Mühe an dem Aſte feſt, deſſen Laub ihn bisher verborgen hatte. Alle ſeine Hoffnungen waren mit einem Male getäuſcht. Er ſah ſich ſchon erhört, ſchon geweiht zum Verfechter unterdrückter Weiblichkeit — und plötz-

lich ſtieß ihn ein Wort zurück von der Schwelle des Paradieſes. Er konnte dieſen raſchen Abſprung von der höchſten Wonne zur kälteſten Enttäuſchung nicht ſchweigend ertragen: — „„Willſt du nicht,““ begann er dringender, „„willſt du nicht, Grauſame, daß ich mich von dieſer Höhe häuptlings in den ſchäumenden Strom hinabſtürze, ſo entferne dich ja nicht, wie du es — wehe mir Armen! — zu thun gewillt ſcheinſt; laß mich ein freundliches Wort hören! Sprich, wer biſt du? Welcher neidiſche Stern hat dich, Schmuck der Städte, gebannt in dieſer Einöde düſteres Grauen, wo noch kaum die Brände des Krieges verraucht ſind!““

„Nun ſo ſprecht leiſer,“ — entgegnete die Schöne, wieder vortretend. — „Bedenkt, wenn mich ein Diener belauſcht, wenn — es wäre entſetzlich! — Ihr könnt ja wohl aus meiner Tracht, aus meinem Lied einen Theil meines Leides errathen. Euch mehr zu ſagen, iſt hier nicht die Zeit — hier nicht der Ort!“

„„Hier nicht! Gott! wo ſonſt? — o redet, redet! — Wo ſonſt?! — Fordert mein Blut, mein Leben, nur nicht Scheiden, nicht Nimmerwiederſeh'n!““

Die Geheimnißvolle ſchien zuſammen zu ſchauern. Lange ſchwieg ſie, das Haupt bald geſenkt, bald die krampfhaft geöffneten Augen ſtarr zum Himmel aufſchlagend. Endlich brach ein dumpfer Seufzer dieſes Schweigen des Seelenkampfes, und ſie begann haſtig: „Es ſei, Ritter hört!“

„„Sprecht, ſprecht,““ entgegnete Arthur, „„ich will lauſchen, um ja keinen Laut zu verlieren!““

„An der Hinterſeite des Schloſſes, wo der See ausſtrömt in den Wildbach, der hier vorüber brauſ't,

findet ihr ein kleines eisernes Pförtlein. Macht es Euch möglich, dahin zu gelangen; Ihr werdet mich dort finden!«

Mit diesen Worten verschwand die Gestalt vom Balkone.

2.

Nicht im Geringsten seines Bruders gedenkend, der längst schon den Bergpfad eingeschlagen, eilte Arthur über Stock und Stein dem bezeichneten Ziele zu. Schon war er nicht mehr zu fern. — Die Riegel klirrten und das Pförtchen öffnete sich knarrend im Mondscheine. Noch aber trennte der schäumende Waldstrom den Abenteurer vom jenseitigen Ufer. Kein Weg führte hinüber; nur ein morscher Föhrenstamm streckte sich halb gebrochen quer hin, und klapperte, bewegt von dem aufspritzenden Wellenschlage. In verzehrender Ungeduld rannte er längs dem Strome hinunter bis zu dem finsteren Kessel, in welchem er das Wasser des See's aufnimmt. Aber auch hier wollte sich kein Mittel zu seinem Zwecke darbiethen. Schon argwöhnte er, daß die Grausame ihr Spiel mit ihm getrieben, als er im Schilf ein kleines Boot bemerkte. Hastig sprang er hin, band die Barke los, warf sich hinein, und zwang sie so rüstig durch die Fluth her, daß er in Kurzem das jenseitige Ufer erreichte. Mit welcher glühenden Eile flog er der Erscheinung entgegen, die starr wie eine Bildsäule im halboffenen Pförtchen lehnte. Von der Scheitel, welche früher ein Sammthut bedeckt hatte, floß nun ein schwarzer, wallender Schleier.

Er sank vor ihr auf das Knie nieder, sie schwieg;

ſah himmelan, fuhr bei ſeinem erſten Worte, wie ſchmerzlich getroffen, zuſammen, und reichte ihm dann die Hand, um ihn wie es ſchien, in das Innere des Schloſſes zu leiten. Aber ſo heiß des Ritters Hand war, ſo eiſig war die der Dame, und weit entfernt, zu erwärmen in den zuckenden Fingern des Begeiſterten, ſtarrte ſie vielmehr immer krampfhafter, als ob ſie keiner Lebenden gehörte. Jedoch Arthur empfand das nicht, und hätt' er's empfunden, ſo würde ſolch' ein Beweis zagender Schüchternheit ſeine Gluth nur gemehrt haben. Schon fühlte er ſich leiſe fortgezogen, — aber plötzlich hält die Räthſelhafte wieder an, läßt ſeine Hand ſinken, ſeufzet tief auf, und verzieht den ſchönen Mund, der allein noch unter dem Schleier hervorblickt, zu einem höhniſchen Lächeln.

Jetzt faßt ſie ihn wieder beherzter, als vordem, um ihn noch ſchneller loszulaſſen. Ihr ſchlanker Leib neigt ſich vorwärts, als ob es ihn fort in die Ferne zöge, ihre Füße aber wurzeln im Boden, und verſagen ihr treulos den Dienſt. Wild wirft ſie das Haupt empor, daß der Schleier zurückrollt und ſeinen ſchwarzen Wellen die braunen des Gelockes in Fülle nachdringen. — „Unerklärbares Weſen," ruft Arthur aus, „wie ſchön macht dich der Kampf, den du kämpfeſt; wie unausſprechlich reizend der innere Sturm, der aus deinen Zügen ſpricht! Was es auch ſei, zögere nicht länger, mir als Führerin zu dienen! Wohin kannſt du mich führen, wo es nicht gut wäre?!"

Mit einem ſtechenden Blicke durchbohrt jetzt die Bleiche ſeine Bruſt, daß er ſelbſt befremdet zurückweicht, und nicht umhin kann, zu glauben, die Gefahr, die

ihnen, wenn sie gesehen würden, im Schlosse drohe, sei denn doch größer, als er wähne. Ein Seitenblick auf die Barke, die ihn eben herübergebracht, gibt ihm jedoch einen raschen Entschluß ein. — „Du zitterst," spricht er, und vielleicht mit Recht! Drum laß uns lieber, bis droben Alles still geworden, der herrlichen Nacht hier unten genießen. Der Kahn, der mich zu dir gebracht, schaukelt hier auf der Fluth, besteig' ihn mit mir, und schütte mir, während wir tändelnd den See durchschneiden, die Tiefen deines Busens aus!"

„Ja das laß uns thun, holder Fremdling," ruft die liebliche Gestalt, so freudig, als ob ein schweres Unglück dadurch verhüthet würde, — „bis zum Morgen laß uns schiffen, — wenigstens bis sie vorüber ist, die böse grause Nacht, die uns auslacht mit ihrem mondfahlen Gesichte!" — Und mit diesen Worten folgt sie dem Jünglinge, der voraneilt über die Stufen an den Rand des See's, um das Boot zu besteigen.

Als ihr aber Arthur die Hand reicht, um sie stützend in den Raum des Bootes zu leiten, scheint die Unschlüssige mit einem Male gewaltsam wieder umgestimmt.

„Nicht doch," beginnt sie, „ich hab' Euch in mein Schloß eingeladen, und Ihr sollt mir folgen. Die Diener ruhen nun wohl Alle, der — hier fuhr sie fröstelnd zusammen — der, den Ihr am meisten zu fürchten hättet, — ruht auch! Darum kommt! Nur Eines ist, womit Ihr Euch den Schritt über diese Schwelle erkaufen müßt. Schwört mir auf den Kreuzgriff Eures Schwertes, eine Bitte mir zu erfüllen, von deren Gewährung mein Glück, mein Heil, mein Leben abhängt! Wollt Ihr mir diesen Schwur leisten?"

„„Ich weihe mich deinem Dienſte, räthſelhafte Schöne,““ entgegnet Arthur, einen feurigen Kuß auf ihre zitternde Hand drückend.

„Nicht küſſen,“ entgegnet ſie, die Hand zurückziehend, — „ſchwören ſollt Ihr! Die Erfüllung einer Bitte, deren Inhalt ich in meinem Gemache Euch nennen werde, ſollt Ihr mir beſchwören!“

„„Nun höre denn die verſchwiegene Nacht den Schwur, jede deiner Forderungen blindlings zu erfüllen! Jetzt aber zaudere auch nicht länger, in dein Gemach mich einzuführen.““

Durch den Schwur beruhigt, führte ihn die Schloßfrau zurück zum Pförtchen, und durch dasſelbe, das ſie ſorglich hinterdrein wieder zuriegelte, in das Innere des Schloſſes. Durch lange dunkle Gänge ging die Wanderung. Nur hin und wieder ſchimmerten rothe Ampeln, wie Blutstropfen, oder mattblaue, wie halbgebrochene Augen, durch die formloſe Nacht. Altes Säulenwerk mit ſeinen ſcharfabgegränzten Schnörkeln wunderlich hervorſtarrend, glich hier krampfig ausgeſtreckten Armen, dort garſtigen Fratzengeſichtern, und vermehrte noch das Geſpenſterhafte des lautloſen Schweigens, welches ſelten nur das Geklapp lockerer Quaderſteine oder der Fall eines Tropfens, in denen die Wand ihren hundertjährigen Moder ausſchwitzte, eintönig unterbrach. Ja die verſchleierte Führerin ſelbſt, die mehr ſchwebte als ging, hatte etwas Geiſterartiges an ſich. Ihre eiſige Hand, ihr leiſe fortwiſchender Fuß, ihr geſenktes Haupt gemahnten ihn, als ob er einer Bothin aus dem Grabe folgte, bis ihn das Erwärmen ihrer Hand unter ſeinen Fingern, und

als ſie weiter glitten, der Schlag des Herzens, und die entzückende Wärme des ungeſtüm wogenden Buſens überzeugten, — daß ſie wirklich lebe. Anfangs wagte er die leiſe Berührung ſeiner Leiterin nur mit einem zaghaften Drucke zu erwiedern, bald aber widerſtand er dem günſtigen Dunkel nicht länger, und drückte die Hand ihr kühner, preſte ſie heftig an ſeine Lippen, heftiger an ſein pochendes Herz und hielt nur dann, wie um Verzeihung flehend, ein, wenn ſie, ſeiner Kühnheit zürnend, die Hand zurückzuziehen und eine Buße zu fordern ſchien, die, ehe ſie noch gefordert wurde, ſchon erlaſſen war.

Jetzt ging eine hohe Flügelthür auf, die in einen geräumigen, von einer weißen Schwebelampe nur matt erleuchteten Vorſaal führte. Eine zweite Thür ging auf, und Arthur ſah ſich in dem Gemache der Schloßfrau, vor demſelben Fenſter, demſelben Erker, von welchem aus ihm die Wunderbare zuerſt in das Herz geſungen. Seine erſten flüchtigen Blicke verſchlangen die Umriſſe des hohen alterthümlichen Saales. Mächtig gewölbte Bogen kreuzten ſich an der Decke mit laubartigen Geſimſen. Das marmorne Eſtrich war ſtellenweiſe von bunten Teppichen überſpannt, die Wände behangen mit ſilberdurchwirkten Purpurdecken. An einem Schranke, auf dem nichts weiter ſtand, als ein Paar goldene Becher und eine Phiole, lehnte noch die Zither, deren Klänge die beiden Wanderer in der Dämmerung verſpätet hatte. Gepolſterte Lehnſtühle mit Damaſt und buntblumigem Brokat überkleidet, umherſtehende Silbergefäße, reichgeſtickte Vorhänge, ein hohes, auf ſilbernen Stangen ruhendes Himmelbette, —

kurz Alles zeigte von Wohlstand, ja von Pracht. An der einen Seite des Zimmers ging eine Nische in die Wand, welche von einem schweren Seidenvorhange verdeckt war. Das Zimmer war von einem hohen, kostbar gearbeiteten Armleuchter, der auf dem Tische stand, hell genug erleuchtet, um den nächtlichen Gast jeden Reiz seiner Wirthin erkennen zu lassen. Er stand, als sich zum ersten Male im klaren Lichte die ganze Anmuth der Schloßfrau vor ihm entfaltete, wie geblendet. Alle Erinnerungen aus den Träumen seiner Jugend, aus der Mährchenwelt, in die er sich von redseligen Mägden oder Knechten so gern hinüber schwatzen ließ, aus den Phantasien seiner feurigsten Jünglingsgluth schienen verkörpert vor ihm zu stehen. Ein langes, wortloses Anschauen, mit einem Blicke vom gelockten Haupte bis zum niedlichen Fuße, und wieder zurück von der schlanken Schmäle des Leibes bis zur heiteren Breite der Stirne fliegend, war der erste Eindruck des ersten Näherns.

Aber auch die Wirthin war nicht minder ergriffen, als der Jüngling mit seinem golden um die Schultern fließenden Haare, seinem geraden Wuchse, seiner nordischkräftigen Gestalt, so hold verschämt vor ihr stand, und dem hellen, blauen Auge zu zürnen schien, das, ihm untreu, so kühn ihren Augen zu begegnen strebte. Und wie ungleich war sich dieß Begegnen! — Arthur, mit seinem Blicke gerad den Weg zum Herzen suchend, und wohl auch findend, überwuchs mit jedem Momente seine Schüchternheit mehr, während seine Wirthin den unsicheren Blick bald erhob, bald senkte, bald starr auf ihn heftete, und alle Stufen des Seelenkam-

pfes im ſtürmiſchen Fluge durcheilte. Sogar etwas Grauen Erweckendes hatten ihre Züge, und nur in der Lieblichkeit ihrer Stimme, wenn ſie ſprach, glich ſich der unerklärliche Zweifel, den jene rege machten, wieder aus.

„Ihr ſeid wohl," begann ſie, nachdem ſich die erſte Scheu verloren hatte, „ſeid wohl ein Fremdling in dieſem Lande?"

„„Nicht ſo ganz als ihr meint, verſetzte Arthur ruhiger, — meine Eltern hauſen auf ihrem Schloß an der Nordoſt-Gränze dieſes Landes, wohin mich der Weg mit meinem Bruder führt, den Ihr wohl an meiner Seite bemerkt habt!""

„Euer Bruder? Und er verließ Euch?" — fügte ſie faſt ängſtlich hinzu.

„„Das heißt, ich verließ ihn, ſchöne Frau! denn er verläßt mich nicht ſo leicht! Er iſt der ältere, ein wahrer Bruder, der dem Vater das ihm anvertraute Gut unverſehrt nach Hauſe bringen will. Langen Kampf hat es mich gekoſtet, allein in Eurer Nähe zu bleiben; aber um ſo hohen Preiſes willen kann man ja wohl dem Zorn eines allzuernſten Bruders trotzen!""

„Er harrt alſo wohl Euer in der Nähe?"

„„Wir wollten uns morgen wiederſehen; er ſchlug die Bergſtraße über jenen Waldrücken ein, um in der nächſten Herberge zu übernachten. Nun ich Euch aber ſo freimüthig Rede geſtanden, und Euch zu dem noch ſage, daß mein Name Arthur von Andoch iſt, ſo laßt auch mich wiſſen, wie ich Euch nennen ſoll!""

„Mein Name iſt Arabella von Byrnswack; das mög' Euch einſtweilen genügen. Als was Ihr

mich in dieſen Hallen zu betrachten habt, das hat Euch mein Lied, denk' ich, ſo gut verrathen, daß ich, mehr Euch zu geſtehen, erröthen müßte. Nun wißt Ihr Alles, was ich Euch ſagen darf!"

„„So grüß' ich Euch denn als liebenswürdige Frau dieſes Schloſſes,"" entgegnete Arthur, durch dieſe Gewißheit nur noch geſpannter —

„Als Frau," ſprach ſie tonlos nach, — und fügte, aufſtehend und zum Schranke tretend, hinzu: die Euch bittet, als ihr unverhoffter Gaſt die karge Bewirthung, die ſie um ſolche Stunde biethen kann, nicht zu verſchmähen!"

Ohne fremde Beihülfe war ſchnell der Tiſch gedeckt, vor welchem ſich Arabella mit ihrem Gaſte niederließ. Doch ſeine Lippen ſehnten ſich nach anderer Koſt, und ſehnten ſich ſo heftig, daß ſie die Beredſamkeit als Bittwerberin brauchten, und zuletzt liſpelnd die Frage thaten: Ob Arabella dem nächtlichen Abenteurer nicht ganz abhold ſei? Sie ſah ihn mit einem tiefen Seufzer an, und durchlief ihn mit einem Blicke, der ein Spiegel aller Leidenſchaften war, wenn ſie vereint ein Herz bewältigen. Ihr Haupt ſank auf ſeine Schulter, und ihre ſchwimmenden Augen ſchlugen ſich auf zu ihm, und ſchienen den Kuß zu fordern, um den er nicht zu bitten wagte. Erſt, als er ſich herüberneigte, die ſüße Frucht zu brechen von ihren ſchwellenden Lippen, zog ſie wieder mit weiblicher Schlauheit zurück, und machte die Wiederholung des Schwures, den er vor'm Pförtchen ſchon geleiſtet, zum Bedinge.

„Du haſt geſchworen, mein Ritter," rief Arabella ruhigeren Tones," zweimal geſchworen, und

würdeſt ein zweifach Meineidiger, wenn du den Schwur brächeſt! Aber die Zeit drängt, und der Augenblick, wo du dein Wort löſen ſollſt, iſt nahe! Wir müſſen ſcheiden! Von dir hängt es ab — wie?“

„„Als der Deinige bis in den Tod!““ rief Arthur feurig, und ergriff mit Haſt den Goldpokal, welchen Arabella faſt unwillkührlich vom Schrank herübergelangt und auf den Tiſch geſtellt hatte.

„Nun ſo leere denn jetzt den Abſchiedstrunk, ſprach ſie, Arthurs Mienen mit ängſtlicher Geſpanntheit beobachtend; — die Mitternacht iſt nicht mehr fern, und du haſt, um deinen Schwur zu erfüllen, noch weit zu pilgern!“

Arthur hatte den Becher hinübergeſtürzt; Arabella betrachtete ihn einige Zeit ſchweigend, und ließ ſeinen heftig pochenden Puls auf ihren Fingern ruhen. Fieberhafte Hitze durchzuckte ihn ein um das andere Mal, wozu wohl die Neugierde, den Gegenſtand ſeines Eides zu erfahren, das Ihrige beitrug. Jetzt ſprang er auf.

„Nun, kühner Jüngling, zeige,“ rief ſie, „zeige wie ſehr du mir ergeben biſt, und beweiſe durch die Erfüllung deines Doppel-Eides, ob dir daran liegt, je mich wieder zu ſehen!“

Mit dieſem Worte zog ſie den Gaſt, der vor Neugierde und Erwartung glühte, zum Alkoven, und riß krampfhaft abgewandt, als ob es ihr die peinlichſte Überwindung koſtete, an der ſchweren Vorhangquaſte, daß die Gardinen rauſchend zurück flogen. Arthur ſtürzte dem Ruhebette zu, das ſich ihm zeigte, und auf dem, eingehüllt in weiße Laken, eine Ge-

ſtalt, mit ſtark vorſtechenden Umriſſen ruhte. Arabella riß ihm zugleich das Schwert heraus, und hielt es ihm, den Kreuzgriff voran, wie eine Mahnung an ſeinen Schwur, mit ſchweigendem Erſtarren vor. Er näherte ſich, von unwillkührlichem Schauer ergriffen, faßte den Laken, und zog ihn, während der dumpfe Schlag der Schloßuhr jeden Ruck begleitete, langſam mit wachſendem Grauen zurück. Der zwölfte Hammerſtreich zitterte eben gellend nach; da ſank das weiße Tuch vom Bette nieder, — der Leichnam eines Mannes lag vor dem Entſetzten.

„„Was ſoll ich,““ friſch er auf, — „„mit dem? Was hat das Leben mit dem Tode gemein? Fort! Laß mich dieſen Anblick vergeſſen!““

„Vergiß dieſen Anblick nicht, Meineidiger!“ ſchrie Arabella verzweifelnd, und hielt ihm nochmal ſein Schwert vor: — „Entweder löſe, was du mir ſchwurſt, — oder faß' es an dieſem Griff, und ſtoße mir als Siegel deines Meineid's die Spitze durch die Bruſt!“

„„Zurück, du Grauſenweib! Ich will nicht forſchen, will nicht fragen! will nicht begreifen lernen, wie du am Fenſter eines Zimmers auf Ständchen ſinnen konnteſt, auf deſſen Bette der Tod ſchlief; wie du mir einen Trank der Gaſtfreundſchaft darbieten konnteſt, wo ihm ein umgeſtürzter Lebenskelch zur Seite lag; — wie du““ —

„O halt' ein, Grauſamer! Verdamme nicht, wo du den Grund nicht weißt! Dieſer Todte iſt mein — Oheim. Er beſuchte mich, und ſtarb plötzlich bei mir, wir waren uns gram, — das weiß die Welt.

Fände man ihn todt bei mir, so könnte mich ein entsetzlicher Verdacht treffen. Könnt' ich da wohl einen Diener in's Geheimniß ziehen? Könnt' ich mein Leben in feile Hände legen? — Unentschlossen, was ich thun sollte, starrte ich heute zum Erker hinaus, da sah ich dich von weitem. Dein edler Anstand, dein ritterliches Wesen, der Zug der Milde, der deiner Kühnheit zum Schleier dient, — flößten mir Vertrauen zu dir ein. „Nur Rittertreue, Rittereid kann dich retten!“ so rief es laut in mir! Ich mußte mich zwingen, die Verzweiflung in Wehmuth umzuheucheln, denn diese zieht an, während jene, wie der Wahnsinn, schreckt. Es gelang mir; dir galt mein Locken, — dich hab' ich, — du schwurst mir, — du mußt mich retten! Du mußt mich vor mir selbst entschuldigen, denn nur dem Retter meines Lebens, meines Glückes darf ich Pflichten opfern, denen ich sonst Leben und Glück geopfert hätte.“

„„Was also forderst du,““ spricht Arthur ruhiger, sein Schwert einsteckend, und Arabellen fest in's Auge fassend.

„Nimm diesen Leichnam, trag' ihn fort aus diesen Mauern, so weit du kannst, — mindestens bis zu den Trümmern des Asborn-Schlosses, das abseit der Straße vom Bergrücken dort herüberstarrt. Findet man ihn dort, so kann auf mich hier kein Verdacht mehr fallen. Du aber eile deinem Bruder nach, — und wäre dir's möglich, je mich wieder zu sehen, so fordere jeden Preis von mir, den ich dir im Stillen ja schon zugetrunken. — Doch eile jetzt, — Mitternacht ist vorüber! Noch einen Labetrunk auf den Weg, damit du ihn recht bald zurücklegen mögest!“

Mit Schaudern ſtürzt Arthur den Becher haſtig aus, hüllt den Leichnam in das Tuch, und ſchickt ſich, die gräßliche Bürde auf der Schulter, zu ſeinem nächtlichen Grabgang an. Ihn ungeduldig ziehend, eilt Arabella voraus. An der Pforte drückt ſie ihm noch mit der Bitte, wenn es ihm möglich wäre, wieder zu kommen, mit ihren eiskalten Lippen einen Kuß auf den Mund.

3.

Erſt als Arthur mit ſeiner unheimlichen Laſt über den See geſetzt hatte, kehrte ihm die vollkommene Beſinnung zurück. Sein düſteres Leichenamt kam ihm ſo ſchauerlich und zugleich ſo ſeltſam vor, daß er verſucht war, Alles für einen Traum zu halten. Aber die immer drückendere Schwere des Leichnames, der einförmige Anſchlag der herabhangenden Arme, und die Gewalt, die es oft brauchte, um das Tuch, das im Dorngeſtrippe hin und wieder hangen blieb, zurückzuhalten — gemahnten ihn nur zu deutlich an die Wahrheit. Was wollte er auch thun? Mußte er nicht, im Nachklang einer ſo kriegeriſchen Zeit, ſeiner eigenen Sicherheit zu Liebe, ſo viel als möglich eilen, um des Todten los zu werden? —

Mit angeſtrengten Kräften eilte er daher dem Ziele ſeines fürchterlichen Ganges zu. Aber oft drohte er ſeiner Bürde zu erliegen. Eine Ermattung, die er ſich ſelbſt nicht zu erklären wußte, feſſelte allmählich ſeine Glieder. Bald ſtieg ihm das Blut in betäubender Wallung zu Kopf, und trieb ihm große Schweißperlen auf die Stirne; bald gerann es ihm eiſig um das

Herz, und ſchnürte es ihm in widerlichem Krampfe zuſammen. Seine Kniee waren wie abgeſchlagen, die Füße ſo gelähmt, daß ſie mehr zurück glitten, als vorſtrebten. Seine eigene Empfindung Lügen ſtrafend, raffte er ſich noch einmal auf, und klomm den Rücken des Waldberges hinan, auf deſſen Höhe das ausgebrannte Trümmerwerk emporragte. Da ward der dumpfe Schmerz in ſeinem Innern plötzlich ſchneidend. Jetzt trennte ihn nur mehr ein ſchmaler Steig von der Ruine, welche ſich ſeitwärts von der Straße aus abgeſengtem Zwergholz erhob; er konnte aber nicht mehr weiter. Kraftlos ſank er nieder, daß die Leiche kollernd von ſeiner Schulter fiel, preßte die Hände heftig gegen den Leib, den es wie kreuzweis gelegte Meſſer durchzuckte, und ſchöpfte mit ſteigender Angſt endlich die furchtbare Gewißheit — daß er vergiftet ſeyn müſſe.

Gejagt von dem Sturme der Verzweiflung, drängten ſich an ſeinen Sinnen die Bilder alles deſſen vorüber, was er ſeit Sonnenuntergange durchlebt hatte, und alles beſtätigte ſeine Ahnung, daß er vergiftet ſei. Arabella's Kampf, ihre Augen, ihre eiſigen Hände, ihre Haſt, ihre hingeworfenen Anſpielungen, — kurz Alles erſchien ihm jetzt als Vorbothe des Schickſals, das ſeiner harrte. Und welches Schickſals? Darin lag das Entſetzliche. Er brauchte nicht erſt ſeine Phantaſie zu erſchöpfen, daß ſie ihm Bilder vorſpiegele, die trotz all' ihrer Schrecken doch noch minder ſchrecklich waren, als der kalte nackte, nüchterne Tod! Sein Schickſal lag vor ihm, er hatte ſich den Spiegel mitgetragen, in welchem er ſein eigenes Ich ſchauen konnte, wie es in wenigen Minuten ſeyn würde! Mit der Neugierde

der Verzweiflung raffte er die Linnen von dem Leichname weg, und faßte ihn, und lehnte ihn an einen Baum sich gegenüber, und schaute ihm mit kreischendem Hohngelächter in das monderhellte Antlitz und in die glotzenden, weit aufgerissenen Augen, und rief ihm, die krampfige Hand schüttelnd, zu: „Hollah, Kamerade! So geht es dem, der seinem besseren Sterne den Rücken kehrt, und der Lockung seiner Sinne folgt! So geht es dem, der den klaren Trank der Vernunft verschüttet, um vom Taumeltranke der Leidenschaft zu schlürfen. Sie hat mir den rechten Trank zu geben gewußt, mit dem wir uns Bruderschaft zutranken, weil ich meinen lebendigen Bruder von mir gestoßen! O Richard, o mein Richard!“

Mit diesem Jammergeschrei fiel er sinnlos zu Boden, und blieb, von dem glühendsten Schmerz in seinen Eingeweiden gefoltert, eine Weile liegen. Als ihm die Besinnung wieder kehrte, sah er einen Mann vor sich stehen, der ihn warm bei der Hand hielt, und ihn mit ängstlicher Besorglichkeit, des todten Rastgenossen, wie es schien, gar nicht achtend, ein um das andere Mal beim Namen nannte.

„Großer Gott, was ist dir, Bruder?“ fragt ihn Richard, denn er war jener Mann. — „So sprach meine Ahnung recht? Eine folternde Bangigkeit hieß mich, eh' ich noch die Taverne erreicht hatte, umkehren. Ich bereute, dich so schnell aufgegeben zu haben, denn das ganze finstere Schloß mit seinen Zinnen schien mir unheimlich, um wie viel mehr noch jene singende Sirene, die es recht darauf abgelegt zu haben schien, dich

zu locken und zu umgarnen! Was iſt dir aber? Wie bring' ich dich unſern Ältern wieder?“ —

„„Als einen ſtummen Mann, Richard!““ —

„O ſcherze nicht, Arthur! Ein kaltes Entſetzen faßt mich an, du ſiehſt ſo todtenblaß, deine Augen rollen im Kreiſe, deine Beine ſchlottern, deine Finger zucken krampfhaft. Was ſoll aus dir werden?“ —

„„Was dieſer iſt, — ſchreit Arthur auf, hinweiſend nach dem Leichname, den Richard erſt jetzt bemerkt, — ich bin vergiftet!““

Angedonnert wankt Richard zurück, er kann es nicht glauben, aber des Bruders Antlitz ſpiegelt den durch die Adern ſchleichenden Tod nur zu deutlich.

„Gräßlich, gräßlich!“ bricht nun Richard los, „wie werd' ich heimkehren! Wie den Blick der Ältern ertragen, wenn ſie das anvertraute Kleinod des Bruderlebens von mir zurück fordern! Wie Teuker vor Telamon floh, und ein neues Salamis ſuchte, wird es mich forttreiben, aber ich werde kein Aſyl auf dieſer Erde finden! Denn ich bin Schuld an meines Bruders Tode! Warum ließ ich dich von mir! Warum konnt' ich mich durch das Wort des Bruders erzürnen laſſen! Warum unterdrückt' ich, aus falſcher Scham, den erſten Ahnungslaut, der in meinem Innern rief: Kehr' um, ſuche du ihn, weil er dich nicht ſucht! Doch halte deine fluchtbereite Seele noch zurück! Sage mir, wie, wo, warum es geſchah! Sage mir, wer dieſer Todte iſt! Sage mir mit der letzten Kraft deiner Stimme Alles, damit ich dich, mich, unſere Ältern an deinem Mörder, — oder (ja mein Inneres ſagt es

mir) — an deiner Mörderin räche, — und vielleicht auch den hier!“

Noch einmal rafft Arthur alle Lebenskraft zusammen, um der Herold seines eigenen Unglückes zu werden.

„Also mit dem Abschiedstranke hat sie dich vergiftet!“ ruft Richard, wie wahnsinnig, den zurücksinkenden Bruder mit Mühe stützend! —

„„Ja mit dem Abschiedstranke!““ röchelt Arthur, — „„räche mich!““

Mit diesen Worten sinkt er, und verhaucht in wildem Krampfe sein Leben.

Jetzt erst bricht Richard's Jammer ohne Rückhalt los. Seine Klage hallt fernhin durch den schweigenden Wald, und prallt schauerlich zurück von dem Trümmerwerke des Schlosses Asborn. Wie ein Rasender wirft er sich ein um das andere Mal auf den vielgeliebten Leichnam nieder, zieht bald sein Schwert, entschlossen, seinem Leiden schnell ein Ende zu machen, bald hebt er die Hand zum Wolkenhimmel empor, und schwört, den tödtlichen Trank sie furchtbar entgelten zu lassen. Von diesem heißen Triebe nach Rache beseelt, brütet er über einem entsetzlichen Plane, der auch in wenig Augenblicken schon zur Reife gediehen ist. Mit gewaltsam verhaltenem Schmerze entkleidet er seinen todten Bruder, tauscht Wamms, Mantel, Schwert und Barett mit ihm, hüllt dann die theueren Glieder in sein eigenes Kleid, bedeckt beide Körper mit Reisern, und eilt im hastigen Laufe durch Busch und Dornen von hinnen.

4.

Etwas westlich abwärts hinter den Ruinen von Asborn lag eine kleine Hütte, welche in der kriegerischen Zeit Wegelagerern zum Schlupfwinkel diente. Deswegen blieb sie auch von ihnen, ihres eigenen Vortheiles willen, verschont. Jetzt bewohnte dasselbe ein alter Grubenmann, der einen wiederaufgefundenen Kohlenschacht im Gebirge mit seinen Knechten bearbeitete. In der Hütte dieses Grubenmannes spricht Richard ein, und bringt bei demselben, der sich wenig um den Gemüthszustand seines Gastes bekümmert, den Tag in düstrem Sinne hin.

Auch mehrere Briefe schreibt er allda, und übergibt sie dem Grubenmann, als er Abends von der Arbeit heimkehrt, mit der Bitte, selbe, falls er am kommenden Morgen nicht zurückkehrte, unten auf dem Schlosse Byrnswack erbrechen zu lassen. Zugleich drückt er ihm eine Börse in die Hand, um der Vollziehung dessen, was er wünscht, gewiß zu seyn.

Als es zu nachten begann, macht er sich auf den Weg, und erreicht nach einer kurzen Stunde Schloß Byrnswack. Eine unfreundliche, stürmische Nacht scheint zu seinem stürmischen Innern recht wohl zu passen. Er benützt genau die Angaben, die ihm sein sterbender Bruder gleichsam als Vermächtniß, zurückgelassen; hüllt sich tief in Arthur's Mantel, drückt seine blaue, roth und weiß geränderte Mütze weit in die Stirne hinab, und schleicht sich unter das verhängnißvolle Erkerfenster.

Aber im Schlosse ist heute Alles still und finster,

nur in einem entlegenen Flügel schimmert ein matter Schein durch die Fenster. In Arabella's Gemache zeigt sich wohl ein Licht, aber kein lebendes Wesen läßt sich durch die Scheiben gewahren. Richard macht Geräusch, ahmt in Haltung und Geberde seinen armen Bruder nach, und harrt mit ungestüm klopfendem Herzen, ob sich denn nicht jemand zeigen würde.

In der That klingt das Fenster wieder wie gestern und Arabella neigt sich, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, herab. Mit einem Schreie des Entsetzens aber fährt sie zurück, da sie die Gestalt des Jünglings erblickt, den sie längst schon für erkaltet hielt. Hatte sie sich in der Phiole vergriffen, oder war das Gift zu schwach für eine kräftige Jünglingsnatur, oder schwebte über ihm sichtbar Gottes Finger; — kurz, ihr staunendes Gemüth findet keinen anderen Ausweg, als sich zu fassen, und was gestern mißglückte, heute sicherer zu versuchen. Der Mitwisser ihres Verbrechens lebt, sie sieht sich verrathen, sieht sich den Gerichten des Landes überliefert, und vielleicht bald in ihren eigenen Netzen gefangen. Fassung ist also vor Allem nöthig, und sie gibt in ihrer schrecklichen Lage wieder einen Beweis, wie sehr das Weib Meisterinn des Augenblickes ist. Das Staunen des Entsetzens in Überraschung der Freude umlügend, neigt sie sich zum Erker hinab, und überzeugt sich nun vollends von der Wahrheit dessen, was sie noch immer nicht recht zu fassen weiß.

„„Ich habe das Kleinod, das du mir anvertrautest, auf Asborn abgesetzt, und komme nun, meinen Lohn zu hohlen!““ lispelt Richard mit verstellter Stimme empor, — „„bist du's zufrieden?““

„Also wirklich Arthur!“ stöhnt Arabella, während sie ihm „Schönen Dank!“ hinablispelt. Die Macht des Giftes ward an ihm zu Schanden, aber er darf nicht leben, wenn sie leben soll. Ihr Herz, in dem ein Funke Menschlichkeit, wenn auch gewaltsam unterdrückt, noch glimmt, regt sich zwar, und sträubt sich, wie von Mitleid, oder vielleicht von mehr als Mitleid erfaßt, — aber sie muß jede Neigung zurückpressen, wenn sie nicht zur Feindinn des eigenen Lebens werden will. Er muß noch einmal einen Trunk thun, muß noch einmal auf die Ruine, muß neben jener Leiche zur Leiche werden; nur wenn man die beiden Körper neben einander findet, ist jeder Verdacht aufgehoben.

„Willst du nicht herauf,“ ruft sie so sanft und lieblich, als es der schwarze Plan in ihrer Seele zuläßt.

„„Nein, komm lieber du zu mir,““ schöne Arabella, flüstert er empor. — „„Der Sturm hat sich gelegt, der Himmel klärt sich, und der Mond tritt aus den Wolken. Wir wollen zuerst der nächtlichen Stille genießen, und dann in deinem Gemache, wie gestern, mit einem erquickenden Trank uns laben.““

„So harre denn, — ich komme“ entgegnet sie, und schließt das Fenster. Ehe sie aber hinabeilt, mischt sie noch zweifach so viel Gift als gestern in den Goldbecher, und stellt ihn, seiner Wirkung gewiß, auf den Schrank.

Richard erwartet Arabellen schon am Nachen, den er am Ufer des See's bereit hielt. Sie öffnet das bewußte Pförtlein, und eilt mit erlogener Fröhlichkeit auf ihn zu. Der Mond, so eben hinter dichteres Gewölk zurückgetreten, begünstigt Richard's Vermummung. Die schuldbewußte Schöne zögert an-

fänglich, das Boot zu besteigen. Als aber Richard dringend darauf besteht, und auf die einzelnen Lichter im Schlosse weist, deren Verlöschen er zu erwarten vorgibt, eh' er die Schwelle desselben zu betreten wagte, sträubt sie sich nicht länger, seinem Wunsche nachzugeben.

In langen Ringeln fallen ihr die braunen Haare über Nacken und Schultern; ein leichtes Nachtkleid umhüllt die feenartige Gestalt, und in ihrem leidenden, vom blassen Mondsilber übergossenen, Antlitze mochte selbst für den noch Reiz liegen, der wußte, daß es der Seelenspiegel einer Giftmischerinn sei. — — Mit banger Zudringlichkeit schmiegt sie sich, als sie kaum den Nachen bestiegen, dem schweigenden Schiffer an, der, abgewandt von ihr, lässig mit dem Ruder die Fluth theilt.

„Was bist du doch so still, Arthur von Andoch," schmeichelte ihm Arabella, sich fester an seinen Arm drängend. — „Was hast du, Stiller, Geheimnißvoller?"

Keine Antwort. Nur sein Arm zuckt krampfhaft zurück, daß ihre Hand, ohne Erwiederung gefunden zu haben, niedergleitet. Die Nacht ist indessen dunkler geworden. Ein plötzlicher Wind fängt aus dem Berggeklüft hervorzublasen an, und stört die Ruhe des See's. Sie haben nun seine Mitte erreicht, er wird unruhiger, gährt, ruckweise murrend, auf, und legt sich wieder, wie ein Raubthier, das auf einen Fang lauert, und manchmal lüstern auffährt, aber seine Stimme wieder dämpft, um sich nicht vor der Zeit zu verrathen.

Ein heftiger Windstoß schaukelt jetzt den Nachen, daß Arabella, ängstlich den Fährtmann umklammernd bittet: „O zurück, Arthur, zurück!"

„„Zurück?““ lacht Richard, mit kaltem Hohn, in die Nacht hinaus.

„Was haſt du Räthſelhafter! — Siehſt du nicht, der See geht hoch — willſt du, daß wir ertrinken?“

„„Ertrinken! das iſt das Looſungswort!““ ſchreit Richard, ſeinen Mantel zurückſchlagend, indeß ihm der Sturm die Mütze vom Haupte reißt! — „„kennſt du mich, Mörderinn meines Bruders?““

Ein lauter Schrei iſt Alles, was Arabella, wie vom Donner niedergeſchmettert, hervorbringen kann.

„Erbarmen,“ wimmert ſie, als ſie ſich von ihrer Ohnmacht erhohlt, „Erbarmen! Verdamme nicht ehe du gehört.“ —

„„Ich hab's gehört, Entſetzliche; hab's aus meines ſterbenden Bruders Munde gehört, dein Trank hat ihm den Tod gegeben. — „Räche mich!“ war ſein letztes Wort.““

Dies donnert er auf die Knieende nieder, windet ihre flatternden Locken um ſeine Fauſt, und zerrt ſie mit ſinnloſer Wuth an den Rand des ſchwankenden Nachens. Umſonſt hängt ſie ſich an ſeine Knie, umſonſt ſchwört ſie Reue, umſonſt verſpricht ſie ſclaviſche Genugthuung; er iſt taub für alle Bitten, blind für die Ströme von Thränen, die über die verzerrten Spuren jugendlicher Schönheit herabquellen, ehern für jedes Umfangen, jede Berührung, jedes lebenfordernde Drücken und Preſſen, wodurch ſie Arthur'n ſelbſt in ſeiner Sterbeſtunde noch Verzeihung abgeſchmeichelt hätte.

„„Trank für Trank,““ knirſcht er, im Ausbruche der glühendſten Rachſucht; — „„trinke du nun im See den Tod, den er aus deinem Becher getrunken! — Und ſollt' ich in alle Ewigkeit an dich gekettet, die Tiefe

dieſes See's bewohnen müſſen, — dich rettet kein Gott mehr aus meinen Händen! Trank für Trank, und Blut für Blut!“

Hinunter drückt er ihr nun das Haupt, daß die Lippen den tödtlichen Wellentrank in röchelnden Zügen einſchlürfen müſſen. Da verliert der Kahn das Gleichgewicht; er ſelbſt, ihr Haar noch um die Fauſt gewunden, ſtürzt mit ihr in die Flut hinab, und der ſchwarze Mund des See's hat beide verſchlungen. Ein Blitz ziſcht ihnen nach, — und kräuſelnd ſchließt ſich über ihnen die rächende Flut.

5.

Am andern Morgen bewegte ſich im Schloſſe Byrnswack Alles hin und wieder. Die Nachricht des alten Grubenmannes aus dem Asborn-Walde, der den Junker Richard umſonſt zurück erwartete, und ſeine Briefe, hatten dieſe Bewegung hervorgebracht. Man wollte ihm Anfangs gar nicht glauben. Die Schloßfrau ganze Tage lang nicht zu ſehen, war man bereits gewöhnt; indem es dann gewöhnlich eine, etwas ſtrenge, auf Kerker und Ausgangsverboth hinausgehende, Abrechnung mit ihrem alten Gemahle galt. — Von einem Oheim Arabellens wollte man nichts wiſſen. Da man aber Arabellens Zimmer offen, des Lord's Gemach leer und im ganzen Schloſſe, trotz alles Nachſuchens und Rufens, nicht die geringſte Spur von beiden fand, ſo ſendete man wirklich Bothen nach den Stellen aus, die in den erbrochenen Briefen bezeichnet waren. Bald kehrten auch die Bothen zurück, und brachten aus dem Asborn-Walde die Leichname des Lords und des fremden Jünglings, vom See aber

die Mütze eines Ritters, und den Gürtel Arabella's, so daß über die Wahrheit dessen, was der Grubenmann aussagte, und die von ihm vorgezeigten Briefe bestätigten, kein Zweifel mehr blieb.

Was man aus letzteren, aus dem Geständnisse des Castellans, der des harten Schloßherrn eben so harter Knecht war, und aus den höchst wahrscheinlichen Muthmaßungen der übrigen Schloßbewohner, rücksichtlich des Beweggrundes entnehmen konnte, der Arabellen zu zweifachem Giftmorde getrieben haben mochte, war Folgendes:

Arabella war das Kind armer Ältern, nach deren Tode sie ein reicher, aber geiziger Oheim, weil sie schön, und darum auch für eine Wucherseele, wie die seinige einträglich zu werden versprach, zu sich in das Haus nahm. In einem Alter von 17 Jahren lernte sie ein Jüngling kennen, der ihr ganzes Wesen so sehr einnahm, daß sie nichts empfand, nichts dachte, nichts begehrte, als ihn. Dem planreichen Onkel kam das, wie leicht denkbar, in die Quere. Der Gegenstand eines Gefühles, das ihr die Freiheit über sich, und ihm die Freiheit über sie zu nehmen drohte, mußte für lange, wo möglich, für immer entfernt werden. Bruce, der unglückliche Schottenkönig, brauch'e Leute; Arabella's Oheim wußte den schönen, kriegerischen Abgott seiner Nichte unter die Zahl der ersten Schaaren zu bringen, die für Fürst und Vaterland ein Opfer wurden, ohne mit ihrem Blute den Baum der Freiheit zu begießen. Nicht genug aber: an des verlornen Geliebten Stelle suchte der hartherzige Mann seiner halbverzweifelten Ziehtochter einen gefühllosen, tyrannischen Gemahl, den Lord Byrnswack, aufzudringen, der im

ganzen Hochlande der Devil von Byrnswack hieß. Arabella both alle Mittel auf, welche dem weiblichen Herzen zu Gebothe stehen, um zu rühren, zu schrecken, oder abzustumpfen, — — aber der Preis des Bündnisses war reicher Lohn für den Oheim der schönen Braut, und dieser Oheim war reich, also wohl auch lüstern, noch reicher zu werden. Zweimal entfloh die arme Gepeinigte, und irrte in den Wäldern um Edinburgh, mitten im Getümmel des Krieges umher, — aber Krieg, Wuth der Wegelagerer und Beschwerde des Umherirrens rieb sie nicht auf, um sie einem herberen Schicksale zu überlassen. Beide Male wurde sie zurückgebracht und nur noch härter als vordem gehalten. Noch ein drittes Mal gelang es ihr zu entkommen, aber auch dießmal griff man sie auf und schleppte sie nun nicht mehr zu ihrem Oheim, sondern geraden Weges auf Schloß Byrnswack, wo sie mit dem Lord vermählt wurde. Getrennt von allen Verwandten, selbst von ihrem Oheim, der ihr gegen den Devil von Byrnswack jetzt noch ein Engel schien, im Herzen kein anderes Gefühl, als Liebe zu ihrem hingeopferten Geliebten, Schmerz um ihn, Haß gegen seinen Mörder, Abscheu vor ihrem aufgedrungenen Gatten, lebte sie durch dreißig Monden das Qual-Leben einer Gefangenen. Ihr Gatte sah sie nur an, um sie zu schrecken; sprach nur mit ihr, um sie zu verwunden; gönnte ihr die geringste Freude nur als Folie, auf welcher eine nachfolgende Entbehrung um so greller abstäche. Kurz, er verstand vom Grund aus die Kunst, sich einem Herzen ganz verhaßt zu machen, um es desto peinlicher zu quälen, wenn er es zur Liebe zwänge.

Lange trug sie dieses eherne Joch mit stiller Hin-

gebung. Als aber der Lord ſich nicht mehr damit begnügte, ſie nur zu quälen, ſondern auch mit frecher Hand in die heiligſten, unantaſtbarſten Saiten der Weiblichkeit zu greifen verſuchte; da keimte ein gräßlicher Gedanke mit einem Worte, das ſie zuerſt von ſeinen Lippen gehört, in ihrem Innern auf, der Gedanke: — Mord. Und dieſer Gedanke iſt — Kind im erſten Augenblicke ſeines Lebens, im zweiten — Rieſe. Rieſig ſtand es mit einem Mahle vor ihr: „Nur ſein Tod bricht deine Ketten!“ — Was kann ein ſchönes Weib, ſelbſt wenn es ein Drache bewacht, ſich nicht durch Liſt erſchleichen, wenn es gilt, ihre Leidenſchaft an's Ziel zu bringen. So hat ſich wahrſcheinlich auch Arabella Gift zu verſchaffen gewußt, mit welchem ſie den Lord, als ſie ihn auf ihr Zimmer gelockt, tödtete. Aber Blut gleicht jenem unverlöſchlichen Feuer, das, einmal entzündet, ſelbſt unter dem Waſſer der Reue fortbrennt, bis es Alles ringsum aufgezehrt. Den Lord zu vergiften — war leicht; den Leichnam des Lords wegzuſchaffen, — aber ſchwer, faſt unmöglich. Einen Diener in's Vertrauen zu ziehen war zu gefährlich. Sie mochte daher einen Fremden in das Netz zu locken geſucht haben, der, wenn er den Leichnam weggeſchafft, mit ihrem Gatten ein gleiches Loos theilen müßte. Daß dieſes Arthur'n traf, war gewiß ihr ſelbſt am ſchmerzlichſten: aber wer einen Schritt zur böſen That gethan, muß auch den letzten thun. Wenn man im tiefen Walde, nach der Ruine von Asborn, von der man ohnedieß ſo Manches ſich erzählte, neben dem Leichnam ihres Gatten einen zweiten fände, ſo wäre — dachte ſie — jeder Verdacht von ihr entfernt. Die Trümmer des Schloſſes Asborn hatte ſie höchſt wahrſchein-

ſich darum gewählt, weil bis dahin das Gift ſeine Wirkung gethan haben mochte, und die Gegend umher zu einſam war, als daß dem Sterbenden Jemand hätte zu Hülfe kommen können. Doch Gottes Gerechtigkeit hatte es anders gefügt. — So viel ergab ſich aus den vorliegenden Dokumenten, den genaueren Hergang mußten Vermuthungen erſetzen.

Das iſt beiläufig die Erzählung, die mir in ihren Umriſſen und Grundlinien der alte Fiſcher als den Stoff der Ballade angab, deren Abſingung mich herabgelockt hatte; — aus meiner Feder floß ſie vielleicht zuſammenhängender und wahrſcheinlicher; erſchütternder aber und kräftiger klang ſie gewiß im Munde des rauhen und kräftigen Naturmenſchen. Er hielt ſich, ohne es zu wiſſen ſtreng an die Idee der göttlichen Nemeſis, welche wie ein ſchwarzer Faden durch die ganze Sage läuft, und ſtempelte jede Unwahrſcheinlichkeit durch den Beiſatz: „Beim St. Cuthbert! ſo war's!“ zur unläugbaren Gewißheit.

„Beim St. Cuthbert, ſo ſagt es der Vater dem Sohn, und der Sohn dem Enkel!“ waren auch die Schlußworte ſeiner Erzählung, und mit ausgeſtrecktem Finger auf die Mitte des See's weiſend, in welchem es ſich allmählich, wie ein kleiner Wirbel, zu drehen begann, fügte er hinzu: „Seht Ihr dort drinnen war's, wo ſie unterſanken, und wenn der See ſtürmt, ſo ſoll man noch unter der Oberfläche, wie unter einem Glaſe, den Junker Richard ſehen, wie er Arabellens Haar um die Fauſt gewunden, auf ſchwankem Boote die Wellen durchfliegt. Sah ich es auch ſelbſt nicht, ſo ſah es doch mein Großvater, und der wird meinen Vater ſo wenig belogen haben, als dieſer mich!“

Mit warmem Danke drückt' ich dem Alten ein Goldstück in die Hand und bat ihn, mir den kürzesten und bequemsten Weg zur nächsten Herberge anzugeben.

„Dieser ist noch immer derselbe," entgegnete er, „welchen Richard gewandelt, vorüber an jenem weißlichten Trümmerwerk über den Asborn-Bühel. Seht Euch droben nur nicht um, der Anblick hat selbst für Unsereins etwas Eigenes, um wie viel mehr für einen so gefühlvollen Gentleman, als Ihr seid: die schwarze Ruine dort — die Sünde, die weiße hier — die Rache, und der See in der Mitte — die Sühnung! Sagt noch einmal, daß ein roher Schotte, dessen Element das Wasser ist, so ganz sinn- und herzlos sei."

Mit diesen Worten schüttelte er mir zum Abschiede die Hand, und setzte sich wieder zu seinen Cameraden, während ich in meine Kutsche einstieg, die mir längst schon nachgekommen war, und, erfüllt von der Bedeutung der Punkte, die mich umgaben, den Asborner-Bergrücken langsam hinanfuhr. Ich war kaum zur Anhöhe gekommen, als es wieder vernehmlich, wie früher, zu mir emporklang:

„Die blasse Maid im wilden Arm,
„Ihr Haar in grimmer Faust,
„So geht es auf, so geht es ab,
„Daß alles sauf't und brauf't,
„Sie tauchen nieder, —
„Kommen wieder;
„Schlürfen, ringen,
„Klagen, singen:
„Rüstig durch den See, mein Boot,
„Trank für Trank, und Tod für Tod!"

Meiſter und Schüler.

Der Flötiſt Flüſterer war ein wackerer Muſikus, aber im übrigen ein höchſt poſſirliches Männlein von ungemein verliebter Natur. Er betrieb die Kunſt zwar als Profeſſion, gab Unterricht für Geld, war Mitglied einer fürſtlichen Kapelle, und wirkte bei allen öffentlichen Productionen, gegen billigen Ehrenſold, mit; deſſen ungeachtet konnte man ihn mit vollem Rechte einen Kunſtliebhaber nennen, denn ſeine ganze Kunſt betrachtete er nur als Vehikel der Liebe. Er hatte trockene Lippen ohne Liebe, zu kurzen Athem ohne Liebe, kein Portamento ohne Liebe, keinen Takt ohne Liebe. Wenn er keinen Gegenſtand hatte, dem er huldigen konnte, ſo waren für ihn unfreiwillige Ferien. Zum Glücke begnügte er ſich auch mit Idealen, die von ſeinen Gefühlen nichts ahnten, wenn es nur ein günſtiges Schickſal ſo fügte, als ob ſie ihn bemerkt zu haben ſchienen, was bei ſeiner Eitelkeit eben nicht ſchwer hielt. Eine Dame brauchte nur, während er ſpielte, mit dem Schnupftuche ſich über das Geſicht zu fahren, ſo glaubte er, ſie trockne ſich eine Thräne, die ihr ſein Spiel entlockte. Ein flüchtiges Lob von ſchönen Lippen galt ihm für einen Herzensſieg, den er ſich erflötet; ein leiſes Hinüberneigen eines Mädchenkopfes zum Ohre der Nachbarinn für die Mittheilung eines Geſtändniſſes, das er durch ſeine Töne entſiegelt. Wenn ſich aber gar

eine schelmische Schöne den Scherz machte, ihn zu versichern, seine Flöte sei ein Erbstück des Tamino, das Herzen bezaubern könne — da war es um seine Fassung geschehen, dann hing er an seinem Instrumente, wie die Biene an einem Blumenkelche, und zerfloß wehmüthig in schmelzenden Fermaten. In solcher Stimmung ihn blasen zu sehen, war ein noch größerer Genuß, als ihn blasen zu hören, wiewohl er unbedingt der trefflichste Künstler in der ganzen Stadt war. Mit dem rechten Auge verschlang er die Noten, während sein linkes über das Pult hinaus blinzelnd, auf die Herrliche schielte, die er sich zur Muse erkoren hatte.

Sein breiter Mund spitzte sich mehr und mehr so appetitlich rund zu, als ob er nicht blase, sondern küsse. Seine aufgedunsenen Wangen schrumpften zu faltigen Trichtern ein, und die Ader, quer über die gerunzelte Stirne, schwoll ihm an, als wäre sie die Füllröhre, durch welche die Töne aus seinem Kopfe in das empfängliche Holz niederströmten; seine Ellenbogen hoben und senkten sich, wie die Flügeldecken eines erwachenden Nachtfalters um so ungestümer, je tiefer sein kurzer Hals zwischen den Schultern einsank. Er hauchte die Töne nicht in die Flöte, er sprach, er sang, er declamirte sie hinein, und wer den Organismus der Lippen versteht, hätte aus seiner lebhaften Lippensprache leicht das Wort für jede Note errathen können. Sein linkes Auge aber verlor die Richtung nie, und wenn sein Solo zu Ende war, und er sich die klaren Schweißperlen des Enthusiasmus von der Nase wischte, da beobachtete er jede Miene seiner Angebeteten und Angeflöteten genau, und verneigte sich, wenn auch ein ganzer Saal ihm applau-

dirte, nur gegen sie, und lächelte so zufrieden, so kunstverklärt, so gunstbewußt, als ob er den Preis des Lebens errungen hätte. Ein Glück für ihn war es, daß die Flöte kein Damen-Instrument ist; hätte er eine reizende Schöne zur Schülerin bekommen, so hätte er sich gewiß einmal in süßer Überschwenglichkeit des Gefühles zerblasen, und zu den Füßen der unschuldigen Zauberin wäre plötzlich eine verhallende Flöte gelegen, aus sieben Löchern wehmüthig nachtönend: „In diesem buchsbaumenen Sarge ruht dein Lehrmeister!“ In Privathäusern fand man den guten Flötisten Flüsterer selten, nur wo es Familienfeste gab, die ein blankes Thalerstück eintrugen, oder ein leckeres Souper versprachen, wodurch ein karges Abendbrot in der Schenke erspart wurde, erschien er bereitwillig mit seiner Flöte. Der Kaufmann Köhler allein sah ihn auch ohne diese Veranlassung öfter in seinem Hause. Der warme eigenthümliche Sinn für echte Musik, welcher dieser ganzen Familie anklebte, war für Flüsterer's Herz ein erquickliches Labsal. Hier konnte er seine Jeremiaden über modernen Singsang, über Verflachung der Conzertmusik, über sündlichen Walzertaumel und wälschen Opern-Schnickschnack, ungeneckt laut werden lassen. Hier galt noch die alte Schule, in welcher Flüsterer reifte; hier war noch Empfänglichkeit für regelmäßigen Satz und einfache Cantilenen. Köhler, selbst ein gewandter Musiker, der fast alle Instrumente mit Fertigkeit behandelte, arrangirte gewöhnlich ein Quartettchen oder Terzettchen, welches mit einem bürgerlichen Abendmahle beschlossen wurde. Köhler's Leopoldine, ein liebliches zwölfjähriges Mädchen, hatte es

auf dem Pianoforte zwar noch nicht über Pleyel und Vanhal gebracht, wußte aber durch ihren Eifer, ihr feines Gehör und ihren guten Geschmack schon damals Flüsterer's Beifall in so hohem Grade zu gewinnen, daß er oft im Stillen, schmunzelnd sich gestand: „Flüsterer, die wächst für dich heran!“

Als die Kriegsjahre kamen, stellte der Fürst, in dessen Kapelle Flüsterer diente, Jene von seinen Musikern, welche sich dazu bereit erklärten, zur Banda eines Frei-Corps. Flüsterer ergriff die Gelegenheit, mit seiner Flöte auch in die Fremde zu wandern, mit Freuden. Er fand allenthalb Lob und Ermunterung, denn allenthalben gab es schöne Frauen und gefühlvolle Mädchen, welche ihm Beifall schenkten, und wo es diese gab, da war ja Flüsterer, der Künstler aus Liebe, in seinem Elemente. Vier Jahre trieb er sich so in Haupt- und Landstädten, in Märkten und auf Schlössern umher. Endlich machte die Wendung des Kriegsglückes das Frei-Corps, unter dessen Hautboisten er die erste Rolle spielte, überflüssig, und mit einem runden Sümmchen versehen, kehrte er in seinen früheren Wirkungskreis zurück.

Kaum angekommen, begab er sich in Köhler's Haus, um das alte Band, das ihn an die ehrenwerthe Familie des Mannes fesselte, wieder anzuknüpfen. Man empfing ihn mit freudiger Herzlichkeit, mit jenem wohlthuenden Zuvorkommen, welches beweis't, daß uns die Trennung guten, wahrhaft freundschaftlichen Menschen nicht entfremdet. Er war eben im lebhaftesten Erzählen begriffen, als Leopoldine eintrat, und er betroffen aus dem Conterte fiel, wie ein angstvoller Con-

certſpieler, dem man falſch umgeblättert. Leopoldine, die er als ein zartes, ſchüchternes Mädchen verlaſſen hatte, ſtand nun als blühende gereifte Jungfrau, mit offenem, freien, faſt ſchelmiſchen Benehmen, vor ihm.

Er ergriff, vom Gefühle überwältiget, ihre Hand, und drückte ſie ſo ungeſtüm an ſeine Lippen, als ob es keine Hand, ſondern eine elfenbeinene Flöte wäre. Das Mädchen zog ſie lächelnd zurück und ſuchte den Entzückten wieder in's Geleiſe zu bringen; aber jedes Wörtchen aus ihrem ſchönen Munde potenzirte nur den Enthuſiasmus des ſentimentalen Muſikus, in deſſen Bruſt die lange gehegte Neigung für Leopoldine'n nun plötzlich zur Leidenſchaft aufgelodert war. Mit dem feſten Entſchluſſe, bei nächſter Gelegenheit um ſie zu werben, bezwang er ſich für heute noch, ſo gut es ging, und ſetzte die Skizzen aus dem Wanderbuche ſeiner muſikaliſchen Leiden und Freuden mit ſichtlicher Zerſtreuung fort, manche Anſpielung einſtreuend, welche von Leopoldine'n hätte verſtanden werden müſſen, wenn ſie hätte verſtehen wollen. Voll vom erſten Eindrucke eilte er nach Hauſe, langte die Flöte von Ebenholz mit den ſilbernen Klappen hervor, gegen die er ſeine alte buchsbaumene Freundin auf der Reiſe vertauſcht hatte, und blies bei offenem Fenſter in die ſchweigende Nacht hinaus rührende Moll-Variationen über das Thema: „Leopoldine, du biſt mein! — Mein biſt du, Leopoldine! — Biſt du mein, Leopoldine?“

Der nächſte Sonntag war zu einem muſikaliſchen Abendkränzchen in Köhler's Hauſe beſtimmt. Flüſterer verſprach ſich Wunder davon; er verſprach ſich

nämlich nicht weniger, als daß Leopoldine ſich verſprechen, und auf ſeinen Antrag „Ja“ ſagen würde. Aber nicht auf die alltägliche gemeine Weiſe, wie andere Bittwerber, gedachte er ſeine Werbung anzubringen. Muſikaliſch wie ſein ganzes Leben, ſollte auch ſeine Bitte um Einlaß in das Pförtchen des Eheſtandes ſeyn. Er hatte ſich in die Coda des Concertſtückes, das er vorzutragen beabſichtigte, — ein Thema von eigener Compoſition eingelegt, in welchem er ein wirkſames Probeſtück ſeiner Kenntniſſe der muſikaliſchen Sprache abzulegen hoffte. Es enthielt, wie es ihm wenigſtens vorkam, deutlich die Worte: „Schöne Leopoldine, wollen Sie der himmliſche Ton ſeyn, zu welchem meine Liebe, für alle Zukunft, die reine Terze bilden darf?“ — Drei halbe Noten am Schluſſe, mit ſchmelzender Doppelzunge, Forzando geflötet, ſollten wie ein Echo ihre Gewährung, bei ſchweigendem Accompagnement, nachklingen: „Ja du willſt!“ — Er betrachtete die Sache als ausgemacht, denn ſein Inſtrument galt ihm für einen Talisman, mit welchem er jedes Hinderniß ſiegreich wegblaſen könnte, ohne zu bedenken, daß er ſein Glück nur einem Lufthauch anvertraute.

Der ſonnige Sonntag erſchien, und reifte bis zum Abende. Mit ſeiner treuen Flöte, als mit ſeinem Glücke im Schubſacke, flog er dem Hauſe der Angebeteten zu. Eine kleine Zahl alter und neuer Freunde war verſammelt; Flüſterer glänzte vor Seligkeitsahnung, denn jedes Augenpaar ſchien ihm ein Doppelſpiegel des Sieges, deſſen er in Kürze zu erfreuen ſich bewußt war. Der laue Frühlings-Abend war zu lockend, als daß man ſeinen Lüften die Fenſter hätte verſchlieſſen mögen.

Blumendüfte hauchten aus dem Nachbargärtchen herüber, Blumendüfte athmete Flüſterer in vollen Zügen, um Lenzgefühle in ſeine Flöte zu fliſtern. Ein Gaſt, den man noch zu erwarten ſchien, zögerte ſo lange, daß Köhler, Flüſterer's Künſtler-Unruhe bemerkend, die Muſik beginnen ließ. Schon während der Ouvertüre, welche von einem Streich-Quartette ausgeführt wurde, begann Flüſterer ſeine Koketterien mit ſeiner Flöte, und durch ſie mit Leopoldine'n. Er ſtreichelte die Schöne von Ebenholz, wie die Wangen einer Geliebten, und ſchielte dabei auf Leopoldine'n hinüber, als wollte er ihr ſagen: „Sie glauben, ich ſtreichle meine Flöte, nein, Engelchen, ich ſtreichle Ihre Wangen!“ — dann ſetzte er die Flöte an die Lippen, und küßte ſie und wendete ſie nach allen Seiten, wie einen Telegraphen, und glitt mit leiſen Fingern über die Silberklappen hin, und blätterte in den Noten, bog Ecken ein und glättete die eingebogenen ſo gewichtig und bedeutungsvoll, als ob er damit etwas ſagen wollte, was Leopoldine'n, die ihm gegenüber ſaß, nicht unverſtändlich wäre. Sie ſchien es auch zu verſtehen und ein leiſes Lächeln, das auf ihrer Stirne - Ironie war, glänzte von Flüſterer's Stirne, als nicht getreuem Spiegel, wie Entzücken, wieder.

Endlich kam ſeine Numer, die Numer der er ſein Glück vertraut hatte, und mit kühner Zuverſicht ſetzte er die Flöte an. Wie Worte klangen die Töne, die er ſeiner treuen Freundin zu entlocken wußte. Die lächerliche Individualität des Künſtlers verſank in dem Fluſſe des Wohllautes, der ſeinen Lippen entſtrömte, die Kunſt machte wirklich eine große Kunſt an ihm, ſie

machte ihn liebenswürdig, so lange er blies, doch ausgeblasen war ausgeblasen. Selbst Leopoldine vergaß der überaus komischen Verzerrungen, mit denen er sein Spiel begleitete, und vergoß Thränen der Rührung. Man sagt: „Thränen sind Wasser;“ Leopoldine's Thränen waren Öhl, sie fachten Flüsterer's Feuer bis zum Unglaublichen an. Jetzt kam die Pointe des Concertstückes: das Thema, das er sich eingelegt. Er trug es mit bewunderungswürdigem Schmelze vor, mit einem Schmelze, der zu schön war, um Virtuosität zu heißen. Sein Leben lag in den einfachen Noten, und ein Leben, in Tönen ausgesprochen, ist immer eine schöne Sache, wenn's auch das Leben eines armen Musikus wäre. Verhallend klangen die verhängnißvollen drei halben Noten nach, in welche Flüsterer die Antwort auf seine Werbung gesetzt hatte. In gespanntester Erwartung stand er, und herzlicher Beifall, Beifall von Leopoldine's Händen mitgeklatscht, belohnte ihn, als in die kurze Pause, welche dem Triumphe des Künstlers folgte, ein schwellender Flötenton durchs offne Fenster hereinklang.

Ein unbekannter Künstler begann in die Melodie des Thema's einzufallen, welches Flüsterer eben vorgetragen hatte, und blies es ihm Note für Note, mit gleicher Fertigkeit, mit gleichem Gefühle nach. Flüsterer erstarrte zur Bildsäule, seine kleinen stechenden Augen suchten den Boden, große Schweißtropfen traten auf seine Stirne, seine Linke ließ die Flöte sinken, wie der Sieger das Schwert, mit dem er eben den glänzendsten Sieg erkämpft zu haben glaubte. Die ganze Gesellschaft horchte hoch auf, und Leopol-

dine saß, mit feuchtem, aber lächelndem Auge, als ob sie erriethe, woher die Töne kämen. Und diese klangen fort und fort, und gaben dann das Thema in hüpfenden Triolen variirt, wieder, und übersetzten es dann in sanft gleitenden ℔ Takt, und hauchten es dann, schmelzender in einem wehmüthigen Minore. Flüsterer stand regungslos; ein seltsamer Kampf schien in seinem Innern zu arbeiten. Jetzt stürmte der unbekannte Spieler durch alle Wendungen des Thema's noch einmal im lebhaftesten Allegro hin, und schloß, leise verhallend, mit den einfachen drei halben Noten.

Da hielt sich Flüsterer nicht länger, und ungestüm seine Flöte wegschleudernd, die zum Glücke auf Leopoldine'ns Stickrahmen flog, brach er in wüthendes Beifallgeklatsche aus. — „Den gewaltigen Ideendieb", schrie er, „muß ich kennen lernen! Wo ist er? wo ist er?"

„Das ist mein Heinrich!" rief Leopoldine, unter Lachen und Weinen an's Fenster springend, während Flüsterer, auf Köhler's Zuruf nicht achtend, der Thüre zurannte.

Indessen ging die Thüre auf, und herein trat ein schöner, junger Mann, eine Flöte in der Hand, und fühlte sich, ehe er noch erkannt oder genannt wurde, von Flüsterer's Armen ungestüm umschlungen.

„Ja — Sie sind's, Sie sind's," sprach Flüsterer, dem Eintretenden das Wort durch feurige Küsse erstickend; aber wer, wer sind Sie? Wie heißen Sie? ich muß Sie kennen lernen! Sie haben mir zwar meine Gedanken gestohlen, aber solch einem Künstler verzeih' ich Alles!"

„Flüſterer,“ entgegnete der junge Mann, ihm ſeine lebhafte Begrüßung herzlich erwiedernd, „der Schüler grüßt dankbar den Meiſter! Kennen Sie denn ihren Schüler Heinrich nicht mehr?

„O Du Wetterburſche!“ rief Flüſterer, zurücktaumelnd und ſeinen ehemaligen Schüler mit Entzücken meſſend, „Du — Du biſt's! In vier Jahren haſt Du's ſo weit gebracht?!“

„Ja“ — verſetzte Heinrich, „und noch weiter! — ſogar Herzen erflöten haben Sie mich gelehrt. Ein Herz hab' ich mir errungen, welches Sie zuerſt für die Töne dieſes Inſtrumentes empfänglich machten!“

„Heinrich iſt der Bräutigam meiner Tochter!“ bemerkte Köhler mit ſichtbarem Wohlgefallen an dem jungen Manne, an deſſen Halſe Leopoldine ihr inniges Gefühl ausweinte.

Flüſterer maß ſeinen Schüler, maß Leopoldine'n, maß ſeinen Freund Köhler, und ſah ein, daß es Ernſt ſei. Wie ein greller Mißton, wie ein vergeſſenes Kreuz oder Be, zuckte es durch ſeine Seele. Alle ſeine ſchönen Hoffnungen und Plane waren mit Einem Male vernichtet; — aber ſie waren vernichtet durch Waffen, die er ſeinem Beſieger ſelbſt in die Hände gegeben hatte. In ſeiner Niederlage b[illegible]and ſein Ruhm. So tief ihn daher ſeine Enttäuſchung wegen Leopoldine'n niederdrückte, ſo ſehr erhob ihn das Bewußtſeyn, ſeinem Schüler eine Macht verliehen zu haben, die er ſelbſt zur ungünſtigen Stunde auszuüben verſuchte. — „Du biſt ja nicht überwunden, tröſtete er ſich ſelbſt — du ſpielteſt als Meiſter in deinem Zöglinge, und was überwältigend von ſeinen Lippen ſtrömte, war

Hauch, von deinen Lippen übertragen auf seinen Mund.“ —

Der Künstlerstolz hatte den Sieg über seine Liebe errungen, und mit hervorbrechenden Thränen warf er sich an Heinrich's Brust, küßte ihn herzlich, und rief, ihm warm die Hand schüttelnd: „Freund, Sie machten mir Ehre; nehmen Sie meinen Glückwunsch zu den goldenen Früchten, die Ihnen der Fleiß in meinen Lectionen eintrug!“ — Nicht wahr, der alte Flüsterer versteht sich auf seine Kunst! das beweisen seine Schüler. Sie soll leben die edle Musika! Sie kann für viel entschädigen, ich will ihr treuer Verehrer bleiben, bis es ausgeblasen ist in alle Ewigkeit!“

Jeder Mißton war gehoben; herzliche Freude beseelte die ganze Gesellschaft, und den Beschluß des musikalischen Abend's machte ein concertantes Duo aus dem Stegreife, vorgetragen von — Meister und Schüler.

Das Schloſs des Liebenden.

1.

Nicht weit von den Ufern der Seine erhob ſich vor langen Jahren ein ſchauriges Schloß, von hohen Mauern und tiefen Gräben umgeben. Vier ſpitze Thürme mit knarrenden Wetterfahnen ragten an den Ecken der Ringmauer ernſt und düſter empor. Dunkler Epheu kroch an den Wänden hinan, und drängte ſich wuchernd in die Steinſpalten, als wollte er einen lebendigen Kitt für die Ewigkeit bilden.

In dieſem Schloſſe wohnte vor mehr als fünfthalb Jahrhunderten ein unglücklicher Burgherr, deſſen traurige Geſchichte ein Gegenſtand rührender Sagen und herzergreifender Lieder geworden iſt. Seit ſeinem Tode blieb das Schloß unbewohnt und unbetreten. Nur Eulen niſteten in den hochgewölbten Sälen; der Wind pfiff unheimlich durch die zerbrochenen Scheiben der modernden Fenſterrahmen; widerlich knarrten die faulenden Thürpfoſten, und das eintönige Geklapper losgeriſſener Dielen ſtimmte geſpenſterhaft in das Geächze und Gekrächze der Raubvögel, welche die Zinnen und Warten zum Tummelplatze erwählt hatten. Nur Schlangen und Molche hausten in den unterirdiſchen Gängen und Gemächern, wo ihnen der Schlamm, den die überſtrömende Seine zurückließ, einen erwünſchten Aufenthalt darbot. Selbſt der unerſchrockenſte Mann würde es nicht gewagt haben, eine Nacht über in dieſem Schloſſe zuzubringen.

Man erzählte ſich nämlich, daß mit dem zwölften Glockenſchlage ein ganz eigenes, unheimliches Treiben in den öden Wänden beginne. Ein feuchter Moderduft erfülle die Hallen; wie Waffenklirren rauſche es durch die Gänge. Die Geſtalt eines alten weißlockigen Siedlers ſchleppe ſich, unter langgedehnten Seufzern, die Bruſt ſich ſchlagend und den Bart ſich raufend, über den Hof, und den Beſchluß des Spukes mache der Geiſt des Burgherrn ſelbſt. Schweigend trage er ein blaſſes Mädchen, ſchmerzlich ſtöhnend, die ausgebrochenen Stufen empor und ſinke, wenn die Thurmuhr Eins brummt, mit ihr wieder in das Schuttgewölbe hinab.

2.

Der Burgherr nannte ſich Windal. Er war an den Ufern der Themſe geboren. Da er aber in ſeinem düſteren, nebeldumpfen Vaterlande beſtändig krank und traurig war, ſo ſchiffte er ſich, noch ziemlich jung, nach Frankreich ein, um unter dem reinen Himmel dieſes Landes ſeine Geſundheit und Heiterkeit wieder zu gewinnen. Nachdem er manche Städte beſucht, manche Gegenden durchreiſet hatte, ſo dachte er daran, ſich auf einem Puncte, der ihm beſonders zuſagte, niederzulaſſen. Seine Wahl fiel auf die Umgebung der alten Lutetia, welche dem heutigen Paris zur Grundlage diente. Damals war dieſe Stadt freilich noch nicht ſo ungeheuer, als ſie es in unſeren Tagen iſt. Sie bedeckte noch kaum eine winzige Inſel des Stromes; aber berühmt war ſie auch damals ſchon durch die Herrlichkeit einiger Gebäude, mit welchen die römiſchen Cäſa-

ren ſie geſchmückt hatten, und durch die Güte des Weines und der Feigen, welche die benachbarten Gegenden darbothen.

Das Gehölze, welches ſich noch jetzt vom Marsberge*) bis an den Fluß ausbreitet, lief zu jener Zeit bis an die beiden Brücken hin, welche nach Paris führen. Es war aber damals weit dichter, ſtammreicher und majeſtätiſcher.

Windal war ein leidenſchaftlicher Jäger, und brachte ganze Tage in dieſem Walde zu. Wiewohl er an der Seite des Valeriſchen Berges bedeutende Beſitzungen hatte, ſo beſuchte er ſie doch immer ſeltener, und ließ ſich zuletzt ſogar eine Hütte an den Ufern der Seine bauen, um ſich vor Gewitterſtürmen hinzuflüchten, und ſein Waidwerk von dort aus recht nach Herzensluſt betreiben zu können. Zur Wache dienten ihm einige wilde engliſche Hunde, deren er ſich zugleich auf der Jagd mit beſtem Erfolge bediente.

Nicht ferne von Windal's Hütte unter dem Schatten der älteſten Eiche des ganzen Waldes, erhob ſich neben einem ärmlichen Häuschen eine kleine Kapelle. Ein Siedler, — in der Gegend nicht anders als Bruder Germain von Auxerre genannt, verrichtete den Dienſt in derſelben. Dieſer würdige Greis genoß in der ganzen Umgegend des größten Anſehens und der aufrichtigſten Achtung. Er ſtand im Rufe großer Weisheit, und man kam ſogar aus der Ferne, um ſeinen, auf langjährige Erfahrung begründeten Rath einzuhohlen. Jeder Pilgrim, der ihn beſuchte, ließ ihm

*) Montmartre.

eine kleine Gabe zurück, welche entweder mehr oder minder kostbar war. Der Eine gab Obst, der Andere Milch, ein Dritter Eier oder Geflügel, Mancher sogar ein Goldstück. Die alte Eiche, welche die Kapelle beschattete, war ebenfalls sehr berühmt. In ihrem hundertjährigen Stamme nahm man das Bild der heiligen Jungfrau mit ihrem göttlichen Säuglinge deutlich wahr. Man soll viele vergebliche Versuche gemacht haben, das Bild von dem Stamme zu trennen; so oft man es auch weghob, war es über Nacht immer wieder an seine vorige Stelle zurückgekommen. Wegen dieses wundervollen Begebnisses wurde auch die Kapelle daselbst errichtet.

3.

An einem Frühlingsmorgen, als kaum der Tag zu grauen begann, befand sich Windal wieder auf der Jagd und verfolgte eben einen jungen Hirsch, der ihn durch Dorn und Gestripp neckend, hin und her lockte. Eine gute Weile war er dem flüchtigen Wilde also gefolgt, als es plötzlich in dem schlängelnden Waldpfade, der zur Kapelle führte, sich verlor, und seinen spähenden Blicken entschwand. Von dem Hirsche war nun freilich keine Rede mehr; aber ein anderes Abenteuer nahm Windal's ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Er erblickte nämlich ein junges Mädchen, weiß gekleidet und barfuß, welches in der einen Hand einen Blumenstrauß, in der anderen ein Körbchen mit allerlei Früchten trug. Ihr Gang war langsam, ihr Blick gesenkt; bald seufzte sie, bald schlug sie die thränenfeuchten Augen empor, bald lispelte sie klagende Gebete vor

ſich hin. Windal blieb ſtehen, und weidete ſich erſtaunt an dem Anblicke der blühenden, durch ihre Trauer doppelt reizenden Jungfrau. Lange Zeit folgte er ihr, ohne ſie anzuſprechen, ohne bemerkt zu werden. Endlich nahm er ſich ein Herz, — als ihm der holden Jungfrau großes Auge begegnete.

„Schöne Unbekannte,“ ſtammelte er verlegen, — „welcher Beweggrund führt Euch am frühen Morgen in den Wald heraus? Was bedrückt Euer Herz, daß Ihr ſo ſeufzet? Was wollt Ihr mit Euren klagenden Gebethen vom Himmel erflehen? O redet! verhehlt mir nichts!“

Eine lebhafte Röthe färbte die Wangen des jungen Mädchens. „„Edler Ritter!““ erwiederte ſie, indem ſie die Augen züchtig zu Boden ſchlug, „„ſeit drei Tagen duldete meine Mutter die bitterſten Schmerzen. Der Tod ſchien ſein ſtrenges Recht auf ſie geltend machen zu wollen. Da hab' ich denn das Gelübde gethan, wenn meine Mutter geſund würde, neun Tage nacheinander, in der Geſtalt, in welcher Ihr mich jetzt erblickt, zum Siedlerhäuschen bei der alten Eiche zu wandeln, und mein inbrünſtiges Gebet darzubringen. Gott hat mich erhört, und ich erfülle nunmehr mein Gelübde. Darum haltet mich nicht auf, und laßt mich ruhig meines Weges ziehen.““

„Verehrungswürdige Jungfrau!“ rief der Ritter aus, „zieht in des Himmels Namen, wohin Euer Gelübde Euch ruft. Fern ſei es von mir, ſolch' eine fromme Pilgrimſchaft zu hindern!“ —

Sie ging; er aber verfolgte ſie noch lange mit ſeinen Blicken.

Am andern Morgen fand er ſich wieder auf dem Pfade ein, welchen, wie er wußte, das junge Mädchen aus Paris zu machen hatte. Dießmal war er ſo glücklich, ihren Namen zu erfahren. Sie hieß Ethelinde.

Am nächſten Tage darauf begleitete er ſie bis zu des Siedlers Häuschen, und belauſchte ihr Gebet. Sie ließ ihn gewähren und ſchien ihm nicht mehr ſo ängſtlich auszuweichen, als ſie es noch vorgeſtern gethan hatte.

4.

An einem der nächſtfolgenden Morgen erzählte Ethelinde dem Ritter die kleinen Abenteuer, die ſie in ihrem kurzen Leben bereits zu beſtehen hatte. Sie hatte noch nie geliebt. Aber ihr Bruder, der unter dem Geſchwader der Bogenſchützen diente, wollte ſie einem ſeiner Waffenbrüder zur Frau geben, deſſen Anblick ſie nicht einmal ertragen konnte.

Als Windal dies Geſtändniß hörte, gerieth er in heftige Aufwallung. — „Schöne Ethelinde!“ begann er mit leidenſchaftlichem Feuer, „verliere ja keinen Augenblick! Nur die Flucht kann dich vor einem Bande retten, das, ich fühl' es nur zu tief, dein Tod ſeyn müßte. Theile lieber mein Schickſal! Ich habe weitläufige Beſitzungen. Ich kann, ich will dich ſchützen! Reiche mir deine Hand, und fliehe einen Aufenthalt, wo dir — —“

„„Wie?““ fiel ihm Ethelinde ins Wort, — „„wie? ich ſollte meine arme Mutter verlaſſen, deren einzige Stütze, deren einziger Troſt ich bin, ſeit mein rauher Bruder ihr entfremdet worden? — Und dann, — ich ſchaudere es zu denken, — wer verbürgt mir, daß

ich Eure Gattin, und nicht bloß Eure Dienerinn, der Gegenstand einer flüchtigen Zuneigung, werde, der für Euch den Werth verliert, sobald Eure erste Glut verglommen ist! Nein, — nimmermehr! Ich fühl' es, Ritter, daß ich an Eurem süßen, einschmeichelnden Gespräche nur zu lebhaften Antheil genommen habe. Mein Herz ist Euch verfallen; ich kann es Euch nicht mehr entziehen, selbst wenn ich wollte. Aber wir werden uns nicht wiedersehen. Die Wanderung, die ich angelobt habe, geht mit dem heutigen Morgen zu Ende. Es ist das letzte Mal, daß ich mit euch spreche. Meine Pflicht, — die Ehre gebeut es mir! Lebt wohl für ewig! — Vergeßt mich!""

Windal bot umsonst alle seine Beredsamkeit auf, um sie zurückzuhalten; sie entschwand mit der Leichtigkeit eines Rehes. Noch lange streckte er die Arme ihr sehnsuchtsvoll nach: aber sie wandelte bereits auf der alten Brücke der Stadt *). Ein Schritt noch, und sie war verschwunden.

5.

Windal's Ruhe war dahin. Eine düstere Schwermüthigkeit, wie sie selbst Englands feuchte Nebel nicht über sein Inneres verbreitet hatten, bemeisterte sich seines ganzen Wesens. Ohne Rast und Ruh, durchirrte er den Waldpfad, auf welchem er Ethelindens holde Gestalt erblickt hatte. Es war ihm, als ob er die Hälfte seines eigenen Lebens verloren hätte. — Trauernd gestand er es sich: „Sie liebt mich; sie hat

*) Jetzt Pont-au-change.

mir es ja ſelbſt bekannt! Und ich ſoll ſie verlieren; ſoll ſie der Rohheit eines fühlloſen Bruders preisgeben? Nein, ich ſchwör' es bei meinem Degen! ſie muß die Meinige werden, und wenn Himmel und Erde ſich dagegen ſtemmten!«

An tauſend Mittel dachte er nun, ſie den Augen der Mutter und ihres Bruders zu entziehen, als der Zufall ihm den alten Siedler in den Weg führte, welcher eben im Walde auf und nieder wandelte, und in ſeinen heiligen Büchern las. Ein glückliches Zuſammentreffen der Umſtände ſchien dieſe Begegnung gefügt zu haben. Windal hielt den einſamen Waller auf, und begann, nachdem er ihn freundlich angeſprochen und ihn über Manches gefragt hatte: »Aber Euer Häuschen, lieber Siedler, iſt denn doch zu klein, und die dabeiſtehende Kapelle zu einfach. Ihr vermögt ja kaum die frommen Spenden mehr unterzubringen, durch die Euch mancher Pilger ſeine Verehrung bezeugte. Ich bin mit meinem Hüttchen Euer Nachbar; erlaubt mir, daß ich Euch eine beſſere Wohnung baue, und den heiligen Ort, an welchem Ihr Eure Gebete zum Himmel emporſendet, auf eine ſeines Zweckes würdigere Weiſe herſtelle!«

Der fromme Siedler war höchlich verwundert über Windal's edlen Entſchluß, und meinte, daß dieſer Antrag eben zur rechten Zeit käme, da ſowohl ſein Häuschen, als die Kapelle bereits dem Zahne der Zeit als Opfer zu fallen drohete, und dem Einſturze nahe wäre.

»Ich will beide herſtellen!« rief Windal aus, »und zwar ſchöner und herrlicher als den Tempel, in

welchem einſt die Heiden an dieſer Stelle der Iſis *) opferten, und deſſen Reſte Ihr an dem anderen Ufer des Fluſſes erblickt. Aber ich fordere für dieſe Gabe einen Gegendienſt von Euch, der das Glück meines Lebens begründen ſoll!“

„„Und dieſer wäre?““ entgegnete Germain mit forſchender Miene.

„Ihr müßt mir helfen,“ fuhr Windal fort, „ein Band knüpfen, das mich allein an dieſes Leben feſſeln kann. Ich liebe ein Mädchen, das Ihr kennt. Es iſt aber von niederer Geburt. Meine Verwandten würden ſich weigern, ſie mir angetraut zu ſehen. Aber ich meine es redlich. Segnet Ihr unſeren Bund, und ſetzt Ihr mich in den Stand, meinen ſtolzen Verwandten ſiegreich zuzurufen: Was Gott vereinte, ſoll der Menſch nicht trennen!“

Germain war hoch erſtaunt. Er machte manche Einwendung, und erhob manchen Zweifel über Windal's redliche Abſichten. Als er aber aus des Ritters Gefühl abnahm, daß er das Band einer wahren, reinen Liebe gegen die Angriffe verblendeten Übermuthes und unlauterer Vorurtheile zu beſchützen hätte, da weigerte er ſich nicht länger, ſondern beſchloß ſelbſt, Alles beizutragen, um das liebende Paar ja recht bald dem erſehnten, löblichen Ziele zuzuführen. Er ließ ſich den Namen des Mädchens nennen, und erinnerte ſich alsbald, daß es dasſelbe ſei, welches er oft in der Kapelle ſo eifrig beten geſehen, und welches unſerer lieben

*) Auf der Stelle, wo jetzt das Dorf Iſſy liegt, ſoll einſt der Iſistempel geſtanden ſeyn.

Frau bei der alten Eiche manches fromme Opfer dargebracht hatte.

„„Kommt morgen wieder um dieſelbe Stunde!““ ſprach er zu Windal, „„vielleicht kann ich Euch etwas Näheres berichten.““

6.

Windal hatte ſich um die beſtimmte Stunde mit ängſtlicher Ungeduld eingefunden. Germain erſchien, und berichtete ihm, daß Ethelinde kommen würde. Des edlen Siedlers Abſicht ging aber auch dahin, für Ethelindens Mutter geſorgt zu wiſſen. Die Frau war durch einen plötzlichen Rückfall wieder an den Rand des Grabes gebracht worden. Windal mußte daher früher das feierliche Verſprechen ablegen, daß er für die unglückliche Kranke, welche in völliger Bewußtloſigkeit darniederlag, noch beſſer ſorgen laſſen wolle, als es ihre Tochter mit ihren ſchwachen Kräften könnte. Falls ſie aber genäſe, ſo ſollte er ſie zu ſich nehmen, und durch Liebe ihr vergelten, was er ihr, durch die Entfernung ihrer Tochter, für einen Augenblick ſcheinbar entziehen würde.

Windal ging das Alles mit vieler Bereitwilligkeit ein, und ſah mit liebendem Ungeſtüme dem Augenblick entgegen, welcher ihn mit der Geliebten ſeines Herzens auf eine Gott wohlgefällige Art vereinigen würde.

Dieſer Augenblick rückte immer näher. Ethelinde, vielleicht die Urſache des Ganges ahnend, zu welchem ſie ſich entſchloſſen hatte, ſah tiefbeklommen in die mondhelle Nacht hinaus, während eine emſige

Wärterin, die von unbekannter Hand geſendet und beſoldet war, ihrer Mutter die treueſten Dienſte leiſtete. Ein fröſtelnder Schauer fuhr ihr durch die Glieder, als ſie auf der Wetterfahne des gegenüberſtehenden Hauſes im fahlen Mondenſchimmer einen Raben gewahrte, der ſeine Augen feſt auf ſie zu heften ſchien. Zwei ſpitze Töne kriſch der Unglücksvogel durch die nächtliche Ruhe, die ihr in die Seele ſchnitten. Die Mitternacht ertönte. Sie warf einen ſchmerzlichen Blick auf ihre Mutter, von der ſie ſich gewiß nicht getrennt haben würde, wenn ſie ſelbe nicht ſo gut verſorgt gewußt hätte. Die Kranke ſchlief, und ein verklärtes Lächeln ſchwebte um ihren Mund. Ethelinden fiel es unendlich ſchwer zu gehen; aber ſie hatte dem Siedler das Wort gegeben, und ging. Mit ängſtlicher Behutſamkeit öffnete ſie die Thüre, um ſo ihren Bruder nicht zu wecken — und trat auf die Straße.

Der Mond verbarg ſich hinter den Wolken, und ſein matter Schimmer übergoß alle Gegenſtände mit einem täuſchenden Lichte.

Als ſie zur Brücke gekommen war, welche gegen den Wald führte, gewahrte ſie zu ihrem Entſetzen Bewaffnete, welche als Wachen an der Pforte des Thurmes, der den Eingang auf die Brücke deckt, aufgeſtellt waren. Sie wußte nämlich eben ſo wenig, als der Siedler, daß die Obrigkeit, welche für die öffentliche Sicherheit zu ſorgen hatte, ſeit einigen Tagen an verſchiedenen Stellen Schildwachen ausſtellte, um die Räuber anzuhalten, von deren Vorhaben ſie unterrichtet worden war. Ethelinde hielt es eine Zeitlang für unmöglich, aus der Stadt zu kommen, als ſie zu-

fällig die Bemerkung machte, daß man die Soldaten ungehindert aus- und eingehen ließ.

Schleunigst eilte sie daher nach Hause zurück; schlich sich leise in die Kammer, in welcher ihr Bruder schlief; vertauschte ihre weiblichen Gewänder mit seinen Soldatenkleidern, nahm sogar seine Lanze zur Hand, und ging dann wieder zur Brücke.

Als sie hinkam, zog eben eine Schaar Soldaten darüber, um sich auf einen benachbarten Posten zu begeben. Sie mischte sich unter die Reihen derselben, verzögerte dann ihren Schritt, verlor sich unbemerkt, und schlich sich, nachdem sie sich entfernt hatten, auf den Pfad, welcher zu des Siedlers Wohnung führte.

7.

Windal erwartete hinter einem Gebüsche, mit unbeschreiblicher Angst, die Ankunft der Heißgeliebten. Jetzt sah er einen Krieger mit blitzendem Helme heraneilen. Er verfluchte das Schicksal, welches ihm, selbst in dieser Nacht, einen Krieger im einsamen Walde entgegenführte. Zwei Stunden verrannen so, und Ethelinde erschien noch nicht. Tausend schmerzliche Gefühle durchwühlten des Harrenden Brust. —

Er kam zuletzt auf den Gedanken, daß sie seinen Plan errathen, und etwa mit plötzlich veränderter Gesinnung, jenen Krieger herangeschickt habe, um ihren Bewerber zu züchtigen. „Wohlan!“ rief er, sich selbst in dieser Ahnung bestärkend, aus — „wenn sie so treulos zu handeln fähig war, so soll der Diener ihrer Fühllosigkeit büßen! Ich will ihn aufsuchen, den Abgesandten ihrer Verblendung, und mein Schwert soll

ihn lehren, daß Englands Söhne getäuschte Liebe zu rächen wissen!“

Wie ein Wüthender riß er den Degen aus der Scheide, und durchstürmte das dichte Gehölz. Als er sich der Kapelle näherte, bemerkte er im Mondscheine einen Krieger, welcher, wie lauernd, unter der alten Eiche saß. Es war niemand Anderer, als Ethelinde, welche vor Ermattung und Herzensangst unter dem Baume niedergesunken war.

Als sie ein Geräusch hörte, sprang sie schnell auf, und streckte fast unwillkürlich dem Heranstürmenden die Spitze ihrer Lanze entgegen. Windal stieß dieselbe, mit rascher Wendung, leicht zurück, und bohrte eben so schnell seinen Degen in die Brust des unbekannten Gegners.

Ein Schmerzensschrei, der aus einer weiblichen Kehle gedrungen zu seyn schien, verkündete ihm seinen traurigen Sieg. — Zusammenschaudernd fuhr er zurück.

Da kam auch der Siedler aus seinem Häuschen herbeigeeilt. In stummen Entsetzen trugen beide den bluttriefenden Leichnam in die Wohnung des letzteren und zogen ihm den Helm ab.

Windal erkannte das holde Gesicht Ethelindens, — und stand wie angedonnert. Der Siedler aber zerschlug sich die Brust, raufte sich den Bart, und warf sich verzweifelt vor dem Heiligenbilde nieder, das seiner Kammer einzige Zierde war.

„Todt!“ schrie endlich Windal schmerzlich auf, indem er seine Hand an Ethelindens Herz preßte, — „todt, — für ewig todt! Mein Glück dahin für immer! Arme Ethekinde! so möge denn deine Mutter er-

fahren, wie innig und wahr ich dich liebte. Euch aber Unglücksbruder, Euch will ich mein Wort gewiſſenhaft löſen! Ihr ſollt eine Kirche haben, ſchöner als der Tempel, der einſt da drüben ſtand. Betet indeß für mich! Fleht um Verzeihung für mein Verbrechen und für Euren Irrthum! Ich aber ſchwör' es, nie mehr von dieſer verhängnißvollen Stätte mich zu entfernen. Ich will hier leben, bis der Tod als ein willkommener Freund, mit meiner Ethelinde mich wieder vereinigt. Das ſei die Buße, die ich mir auferlege."

Tags darauf verkaufte er ſeine weitläufigen Beſitzungen. Er wollte Ethelindens Mutter mit einer bedeutenden Summe betreuen. Aber ſie hatte in eben dem Augenblicke, wie es hieß, verhaucht, als Windal's Degen ihrer Tochter Herz durchbohrte. Von dem Erlöſe für ſeine Güter ließ er eine Kirche*) bauen, und zwar auf derſelben Stelle, wo bisher die Kapelle ſtand. Ethelindens Leichnam aber ließ er daſelbſt in einem ſilbernen Sarge beiſetzen.

Aus der Hütte, welche ihm ſonſt zum Zufluchtsorte vor Gewittern gedient hatte, wurde ein feſtes Schloß.

Düſtere Thürme, durch breite Gallerien verbunden, umfingen den traurigen Aufenthalt. Zwanzig Jahre lebte er noch in dieſem Schloſſe. Ein einziger Diener durfte ihm unter die Augen treten. Über ſeine Lippen aber kam kein Wort mehr, und die Gruft, in welcher Ethelindens Gebeine ruheten, war der einzige Ort,

---

*) Saint - Germain - l'Auxerre.

den er außerhalb der Ringmauern ſeines Schloſſes beſuchte.

Nach ſeinem Tode wurde er, ſeinem ausdrücklichen Wunſche gemäß, in dasſelbe Grab gelegt, in welchem ſeine unglückliche Geliebte ſchlummerte

Der Siedler brachte den Reſt ſeiner Tage mit frommer Betrachtung und erbaulicher Buße zu. Man ſah ihn nie mehr lächeln.

Ohne Zweifel hat ihm der Himmel vergeben, denn jetzt verehrt ihn das ganze Land mit gläubiger Andacht.

Windal, nicht zufrieden damit, mehrere dauernde Denkmäler ſeiner Liebe errichtet zu haben, wollte das Andenken an dieſelbe auch durch Inſchriften verewigen.

In dem Innern des Schloſſes las man nämlich einige Verſe, welche auf ſein trauriges Schickſal Bezug hatten.

Sie waren alle in der Sprache ſeines Landes abgefaßt. Außerhalb, über dem Hauptthore, ſtand mit goldenen Lettern:

Lovers Castle.
(Das Schloß des Liebenden.)

Sie iſt verſorgt!

1.

An dem langen, glattgebohnten Eichentiſche in der grauen, rauchdurchqualmten Gaſtſtube des Adlerwirthshauſes zu N. ging es gewöhnlich recht lebhaft zu. Lebensluſtige Officiere und eifrige Beamte ſaßen mit wohlhabenden Bürgern und Honoratioren aller Farben in trauter Eintracht beiſammen und unterhielten das mannigfaltigſte Geſpräch, das man ſich nur wünſchen kann. Was der Eine nicht wußte, gab der Andere zum Beſten. Kriegsabenteuer und Marſchfatalitäten wechſelten mit Bureau-Anecdoten und Stadtneuigkeiten ab; manches Wort über Landwirthſchaft, Obſtbaumzucht, Viehhandel, Güterverkauf und Wetterſchaden ſcholl dazwiſchen; manchmal ſtahl ſich ſogar eine geiſtreiche Kunſtanſicht, ein guter Witz, oder ein picantes Quid pro quo mit ein, und mitunter gab es wohl auch Momente, wo ein Anflug von einer poetiſchen Stimmung die verſchiedenartigſten Köpfe unter einen Hut brachte.

Eine ſtereotype Figur in dieſem bunten Menſchenquodlibet bildete der Poſtmeiſter Droſchke, ein ſtarker Fünfziger, mit mehr Leben in Sprechweiſe und Benehmen, als man ſeinem altjungen, verwitterten Geſicht und ſeinen wehmüthigen Beinchen, welchen man die eindringlichen Mahnungen des Podagra von Wei-

tem anſah, beim erſten Anblicke zugetraut hätte. Er legte viel Gewicht auf ſeine hohen Steifſtiefel mit den gewaltigen Klirrſporen, auf ſeinen blankgeknöpften, nach Uniformart geſchnittenen Überrock, auf ſeine ſammtene reichlich mit Gold verbrämte Kappe, und that überhaupt gar ſehr militäriſch. In ſeinem Hauſe ging es ſchmal her, er beſaß die Poſt erſt im zweiten Jahre, und, wie Viele wiſſen wollten, nicht ſchuldenfrei. Droſchke war, was man einen herumgehetzten Haſen nennt, der in ſeinem Leben gar Manches verſucht, erfahren, unternommen und theils aus Unbeſtändigkeit, theils durch Verhältniſſe gezwungen, wieder aufgegeben hatte. Das letzte Geſchäft, welches er betrieben, war eine Krämerei in einer Grenzſtadt, welche erſt durch die letzten Friedensbeſtimmungen dem Nachbarlande bleibend zugeſprochen wurde. Sein Unternehmen hätte ihm vielleicht dort Conto tournirt, wenn er ſich nicht in den Kopf geſetzt hätte, den Banquier zu ſpielen, und wenn nicht die Chancen des Kriegsglückes, welches von den verbündeten Heeren ganz in der Nähe verſucht wurde, für ihn die Quelle mancher verunglückten Spekulation und manches freiwilligen Opfers geworden wären. Die Trümmer ſeines ſchiffbrüchigen Vermögens, von einigen mitleidigen Freunden zu einem mäßigen Sümmchen arrondirt, bildeten das Fundament, auf welchem er das Gebäude ſeiner Poſtmeiſterſchaft aufführte, welches jedoch auch nicht feſt genug ſtand, um ihm nicht allerlei bedenkliche Sorgen für die Zukunft zu erwecken. Allein er beſaß die Tugend des Hineinlebens in den Tag in hohem Grade, nahm jeden Thaler als baren Gewinn hin, und kümmerte ſich

eben um nicht viel mehr, als wie er behaglich auskommen, und etwa ſeiner liebenswürdigen neunzehnjährigen Tochter Adolphine, vor dem Eintritt in ihr zweites Lebensdecennium eine annehmbare Partie verſchaffen könnte. Dem Vater ſchien es übrigens weit mehr darum zu thun, als der Tochter ſelbſt, welche zu ſtill und eingezogen war, um ihm die Schritte zu dieſem Ziele zu erleichtern. Adolphine lebte nur für das Haus, welches ſie ſeit dem Tode ihrer Mutter weit erſprießlicher leitete, als es je bisher der Fall war. Nur ſelten zeigte ſie ſich in der ſogenannten großen Welt des kleinen Städtchens, in deren Freuden und Zerſtreuungen ſie wenig Befriedigung zu finden ſchien. Sie that nicht mehr dazu, als was hinreichte, um ſich von dem Rufe einer Sonderlingsnatur zu bewahren, hinter welchem ſich gar oft nur die Eitelkeit verſteckt, und wußte ſelbſt bei den wenigen Gelegenheiten, wo ſie in größeren Kreiſen auftrat, einen ſo würdigen Ernſt, eine ſo ſanftmüthige Ruhe zu bewahren, daß ihr nicht nur alle Männer, ſondern ſogar alle Frauen und Mädchen der Stadt volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Ohne abſtoßend zu ſeyn, verbreitete ſie durch den Adel ihrer Mienen und durch den Anſtand ihrer Reden und Handlungen einen ſolchen Nimbus um ſich her, daß ſelbſt die frivolſten Dandy's ſie mit ihren zweideutigen Galanterien verſchonten, und ſich, um in ihrer Nähe weilen zu dürfen, anſtrengten, doch bisweilen etwas Vernünftiges zu denken und zu ſprechen. So viele Männer daher ſich auch bewarben, bei einem ſo liebenswürdigen weiblichen Weſen etwas zu gelten, ſo wußte die allzeitfertige Combinationsgabe der Kaffehplauderinnen,

troß aller Anſtrengung, doch nicht Einen Mann in der Stadt zu bezeichnen, auf welchen ſich die beliebte Redensart: „Dem gehört ſie zu!“ hätte anwenden laſſen.

Ein einziger Mann, und dazu eben nicht der liebenswürdigſte, rühmte ſich, die ſchöne Adolphine doch einmal noch als Braut nach Hauſe zu führen. Es war der allbekannte Rittmeiſter Starinſky, ein wilder Haudegen, dem alle Philoſophie und alles Studium in den Sarraß gefahren zu ſeyn ſchien, indem er ihn als letzte Inſtanz in allen Geſprächen und Situationen betrachtete. Er beſaß etwas Vermögen, und konnte auf die nächſt erledigte Stelle eines Escadron-Chefs mit Sicherheit rechnen; zudem ſtand er in dem Rufe eines tüchtigen Fechters, und auch ſein Äußeres hatte zwar viel Martialiſches, aber eben nichts Widerliches oder Abſchreckendes an ſich; Gründe genug, um ihm Muth zur kühnſten Bewerbung zu geben, wofür er den Antrag, eine wenig bemittelte Poſtmeiſters-Tochter zu heirathen, denn doch nicht hielt. Als guter Tactiker ſah er es aber zuerſt auf den Vater ab, — und dieſen zu gewinnen, war eben nicht ſchwer. Ein paar Abende bei Champagner und Karten, eine fidele Bruderſchaft, durch einen kleinen Geldvorſchuß bethätigt, — und Droſchke kannte nun keinen herzlicheren, ſolideren, achtungswertheren und liebenswürdigeren Menſchen mehr, als den Rittmeiſter.

„Mädchen, Mädchen,“ ſprach er oft hingeworfen zu ſeiner Tochter, „wenn du nicht meine rechte Hand im Hauſe wäreſt, — ſo wüßte ich dir einen Bräutigam, einen Bräutigam, der für dich wie geſchaffen iſt!“ —

Adolphine lächelte wehmüthig zu ſolchen Reden, und ſuchte ſie als Scherz auszulegen, wiewohl ſie wenig Grund hatte, der Charakterſtärke ihres Vaters etwas zuzutrauen. Dieſer rückte auch immer näher und näher und wiederholte ſeine Anſpielungen immer eindringlicher, bis er zuletzt gar einen Namen nannte, welchen Adolphine lange ſchon zu hören gefürchtet hatte.

„Nun Mädchen, was ſagſt du zu dieſem Namen?“ ſprach Droſchke wohlgefällig ſchmunzelnd. „Frau Rittmeiſterin, bald ohne Zweifel Frau eines Escadron-Chefs! — Wie manchem Mädchen würde das Herz bei dieſen Titeln hüpfen! Ich denke, du könnteſt dir keine vortheilhaftere Partie wünſchen!“ —

„Lieber Vater!“ wiederholte das Mädchen, „das iſt alles wohl nur Ihr Scherz! Das Schickſal hat mich zu Ihrer Haushälterin gemacht; ſo traurig der Umſtand war, welcher mir dieſe Verpflichtung übertrug, ſo ſehr fühle ich mich durch das Bewußtſein befriediget, Ihnen gewiſſer Maßen unentbehrlich geworden zu ſeyn. Nicht als ob ich meine geringen Dienſte ſo hoch anſchlüge; — aber die Gewohnheit dürfte ſie vielleicht in Ihren Augen höher ſtellen, als ſie es verdienen! Ich kenne Ihre Bedürfniſſe, Ihre Neigungen und Antipathien, Ihre Stimmungen und Launen, und fühle mich glücklich durch den Gedanken, Ihnen doch Manches beſſer thun und leiſten zu können, als es eine Fremde vermöchte. Ich müßte glauben, daß Sie mit meinem Beſtreben nicht mehr zufrieden ſeien, daß Sie mich aus dem Hauſe haben wollen, oder daß Ihnen eine Tochter unmöglich die Stelle einer Gattin erſetzen

könne, — wenn das Ihr Ernſt wäre, was Sie mir ſeit einiger Zeit ſchon zu verſtehen geben —!“

„Ei nicht doch, nicht doch, Töchterlein!“ verſetzte Droſchke mit lebhafter Rührung, in welche ſein bewegliches Gemüth gar leicht gerieth, ſo war es nicht gemeint! Du biſt mein Alles, und Alles, was du mir thuſt und machſt, könnte mir kein Engel aus dem Himmel beſſer nach Wunſch und Willen thun. Gott wolle verhüten, daß ich dich je von meiner Seite ließe, oder dir von der Seite ginge! — Dafür müßte vor Allen geſorgt ſeyn! — Aber ſieh! Ich bin nicht mehr jung, die leidige Gicht fährt mir manchmal ganz unſanft in die Beine; — über kurz und lang würdeſt du allein in der Welt ſtehen!“

„Ich bin nie allein,“ ſeufzte Adolphine halb laut, „der liebe Gott wird wohl dafür ſorgen, daß es nie dahin komme!“

„Das ſind ſchwärmeriſche Ideen,“ fuhr Droſchke fort, „die nicht ins practiſche Leben paſſen! Freilich wird der liebe Gott dafür ſorgen, aber durch wen? Durch deinen Vater! So iſt es der Welt Lauf. Was das Wohl der Kinder betrifft, ſo ſind die Eltern die Vollſtrecker des göttlichen Willens, und als ſolcher muß ich, ſo ſchwer es mir auch fällt, gegen deine Neigung zu ſprechen, dir rund heraus ſagen, daß ich ernſtlich daran denke, dir einen braven Mann zuzuführen. Wäre dein Herz nicht mehr frei, könnteſt du mir Einen nennen, — eh bien! — mit Freuden gäb' ich meinen Segen dazu, überzeugt, daß du eine gute Wahl trafeſt. Aber da du frei biſt, und mir keinen

nennen kannst, so nenne ich ihn dir, — meinen wackeren Freund und Bruder Starinsky!“

Adolphine verhüllte ihr Gesicht mit beiden Händen und sank halb ohnmächtig auf einen Stuhl zurück. „Fasse dich, Töchterlein!“ tröstete sie der Vater, zärtlich mit ihr beschäftigt, „das ist Gewitterregen, Streifhagel! Geht bald vorüber, — ist bei euch allen so! Auch deine selige Mutter fiel in Ohnmacht, als mich ihre Mama ihr als Bräutigam vorstellte, und doch war sie in vierzehn Tagen darauf meine Frau, lebte zwanzig Jahre mit mir in gutem Einvernehmen, und brachte mir zwar nur Ein Pfand der Liebe, aber ein köstliches, unvergleichliches, dich, — Adolphine! Überlege die Sache ruhig, erwäge Alles dafür und dawider, und du wirst sehen, daß dein Vater nichts von dir fordert, wozu er nicht das Recht und die Pflicht hätte!“ —

Adolphine hatte sich erholt, und hörte die Worte ihres Vaters schweigend und gedankenvoll an. Lange saß sie noch, wie eine Statue mit thränenlosen Augen vor sich hinstarrend, als der Alte schon fort war, und schien in ihrem Geiste, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft betrachtend zu durchwandern.

2.

„Sie ist versorgt!“ rief Droschke eines Abends mit ungewöhnlicher Begeisterung aus, stürzte seinen perlenden Champagner hastig hinunter, und forderte die ganze Gesellschaft an dem langen, glatt gebohnten Eichentische, die er heute bewirthete, zur Nagelprobe auf.

„Ja, sie ist versorgt!“ wiederholte er freudig, „und ich wünsche jedem Vater, der eine Tochter hat, wie meine Adolphine, daß er recht bald auch seine Freunde so um sich versammeln und mit ihnen auf das Wohl eines lieben Bräutchens anstoßen könne!“

„Also wirklich? Ihre Adolphine ist Braut?“ scholl es aus zehn Kehlen zugleich, und Niemand wollte recht glauben, daß eine Sache wahr seyn könne, von welcher nicht schon wenigstens ein halbes Jahr vorher in der ganzen Stadt geplaudert worden. Mit gesteigerter Neugierde fragte man um den Namen des vielbeneideten Bräutigams.

„Rathen Sie, meine Herrn,“ erwiederte Droschke, seelenfroh die Hände reibend, „rathen Sie, Sie kennen ihn Alle! Er ist oft in unserer Gesellschaft und wäre auch heute hier, wenn er nicht wegen Familienangelegenheiten eilends bei Nacht und Nebel hätte abreisen müssen.“

„Rittmeister Starinsky?“ scholl es von allen Seiten.

„Getroffen!“ versetzte Droschke lachend. „Wenigstens hab' ich Ihnen das Räthsel nicht allzu schwer gemacht; man weiß hier so gut, wer abreis't, als wer ankommt, und wenn's um Mitternacht geschähe. Der martialische Herr Rittmeister streckte vor meiner Tochter die Waffen, und will jetzt in den Armen der Liebe sein wildes Heldenfeuer zu sanfteren Trieben ermäßigen! Nun, meine Herren, hab' ich die Sache nicht gut gemacht?“ —

Die Acclamationen der Gesellschaft auf diese Frage waren weder einstimmig, noch lebhaft. Aber Droschke

war so sehr in seine Freude versunken, daß er, alle mangelnden Stimmen ersetzend, ausrief: „Trefflich hab' ich's gemacht, trefflich! — Ja, wenn ein Postmeister nicht wüßte, wie man vorwärts kommt, das wär' übel! Anfangs wollt' es freilich nicht vom Flecke; das Mädchen legte manches Wenn und Aber als Radschuh an; allein ich rief die Vorspann der väterlichen Autorität zu Hilfe, und nun ging's im gestreckten Galopp an's Ziel! Wie gesagt, eine Hauptaufgabe meines Lebens ist gelöst, Starinsky ist mein Schwiegersohn, meine Adolphine ist versorgt!"

Man wollte den guten Mann nicht aus seinem Himmel herabwerfen, zumal, da man wußte, wie hartnäckig er, trotz seines Wankelmuthes im Allgemeinen, auf Lieblingsideen bestand, sobald man sie ihm anfocht. Einige wünschten ihm daher höflichkeitshalber Glück zu seiner Wahl, Andere fragten ihn aus Neugierde um das Wie und Wann, die meisten aber steckten die Köpfe zusammen, und wählten das aufgeworfene Hochzeitsthema zum Gegenstande ihrer Privatunterhaltung. Hätte er diese mit belauscht, so würde ihm vielleicht mancher Scrupel in Betreff der Wahl seines Schwiegersohnes aufgefahren seyn. Wenigstens lautete das allgemeine Urtheil über den Rittmeister nicht am günstigsten. Daß er ein guter Soldat sei, konnte Niemand läugnen, allein im Ganzen galt er für einen raschen, rauhen Mann ohne feinere Bildung, ohne feste Grundsätze, gewöhnt an ein vielbewegtes Abenteuererleben, welches sich in der Regel nur schwer gegen das stille, einförmige Treiben der Häuslichkeit vertauschen läßt. Selbst Starinsky's Cameraden wußten wohl viele Bei-

ſpiele von ſeiner Unerſchrockenheit, ſeiner Keckheit und ſeiner Bravour, aber wenige oder keine Züge von Herzlichkeit, Edelmuth und Zartgefühl herzuzählen. — „Für einen ſolchen Eiſenfreſſer hätte eher," hieß es, „eine Amazone gepaßt, als ſo ein gemüthliches, ſtilles Weſen, wie Adolphine! Nun, — die Liebe wirkt ja Wunder," — ſo ſetzte der fromme Wunſch hinzu, — „vielleicht kann eine Frau von ſo ſanftmüthigem Charakter auch dem Rittmeiſter einige Sanftmuth beibringen, und ſich eben in dieſem Bewußtſein glücklich fühlen!"

Droſchke nahm von allen dieſen Bemerkungen, die ihm wenigſtens bruchſtückweiſe zu Ohren kamen, keine Notiz, denn vor ſeinen Augen ſchimmerten nur die Worte: „Sie iſt verſorgt, ſie iſt verſorgt!" — Er ſelbſt konnte kaum begreifen, wie ſchnell das gegangen war, und wie bald ſich das Mädchen, troß ſeines anfänglichen Weigerns, gefügt hatte. Allein er ſah, wie alle eigenſinnigen Menſchen, nur auf das Reſultat, und forſchte nicht nach den ſchweren Kämpfen, die es ſeiner armen Tochter koſtete, bis der Entſchluß, ſich blind in den väterlichen Willen zu fügen, zur Reife kam.

Es waren die bitterſten Stunden ihres Lebens, welche ſie nach jenem Tage zubrachte, an welchem ſich ihr Vater hinſichtlich des Rittmeiſters entſchieden geäußert hatte. In der Einſamkeit ihres Stübchens, im Laubdunkel des Gartens, in der Stille der Nacht hielt ſie mit ihrem Herzen und mit ihrem Kopfe Rath, und unterzog ihre ganze Gefühlswelt der gewiſſenhafteſten Muſterung; — aber wo ſie auch immer anfragte, überall klang es zurück: „Lieber ſterben, als ohne Neigung heirathen!" — Ein eiſiger Schauder, wofür ſie

keinen hinreichenden Grund fand, durchrieſelte ſie bei dem Gedanken, ihre Tage, ſo kurz auch deren Zahl wäre, in Zukunft an des Rittmeiſters Seite zubringen zu müſſen. Ihr Entſchluß ſchien gefaßt, er lautete: „Nie, nie!“ — Allein der Wille ihres Vaters ſprach ja entſchieden dagegen, und ihr Vater liebte ſie innig, das wußte ſie, und ein Kind, das man innig liebt, wird man ja doch nicht abſichtlich zu Grunde richten wollen! — Dieſer Zweifel drängte ſich ihrem edlen Gemüthe zu ungeſtüm auf, als daß ſie ihn geradezu hätte abweiſen können. — „Wohlan,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „mein eigenes Herz hab' ich gehört, ich will auch noch die Stimme der Freundſchaft hören!“

Die achtbare Frau des Stadtarztes, eine wackere Hausfrau und zärtliche Mutter, war das einzige Weſen, welchem ſich Adolphine näher angeſchloſſen hatte. In der Angſt ihres Herzens eilte ſie daher zu ihrer guten Amalie, feſt entſchloſſen, ſich unbedingt den Ausſprüchen derſelben zu unterwerfen, indem ſie als gewiß vorausſetzte, daß er mit dem ihres eigenen Herzens harmonieren werde. Mit inniger Offenheit legte ſie das rückhaltsloſe Bekenntniß ihrer Seele ab.

„Und was gedenkſt Du nun zu thun?“ fragte Amalie, nachdem ſie mit großer Aufmerkſamkeit dem Geſtändniſſe zugehorcht hatte.

„Ich will ledig bleiben!“ verſetzte Adolphine feſt. „Lieber ſterben, als ein Verhältniß eingehen, welches dem Drange des Herzens widerſtrebt!“

Amalie faßte ihre Freundin zutraulich bei der Hand, ſah ihr forſchend in's Auge, und ſprach: „Liebe Freundin, bedenke wohl, was Du ſprichſt. Man ſoll

auf einen Schritt, der zur Erreichung eines Lebenszweckes führt, nicht so leicht verzichten, wie auf eine Einladung zu einem Balle, oder zu einer andern gleichgiltigen Handlung. Du bist ein Mädchen; Gattin und Mutter zu werden, ist Deine Bestimmung hienieden. Tausende, die es wünschen, können sie nicht erreichen, Dir führt der eigene Vater den Mann zu, an dessen Seite Du den Anforderungen des Lebens an Dich entsprechen kannst; einen Mann, welcher seine Fehler und Schwächen hat, wie jeder Mensch, aber einem ehrenvollen Stande angehört, männlichen Sinn mit gereifter Erfahrung verbindet, und auch die Mittel besitzt, um Dich anständig zu erhalten. Für seinen moralischen Werth mag Dir der Umstand bürgen, daß ihn ein Vater wählte, der in jedem Falle an seiner Tochter mehr verliert, als er an seinem Eidam gewinnen kann. Er bringt ein Opfer, um Dich zur Frau zu machen, und das thut er sicherlich nicht ohne Grund. Ich an Deiner Stelle schlüge ein!"

„Aber ich liebe ihn nicht, kenne ihn ja kaum!" schluchzte Adolphine, durch den unerwarteten Rath ihrer Freundin schmerzlich überrascht.

„Vielleicht liebtest Du ihn, wenn Du ihn näher kenntest!" fuhr jene fort. „Ach! Liebe, Liebe, vieldeutiges Wort, und eben in seinem unhaltbarsten Sinne am leidenschaftlichsten gesucht und gepriesen! Und wenn uns nun die Liebe zur Ehe geführt hat, da müssen wir uns durch manches lange Jahr erst gewöhnen, es mit einem andern Wort und Gefühle zu vertauschen, welches besser in's Leben paßt. Warum sollte eine Ehe, die schon da beginnt, wohin es Andere erst bringen

müſſen, ſchlechterdings unglücklich ſeyn? Ich lebe fünfzehn Jahre mit meinem Gatten, ich liebe ihn inniger als je, er iſt mein wahrer Freund; — aber jene ſchwärmeriſche Liebe, welche man faſt ausſchließend zur Bedingung einer glücklichen Ehe macht, iſt längſt vorüber. Hältſt Du es denn für unumgänglich nothwendig, früher zu träumen, um dann zu erwachen? — Ich denke man könne ja auch wach vom erſten Augenblicke an in ein Verhältniß treten, in welchem Wachſein ſo nöthig iſt. Der Mann, den Dir Dein Vater gewählt, iſt nicht mehr zu jung, deſto ernſter wird er das Leben nehmen; — ein großer Vortheil! Er hat nichts Abſtoßendes in ſeinem Äußeren; — was braucht es mehr? — Schönheit iſt vergänglich und verführeriſch. Für ſeine Herzensgüte und alles Übrige iſt, wie geſagt, die Sorgfalt eines Vaters hinreichende Bürgſchaft. Hat er Mängel an ſich, ſo bleibt Dir das befriedigende Bewußtſein vorbehalten, Dir einmal ſagen zu können: „Mein Mann iſt durch mich beſſer geworden!“ — Und heirathet man denn nur, um eine Frau zu ſeyn? Sieh' her, liebe Adolphine, — hier mein Karl, hier mein Heinrich, dort meine Cöleſtine, — wo wären ſie, wenn ich einſt ſo geſprochen hätte wie Du? — Gleiche Früchte hofft die Welt von Jeder unſeres Geſchlechtes; wie willſt Du es nennen, wenn wir Gelegenheit haben, dieſer Forderung der Welt an unſer Herz zu entſprechen, und wir ſie täuſchen? — Ich möchte es Sünde nennen; wo nicht einen Raub, doch wenigſtens ein ſträfliches Verſäumniß! — Obwohl ich manche trübe Stunde, manchen Tag der Angſt und der Entbehrung verlebt habe, ſo bereute ich es doch nie,

geheirathet zu haben! — Die Sache ist so klar, so offen, so ohne alles Hinderniß, daß ich nicht begreife, warum Du zögern solltest. — Wir sind keine Engel, und haben auch daher keine Ansprüche auf Engel; wir leben auf einer Erde, wo man sich mit seinen Wünschen fein bescheiden muß, wenn man nicht bitter enttäuscht werden will. Wenn Du von diesem Gesichtspuncte ausgehest, so sehe ich nicht ein, wie Du mit der Wahl Deines Vaters unzufrieden seyn könntest; — es wäre denn, daß Du mir nicht Alles gestanden hättest, was Dir auf der Seele liegt."

Adolphine erröthete; tiefe Bewegung malte sich in ihrem sprechenden Auge; allein ihre Zunge sträubte sich, ein Geständniß zu thun, welches sie noch keiner sterblichen Seele gemacht hatte.

„Du bist vielleicht nicht mehr frei?" forschte Amalie, in den Herzenstiefen ihrer Freundin lesend. — „Du liebst schon? Hast Du schon gewählt? —

Adolphine sank weinend ihrer Freundin um den Hals.

„Hier?" fragte Amalie.

„Dort!" — erwiederte Adolphine, gegen Himmel deutend, indem ihr thränenumflortes Auge der Bewegung ihrer Hand nachfolgte.

„Dort?" wiederholte Amalie überrascht. „Du hast also schon geliebt, und Deine Liebe folgte dem entrissenen Gegenstande nach Jenseits?"

Adolphine nickte schweigend, und lag lange schluchzend in Amalien's Armen. Erst nach einer feierlichen Pause wechselseitiger Rührung gestand sie ihrer Freundin Folgendes. — „Vor drei Jahren, als noch feind-

liche Invaſionen die Gränze beunruhigten, und ihr Vater im äußerſten Orte der Provinz ſeine Krämerei betrieb, gab es Truppendurchzüge ohne Ende. Eine Seltenheit war es, wenn ein Militärkörper länger als einige Tage in der Grenzſtadt lag. Unter die Ausnahmen dieſer Art gehörte der Aufenthalt eines Jäger-Bataillons von der befreundeten Armee des Nachbarlandes, welches mit einem heimiſchen Artillerie-Train einige Monate hindurch die ſtabile Beſatzung des nicht unwichtigen Punctes bildete. Ein Hauptmann des Jäger-Bataillons, welches größtentheils aus Freiwilligen gebildet war, und viele Studenten unter ſeinen Führern zählte, war bei Droſchke einquartiert. Das Erſcheinen des jungen, liebenswürdigen Officiers, welcher, ebenfalls erſt durch den Drang der neueſten Ereigniſſe bewogen, das Banner der Minerva mit der Fahne des Mars vertauſcht hatte, fiel eben in Adolphinen's erſten Lebensfeſtmond, wo ihr erwachendes Gefühl nach Idealen haſchte. Sie ſchien es an dem männlich ſchönen Erneſt Heim, dem muthvollen Vorkämpfer ſeiner patriotiſchen Kriegerſchaar, gefunden zu haben. Kurze Wochen reichten hin, um einen Bund für die Ewigkeit zu knüpfen. Die Macht der erſten Liebe wirkte in zwei Herzen gleich gewaltig, und, nach beendigtem Kriege, verſprach Erneſt, als der einzige Sohn wohlhabender Eltern, ſeiner ſchönen Adolphine, ſie als Braut nach Hauſe zu führen. Damals lebte noch Adolphinen's Mutter; ſie wußte allein um dieſe Liebe, für welche Droſchke, in Speculationen aller Art bis über die Ohren vertieft, zu jener Zeit wenig Intereſſe gehabt haben würde. Aber ein Ereigniß der traurigſten Art

zerſtörte dieſen innigen Verein. Eines Morgens war der Hauptmann aus ſeinem Zimmer verſchwunden; ein Zettel, den er zurückgelaſſen, meldete, daß er durch das Loos beſtimmt worden ſei, die Ehre des Bataillons gegen die kecken Anmaßungen eines gereizten Herausforderers zu vertheidigen. Zugleich enthielt der Zettel die Bitte, was zu geſchehen habe, wenn das Duell mit ſeinem Tode enden ſollte, nebſt einer kurzen überaus herzlichen Zeile an Adolphine, welche ſeinen Abſchied und den Schwur ewiger Liebe ausſprach. In verzweifelter Angſt erwartete dieſe den Ausgang des Tages. Aber noch war es nicht Mittag, als man den Hauptmann, tödtlich verwundet, zurückbrachte. Der Stich ſeines Gegners, eines Officiers von dem Corps der Feuerwerker, war ihm durch die Bruſt gegangen; er war wohl noch der Sinne, aber nicht der Stimme mehr mächtig. Adolphine ſah ihn verſcheiden; ſein letzter Blick drang ihr unvergeßlich in das Innerſte der Seele.

„Und dieſen Blick,“ ſchloß Adolphine, „kann ich nicht vergeſſen; er band mich feſter, als der lauteſte Schwur. In Erneſt hab' ich mein Ideal gefunden; ich weiß, ich werde keinen Mann je finden, der mir das ſeyn könnte, was er mir war. Meine Liebe iſt mit ihm geſtorben für dieſe Welt; ſie lebt jenſeits in der Erinnerung an ihn!“

„Wohl Dir, liebe Freundin!“ verſetzte Amalie, „Du haſt Deine Jugendliebe, rein und heilig, für alle Zeit bewahrt und geſichert! Sie bleibt als ein abgeſchloſſenes Ganzes, unangetaſtet und unentweiht, ein ſchönes Eigenthum Deiner Seele. So unglücklich Du

warst, so beneidenswerth stehst Du in dieser Beziehung vor Tausenden, deren erste Liebe abglimmt und verflackert, wie Kerzenlicht, oder durch nachfolgende Enttäuschungen getrübt und ihres ätherischen Lichtglanzes beraubt wird. Du hast in der Erinnerung an den Verklärten einen Trost für alle Fälle des Lebens, ein Asyl in Leiden, einen Stern in jeder Nacht. Aber um so sträflicher wär' es, dem Leben ganz entsagen, jede Anforderung der Welt an Dich zurückweisen, jede Pflicht von Dir abschütteln zu wollen. Was Du Deinen Ernest warst, ist übertragen auf ein anderes Gebiet, auf das Gebiet geistiger Erhebung; er ist der Schutzgeist, der Dich hiernieden umschweben wird, wo Du weilest; — was er Dir im Leben hätte werden können, hat er durch seinen Tod auf Jenen vererbt, der bestimmt ist, Dein Gatte zu werden, der durch Deines Vaters Mund Dir angezeigt ist. Darum, Adolphine, rath' ich Dir nochmals, schlag' ein! Der Schatten Deines verblichenen Ernest wird Dir gewiß nicht zürnen, wenn Du ihm beweisest, wie schön Du die Rolle des Schauspieles zu Ende führen kannst, dessen Vorspiel Du mit ihm durchlebtest!"

Lange sträubte sich Adolphine gegen Amalien's Vorstellungen; aber diese war zu sehr Meisterin des Wortes, um ein so schwärmerisches Gemüth nicht gänzlich zu bewältigen.

Adolphinen's Worte, als sie kam, waren: „Nie, nie! Lieber sterben, als heirathen!" — Als sie ging, umarmte sie ihre Freundin mit dem Ausrufe: „Da hast Du mein Wort, Amalie, — der Rittmeister wird mein Gatte; — aber Du hast es auf Deinem Gewissen!"

Amalie war in ihrer Ehe, als Gattin und Mutter zu glücklich, um zu fürchten, daß ein braves Mädchen als Gattin und Mutter unglücklich werden könnte.

3.

Vierzehn Tage nach dieser Unterredung läuteten eines Abends die Glocken des Pfarrthurmes zur Trauung. So wenig man es auch darauf abgesehen hatte, so war doch die Kirche gedrängt voll, denn Alles nahm an der schönen braven Braut innigen Antheil, und vielleicht hatte sich mancher junge Mann, der jetzt einen unbemerkten Zuseher abgab, vor Kurzem noch mit der Hoffnung geschmeichelt, einmal an der Stelle zu stehen, welche jetzt der Rittmeister im stolzen Bewußtsein des errungenen Sieges einnahm.

Einfach und anspruchlos, in nettem, weißen Kleide, eine weiße Rose in ihren dunklen Locken, schritt Adolphine an der Seite ihres Bräutigams durch das Spalier der Neugierigen. Manche wollten behaupten, daß sie eher einem Schlachtopfer gliche, als einer Braut: denn nur wenige waren der Meinung, daß sie sich als Gattin des Rittmeisters glücklich fühlen würde. Ihr Blick war ernst und ruhig, allein es war mehr die gleichgültige Ruhe entschiedener Resignation, als jene ungetrübte heitere Spiegelung erfüllter Sehnsucht, welche über das Antlitz glücklicher Bräute solch' einen ätherischen Schimmer haucht. Wie ein Werkzeug fremder Willkühr ließ sie Alles willig mit sich geschehen, was die Ceremonie erforderte. Sie verrieth weder eine Spur von Freude, noch von Leid, und selbst das Jawort, diese verhängnißvolle Sylbe, welcher das Ohr

aller Neugierigen, als einem truglosen Prognosticum der Zukunft, mit reger Spannung lauscht, klang weder rasch, in ungeduldiger Freude sich überstürzend, noch weinerlich zitternd vor banger Ahnung, sondern deutlich und bestimmt, wie der Ausdruck der besonnensten Überlegung. Nur der Blick schien der Scene untreu, und blieb, während des ganzen Trauungsactes, starr zur Gottesmutter emporgeheftet, welche von dem Altarblatte lächelnd auf die Geopferte herabsah.

So ruhig aber die Tochter blieb, so bewegt geberdete sich der Vater. Aus dem seligsten Lachen in das lauteste Schluchzen der Rührung überspringend, streifte er mehr als einmal an's Lächerliche, und machte endlich nach vollzogener Feierlichkeit seinem Entzücken mit dem wiederholten Ausrufe: „Sie ist versorgt, sie ist versorgt!“ in verschwenderischen Küssen und Umarmungen Luft.

Der Rittmeister war in Bezug auf das weibliche Geschlecht kein Neuling. Er mochte es daher gar wohl eingesehen haben, daß ihn Adolphine nicht aus Liebe heirathe, sondern nur, weil es ihr Vater wünschte, und weil sie eben nichts gegen die Person ihres Bräutigams einwenden konnte. Er begnügte sich vor der Hand mit dieser negativen Haltung, und gedachte sich durch nachgiebige Aufmerksamkeit, gerechte Ansprüche auf eine gleiche Begegnung von Seite seiner Gattin zu begründen. Ohne daher mit ungestümer Zudringlichkeit gleich im ersten Augenblicke Alles geltend machen zu wollen, was der Ehering in seinem goldenen Reifen einschließt, ließ er sie ohne Widerrede gewähren, um sie nach und nach an ihren Stand zu gewöhnen. Der günstige Ein-

druck konnte nicht fehlen. — Adolphine, welche in des Rittmeisters Wohnung mit dem Gefühle einer Sclavin einzog, die das Harem ihres neuen Herrn betritt, erkannte diese zarte Schonung ihrer Freiheit mit Dank an, und erwiederte sie mit Beweisen herzlicher Achtung. Als der Rittmeister sah, daß die Behandlung wirke, setzte er sie mit lobenswerther Geduld fort, und dachte sich: „Die Weiber muß man selbst kommen lassen. Sie gewähren uns nach und nach Alles, was wir wollen, wenn wir nur thun, als ob uns nichts daran läge. Ein Fabius manövrirt gegen sie wirksamer, als ein Hannibal!“ —

Wenn ihm etwas an ihr unangenehm auffiel, so war es ihr momentanes Versinken in sich selbst, ein unerklärbarer Tiefsinn, der oft in völlige Verlorenheit überging. — „Dagegen hilft nur Zerstreuung, — und eine Reise zerstreut am besten!“ — Er machte ihr daher den Vorschlag, mit ihm einen Ausflug zu seinen Verwandten zu unternehmen, welchen er ohnehin versprochen habe, seine liebe junge Frau ihnen vorzustellen. Es war das erste Mal, daß sie sich auf länger von ihrem Vater trennen sollte; es war aber auch das erste Mal, daß sie ihr Gatte um etwas bat. Er hatte ihr in so vielen Dingen bis jetzt nachgegeben; das Gefühl der Billigkeit forderte es von ihr, dieses Opfer zu bringen, so schwer es ihr auch ankäme. Starinsky stellte sich entzückt über Adolphinen's Einwilligung, und in wenigen Tagen darauf rollte der Reisewagen über die Grenze der Nachbarprovinz.

Bei des Rittmeisters Verwandten fand Adolphine eine überaus herzliche Aufnahme, welche ganz

geeignet war, sie heiterer zu stimmen. Unterhaltungen, Spazierfahrten, Besuche in der Residenz, wo Schauspiel, Oper, militärische Aufzüge und Merkwürdigkeiten aller Art, die Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, wechselten mit häuslichen Festen und traulichen Familien-Cirkeln, und jenes herzliche Sichgehenlassen, jene ungezwungene Behaglichkeit, welcher sich jeder Mensch im Schoße der Heimath und im Kreise der Seinigen rückhaltloser hingibt, ließen Adolphinen auch an ihrem Gatten manchen Zug entdecken, der sie ihm geneigter machte und näher rückte, als es sonst vielleicht in Monaten geschehen wäre. Sie fing allmälig an, sich in ihr Verhältniß leichter und zwangloser zu finden, und gestand sich mehr als einmal selbst, daß sie es denn doch nicht so schlimm getroffen habe, als sie fürchtete. Nur wenn an manchem stillen Abende sich das Bild des armen Ernest vor ihre Seele drängte, da stieg es ihr heiß in die Wangen und unruhiger rang sie dann mit dem quälenden Zweifel, ob es Untreue gegen ihren Gatten sei, wenn sie an Ernest denke, oder Frevel an Ernest's Schatten, wenn sie jenem hielte, was sie ihm doch vor dem Altare zugelobt. Nur die Erinnerung an Amalien's Reden konnte sie dann beschwichtigen, und das Pflichtgefühl zu jener Stärke steigern, mit welcher es in einem unverdorbenen Herzen den Sieg über alle andern Empfindungen davonzutragen im Stande ist.

Adolphinen's Rückkehr verursachte sowohl ihrem Vater, als Amalien die innigste Freude. Sie fanden sie viel heiterer, viel lebhafter, viel zufriedener, als vor ihrer Abreise, und wenn Droschke

nun um so freudiger sich schmeichelte, seine Tochter gut versorgt zu haben, so fühlte sich Amalie getröstet durch das Bewußtsein, daß sie ihrer Freundin wenigstens nicht allzu übel gerathen. Der nächste Sonntag wurde dazu bestimmt, durch ein kleines Festmahl im Freien mit guten Freunden und Bekannten die Zurückkunft des Ehepaares herzlich zu feiern.

4.

Auf einem schattigen Hügel vor der Stadt war der Tisch gedeckt, an welchem sich Droschke mit Adolphinen, deren Gatten, und einer gewählten Anzahl frohgestimmter Herren und Frauen, ungezwungener Heiterkeit hingab. Im üppigsten Schmucke des Frühlings dehnte sich die Ebene mit ihren Saatfeldern, Dörfern, Wäldchen und Gehöften bis an den Fuß der nördlichen Hügelreihen hin, über welche das Hochgebirge, vom Höhenrauche des Mittags bläulich umduftet, in undeutlichen Umrissen hereinragte. In hundert und abermal hundert Krümmungen wand sich das bläuliche Flüßchen von dem westlichen Fichtengehölze her über die buntgeschachte Fläche des Thales. Seinen Windungen bald sich nähernd, bald sie fliehend, lief die Heerstraße wie ein braunes strafgezogenes Land dem fernen Süden zu. Ein erquickliches Lüftchen wehte bisweilen durch die säuselnden Buchenwipfel, die der Gesellschaft zum grünen Schirmdache dienten, und lüstern äugelte der Sonnenstrahl durch das bewegte Laub auf die Krystallflaschen herab, deren würziger Inhalt bald dazu dienen sollte, die Zungen der Männer gesprächiger zu machen, als sie bis nun schon waren. Droschke war in seinem

Seelenvergnügen, und blickte auf ſein Töchterlein, welches zwiſchen einem Kameraden Starinſky's und Amalien ſaß, oft ſo zärtlich hinüber, als ob er ſeinen Tiſchnachbar, den Rittmeiſter, zum Wettſtreite auffordern wollte. Aber je luſtiger die Tiſchgeſellſchaft wurde, deſto ſinnender blickte Adolphine vor ſich hin, und Amalie hatte viele Mühe, ihrer Freundin Theilnahme an einem Vergnügen einzuflößen, wofür ſie von jeher nur wenig Intereſſe zeigte. Erſt mehrmaliger Aufforderung, über Dieſes oder Jenes, was ſie auf ihrer Reiſe geſehen, ſich zu äußern, gab ſie endlich nach, und entfaltete, einmal in's Geſpräch verflochten, eine ſolche Fülle gemüthlicher Züge und treffender Bemerkungen, daß Starinſky ſelbſt geſtehen mußte, es ſei gar Vieles von dem, was er jetzt höre, ſpurlos an ihm vorübergegangen.

Das Thema war nun gegeben, und wurde im mannigfaltigſten Wechſel durchgeführt. Reiſeabenteuer aller Art kamen an die Reihe, und da mehrere Herren vom Militärſtande an der Tafel ſaßen, ſo ſprang das Geſpräch gar bald vom Reiſen auf's Marſchiren und vom Gebiete des Friedens auf das des Krieges über. Gleichzeitig ging es auch an die Toaſte, und je öfter die Gläſer klangen und je lauter die auf Ordre der Herren Officiere herbei gekommene Bataillonsbande ihre lieblichen Tonſtücke anſtimmte, deſto lebhafter wurde erzählt und geſchildert und mitunter auch — extemporirt.

Adolphine war indeß wieder in ſich ſelbſt zurückgeſunken, und gab ihrer Nachbarin, der es nicht entging, nur halbe, wohl gar ironiſche Antworten,

womit sie nicht verwunden, sondern einem verwandten Herzen nur andeuten wollte, wie sehr sie selbst verwundet sei. Den übrigen Gästen fiel es weniger auf, da jetzt die militärische Partei die Oberhand in der Conversation behauptete, und Vater Droschke meinte, seine Tochter horche der Musik so aufmerksam zu, für welche sie immer eine besondere Vorliebe hatte. Das war wohl auch der Fall, aber was für Empfindungen mit den Klängen in Adolphinen's Herz einzogen, wie mancher Ton durch alle ihre Nerven schmerzlich nachzitterte, davon hatte vielleicht Niemand außer Amalien eine Ahnung.

Eben wurde wieder ein lustiges Jägerstückchen aufgespielt, in welchem die Waldhörner die Hauptstimme führten, als dem Rittmeister, dem der Champagner schon ziemlich feurig aus den Augen leuchtete, eine Erinnerung zündend durch den Kopf zu fliegen schien. Adolphine bildete ihm gegenüber den völligen Contrast. Regungslos und starr saß sie, als ob die Töne der Melodie sie ganz umstrickt und gefesselt hätten, während Starinsky einen kräftigen Schluck that, und sich den Schnurbart strich, was so viel hieß, als daß er das Wort verlange.

„Cameraden," begann er, „weil wir denn eben so fröhlich beisammen sitzen, so muß ich Euch doch auch etwas aus meinem Leben zum Besten geben, was ich nicht nur Euch, sondern auch meinem wackern Herrn Schwiegerpapa und meiner herzliebsten Adolphine längst schon schuldig war.

„Heraus damit!" scholl es aus dem Munde aller Männer, indeß Amalie Miene machte, als ob sie etwas für weibliche Ohren Unliebsames befürchtete.

„Nu, nu,“ rief der Rittmeiſter, — „es iſt nicht ſo, wie die Gnädige vielleicht glaubt! Freilich iſt's kein Kinderſcherz, — aber ich meine, deutſchen Frauen bringt's keine Unehre, zu hören, daß deutſchen Männern das Herz auf dem rechten Flecke ſitzt!“

Adolphine zuckte unwillkührlich zuſammen. Gerne wäre ſie aufgeſtanden, um ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen; allein ein Blick auf Starinſky's erhitztes Antlitz benahm ihr wieder alle Kraft, etwas zu wagen, was ihr vielleicht in dieſem Augenblicke das erſte rauhe Wort hätte zuziehen können.

„Ich bin Euch noch Allen den Bericht ſchuldig,“ fuhr Starinſky fort, wie ich denn eigentlich zu meiner dermaligen Charge gekommen bin. Ich habe die Sache immer als eine Art von Geheimniß betrachtet, aber da ich hier unter guten Freunden bin, welche ſie nehmen werden, wie ſie zu nehmen iſt, ſo glaub' ich frei von der Leber ſprechen zu können. Vor kaum vier Jahren war ich noch an der Militärſchule der Hauptſtadt als Fechtmeiſter placirt. Mein Fach verſtand ich wie Keiner weit und breit, und wer aus meiner Schule hervorging, hatte ſich vor keinem Gegner zu ſcheuen. Das Arcanum meiner Kunſt beſtand, außer all' den gewöhnlichen Handgriffen und Fertigkeiten, namentlich in dem Studium des menſchlichen Auges. Nur den Blick meines Widerpart's brauchte ich zu fixiren, und ich wußte genau, wohin ſein nächſter Stoß oder Hieb berechnet war, während ich ihn theils durch meine Ruhe, theils durch kühne Ausfälle decontenancirte und unfehlbar — desarmirte, wenn ihm nichts Ärgeres widerfuhr. Der Ruf meiner Schüler, welche gewöhnlich

die besten Raufer ihres Corps wurden, verschaffte mir ein ausgebreitetes Renommée. Gewiß Jeder meiner jetzigen Kameraden wird von dem Meister Furioso gehört haben, unter welchem Namen ich damals in der Armee besser bekannt war, als unter meinem wahren Namen. Als der Krieg ausbrach, gab es vollauf zu thun. Alles wollte sich von mir hieb- und stichfest machen lassen, um dem Feinde kühn die Stirne bieten zu können. Übrigens stand ich damals noch bescheiden im Hintergrunde, und schickte nur meine Schüler in die Welt hinaus, welche rechts und links die glatten Muttersöhnchen zeichneten, daß ihnen die Gesichter aus dem Leime gingen. Um diese Zeit war's, wo in den Grenzorten Truppen verschiedener Nationen, welche mit uns alliirt waren, zusammen garnisonirten. Da gab es denn gar manche Reibung. Jeder wollte seine Nationalität auf Kosten der Übrigen geltend machen, und so war's denn kein Wunder, daß oft mancher arme Teufel das Bad ausgießen mußte. So lag denn auch in einer dieser Ortschaften durch längere Zeit ein Artillerie-Train, welchem ein Bataillon Freiwilliger aus dem uns verbündeten Nachbarstaate zur Verstärkung beigegeben wurde. Diese beiden Truppenkörper wollten durchaus nicht zusammensehen. Unsere Bombardiers, tüchtig gebildete, ruhige Männer, von mehr Studium, als Agilität, bedienten ihre Geschütze, daß es eine Freude war, führten aber ihre Degen mehr zur Zierde, als zum Gebrauch, und bildeten eine geschlossene Gesellschaft, welche sich um die Übrigen wenig kümmerte. Die fremden Jäger hingegen, blutjunge Feuerteufel, welche kaum den Hörsälen der Universität entschlüpft, ihre Hieber eben

mit dem Säbel vertauſcht hatten, und nun vor Übermuth nicht wo aus, wo ein wußten, ärgerten ſich gar gewaltig über unſere geſetzten Herren, und ſpöttelten und neckten ſie, wann und wo ſie konnten. Trotz aller Mäßigung von Seite der Unſrigen kam's nur allzubald zu ärgerlichen Auftritten, welche mehrere Herausforderungen zur Folge hatten. Daß die Unſrigen dabei im Nachtheile blieben, iſt natürlich; ſie waren an etwas Ernſteres gewöhnt, als an renommiſtiſche Fuchteleien. Ein paar tüchtige Officiere kamen mit bedeutenden Schmarren davon. Einer, ein Familienvater, nebſtdem ein trefflicher Mann vom Fache, blieb auf dem Platze. Die jungen Raufbolde wurden dadurch nur kühner, und erlaubten ſich die empörendſten Inſolenzen. Da wendeten ſich die Officiere des ſchwer gekränkten Corps unmittelbar an den Commandanten, und eine Liſt gab der ganzen Sache eine andere Wendung. Der Commandant, der mich wohl kannte, und mir in dieſem Puncte viel zutraute, ſchrieb mir zu, und machte mir den Antrag: „Ob ich nicht die Ehre jenes Corps retten, und wenn es mir gelänge, eine Lieutenantsſtelle in einem beliebigen Truppenkörper als Lohn für meine Dienſte annehmen wolle.“ — Das war mir ein gefundener Handel. Ich ſage ihm vorläufig zu, mache mich eilends auf den Weg, komme bei Nacht und Nebel an, und ſitze bereits am nächſten Mittag, verkappt in die Uniform eines Bombardiers, an der table d'hôte ſo breit und keck, als ob ich mein Lebtag nichts Anderes geweſen wäre. Schon am Abende des erſten Tages gab es einen kleinen Auftritt; allein der ausländiſche Zungenfechter, auf den es abgeſehen war, befand

es für gut, das Feld zu räumen, eh' ich mit dem schweren Geschütz anrückte. Die Sturmglocke mochte er gewaltig gezogen haben, denn des andern Tages wimmelte an den Nebentischen Alles von grünen Herrchen, welche so trotzige Reden führten, als ob sie die ganze Welt par force jagen wollten. Mir juckte und zuckte es in den Fingern, daß ich mehr als einmal nach der Klinge fuhr, aber meine Quasi-Cameraden wollten nicht der angreifende Theil seyn, und hielten mich gewaltsam zurück. Das kitzelte die Herren neben an zur Übergebühr, und von Seitenblicken kam es zu Stichreden, von Stichreden zu Anspielungen, bis endlich ein zwanzigjähriger Enkel Teut's, welcher vielleicht kaum vor einigen Monaten aus dem Flausrocke gekrochen war, sich ganz breit und vierschrötig auf einen Stuhl neben uns hinwarf, und den vor ihm liegenden Degen eines unserer Offiziere, mit den Worten: „Weg mit der Nadel da!“ unsanft bei Seite schob.

„Die Nadel bleibt da!“ schrie ich auf, und schob den Degen auf seine vorige Stelle zurück. — „Es könnte noch eine Fliege zu spießen geben! —“

„Seht' mal! Das ist doch gar zu drollig!“ scholl es unter wildem, ungeberdigen Gelächter durcheinander.

„Wenn's beliebt, so können es die Herrn noch drolliger haben!“ rief ich drohend. „Unser Spiel ist ohnedieß noch nicht im Reinen; vielleicht schlägt dießmal unsere Karte!“

„Va banque!“ spöttelte der Keckste unter ihnen. „Es gilt, gilt!“ lärmten Alle zusammen, als ob sie uns sammt Haut und Haaren fressen wollten.

„Wie's beliebt, meine Herren!“ entgegnete ich. „Wollen Sie mir ein Jeder einzeln die Ehre geben, oder wollen Sie lieber Ihren besten Mann ſtellen, — mir iſt es gleich! Aber das ſag' ich Ihnen, daß wir uns nicht eher wieder in dieſer Stube finden, als bis Sie uns eingeſtehen, daß auch wir den Degen zu führen wiſſen!“

Mit dieſen Worten ſtand ich auf; alle meine Scheincameraden folgten mir; ruhig ſchnallten wir unſere Degen um, und verließen das Zimmer und die ſtaunenden Großſprecher, welche nun wahrſcheinlich gar furchtbar erbittert die Köpfe zuſammenſteckten und Rath hielten.

Ich ſchlief ganz ruhig; denn ich war meiner Sache gewiß. Am andern Morgen weckte mich mein Burſche und übergab mir einen Zettel mit dem Bedeuten, daß es Eile damit habe. Er enthielt die Antwort auf meine Herausforderung. — „Um 6 Uhr werden Sie im Eichenwäldchen Ihren Gegner finden. Es gilt die Ehre des Degens. Wir ſcheuen keine Zeugen.“ — Unterſchrieben war das ſämmtliche Officierscorps des fremden Jägerbataillons. Ich ſprang in aller Haſt aus dem Bette, ließ in der Eile unſere Officiere zuſammen holen, und ſchnallte meinen Degen in der vollen Überzeugung um, daß ich es mit all' den Eiſenfreſſern der Reihe nach zu thun haben würde. Aber ſei es, daß ſie gelost oder daß ſie die ganze Sache ihrem anerkannt beſten Fechter übertragen hatten, kurz, ich fand, als ich auf den Platz kam, nur einen einzigen Gegner, welcher für die übrigen Anweſenden den Gang thun zu wollen erklärte. Mich dauerte faſt der junge, hübſche Mann, welcher nicht ganz unbefangen ſchien, und daher um ſo gewiſſer ein

Opfer des gefährlichen Spieles zu werden verſprach. Die Stellung wurde genommen; erblaſſend bis in's Innerſte trat der bildſchöne Junge mir gegenüber. Als aber die Degen klirrten und Aller Augen auf unſere Klingen gerichtet waren, da wuchs er plötzlich empor, rollte ganz wild die Augen, als ob ihm die Courage mit einem Male in die Glieder gefahren wäre, und drang ſo wüthend auf mich ein, daß ich in der That Mühe hatte, mich zu decken. Allein eben in ſeinem übertriebenen Feuer gab er manche Blößen, die ich anfangs nicht benützte, um ihn irre zu führen. Mein Auge ſcheinbar gegen ſeine Kehle richtend, auf die er es daher zunächſt abgeſehen wähnte, erwartete ich nur den Augenblick, wo er bei einem Ausfalle die Bruſt bloß gäbe. Meine Berechnung war gut, der hitzige Neuling ging dem Meiſter Furioſo in die Falle. Eben glaubte er mich kalt zu machen, als er, wie eine Leipziger Lerche geſpießt, auf meiner Nadel ſtack. Der Stich war ihm durch die Bruſt gegangen, nach wenigen Stunden ging er zu unſerem getödteten Cameraden hinüber, um ihm zu ſagen, wie die Herren von der Kanone die Ehre des Degens gerächt hatten. Von dieſer Zeit an, ließen uns die jungen Raufbolde Ruhe, und bald darauf marſchirten wir vereint der Schlacht entgegen. Der Commandant hielt getreulich Wort; als Lieutenant einrangirt, zog ich aus, nach der erſten Schlacht war ich Capitän, und ein Jahr darauf trat ich in Folge eines vortheilhaften Tauſches zu der Huſaren-Escadron über, welche ich bald als Chef zu commandiren gedenke.

Starinſky hatte geendet, und Alles wünſchte ihm Glück zu ſeiner glänzenden Carriere, als plötzlich

ein Schreckensruf Amalien's die Aufmerksamkeit unterbrach, mit welcher man bisher des Rittmeisters Berichte gefolgt war. Adolphine lag ohnmächtig in den Armen ihrer Freundin.

„Um Gotteswillen, was haben Sie gemacht!“ rief Amalie, welche die Fortsetzung einer Erzählung, deren Beginn sie schon mit der ängstlichsten Besorgniß vernommen, nicht mehr zu hindern vermocht hatte. Adolphine gewann mit jedem Worte, das aus dem Munde ihres Gatten kam, die volle Gewißheit, daß er der Mörder ihres unvergeßlichen Ernest Heim war. In höchster Aufregung, mit athemloser Spannung lauschte sie seinen Reden, bis bei der traurigen Katastrophe ihre ganze Kraft mit einem Male zusammenbrach, und sie leblos, wie eine geknickte Blume, zurücksank.

„Herr Schwiegersohn,“ stotterte Droschke, seiner Tochter beispringend, „das ist eine fatale Geschichte! Wir haben vergessen, daß wir's mit zarten Nerven zu thun haben!“

„Wird sich geben!“ entgegnete Starinsky, ebenfalls mit Adolphinen beschäftigt, „als Frau eines Kriegers muß sie sich an dergleichen Abenteuer gewöhnen!“

„Ach! Sie verstehen sie Alle nicht!“ seufzte Amalie, und suchte die Leichenblasse durch stärkende Mittel zur Besinnung zurückzubringen. „Gehen Sie, gehen Sie,“ sprach sie zu dem Rittmeister, „lassen Sie mich mit ihr allein. In solchen Fällen wissen wir Frauen besser, was frommt!“

„Was?“ verſetzte Starinſky mit einiger Heftigkeit, welche die Wirkungen des Champagners zu verrathen ſchien. „Ich ſollte meine Frau verlaſſen, wenn ſie der Hülfe bedarf? — Potz Blitz, ſo wenig als meine Standarte!“

Mit dieſen Worten faßte er ſie ganz kräftig um die Mitte und hob ſie vom Stuhle auf, um ſie in das nahe Gartenhaus zu tragen.

Adolphine öffnete langſam die Augen, aber ein lauter Schrei des Entſetzens entfuhr ihren Lippen, als ſie ihres Gatten Blicken begegnete und ſich von ſeinen Armen umſchlungen fühlte. — „Fort, fort!“ ächzte ſie mit ſterbender Stimme, und verfiel in einen Starrkrampf, der ihr zum zweiten Male Wärme und Beſinnung raubte.

Das fröhliche Feſtmahl endigte mit einer Scene allgemeiner Beſtürzung. Trotz aller angewendeten Verſuche war Adolphine nicht zu erwecken. Zum Glücke war Amalien's Gatte, der Stadtarzt, auch mit an der Tafel; allein ſelbſt dieſer konnte dem beſorgten Vater keine andere Beruhigung gewähren, als daß eben nichts verſäumt worden ſei. Übrigens ſchüttelte er bedächtig den Kopf und erklärte den Zuſtand für ſo bedenklich, daß es durchaus unzuläſſig wäre, ſie in die Stadt zu bringen. Nur auf ſein Zureden entfernte ſich der Rittmeiſter, und auch die übrige Geſellſchaft zerſtreute ſich, um der Erkrankten die nöthige Ruhe zu gönnen.

5.

Erſt ſpät in der Nacht kam Adolphine zu ſich. Ihre Nerven waren ſo ſehr angegriffen, daß eine ſchwere

Krankheit zu befürchten ſtand. Am frühen Morgen wurde ſie in einer Sänfte in die Stadt zurückgebracht.

Jetzt ließ ſich Starinſky durch die Vorſtellungen des Arztes nicht länger abhalten, an Adolphinen's Lager zu treten. Die Wirkung ſeines Erſcheinens war die nämliche, wie geſtern. Wie Eſpenlaub zitterte ſie am ganzen Leibe, ſchlug die Hände krampfhaft vor's Geſicht, und erwiederte die Frage ihres Gatten, wie ſie ſich fühle, mit einem noch ängſtlicheren: „Zurück, zurück!“

Weder Amalie, noch ihr Gemahl, welchem ſie das Geheimniß der Unglücklichen mitgetheilt hatte, wollten ſchon jetzt, wo noch nicht alle Hoffnung aufzugeben war, den ſonderbar Ergriffenen von dem Grunde dieſer, ihm unerklärlichen Erſcheinung unterrichten. — „Wenn ſich das Übel wieder gibt, dachten ſie, ſo iſt es ja zur Erhaltung des häuslichen Friedens unumgänglich nothwendig, Adolphinen's Seelenleid einem Gatten geheim zu halten, welcher weder Bildung noch Gefühl genug beſäße, um ſolch' ein tiefgewurzeltes Wehe ſchonend zu entſchuldigen. Sollte ſie aber, — was leider nur zu wahrſcheinlich war, — dem Überreiz ihres Nervenſyſtems erliegen, wozu ein Geheimniß profaniren, in welchem die Unglückliche den einzigen Troſt für ein zerſtörtes Daſein fand?“ — Starinſky und Droſchke wurden daher mit der Erklärung hingehalten, daß in Adolphinen's Organismus lange ſchon eine Störung vorbereitet geweſen ſeyn müſſe, zu deren Ausbruche zufällig jene grelle Schilderung Anlaß gab, worüber man ſich jedoch damit vertröſten könne, daß

wahrſcheinlich jedes andere ähnliche Begebniß, etwa ein Unglücksfall auf offener Straße, oder ein Leichenzug, oder eine ergreifende Lektüre u. dgl. eine gleiche Wirkung gehabt haben würde. Der Rittmeiſter ließ ſich bald überreden, und wußte ſich auch im Kreiſe ſeiner Cameraden bei Wein und Kartenſpiel möglichſt zu beruhigen. Aber Vater Droſchke fand keine Ruhe; faſt ſtündlich eilte er zu ſeiner kranken Tochter, und belauſchte jeden Athemzug der Dahinſiechenden, und erinnerte ſich wohl mehr als hundertmal mit immer lauterer Selbſtanklage an ſeinen voreiligen Jubelruf: „Sie iſt verſorg't, ſie iſt verſorgt!“

Am meiſten litt Amalie, welche ſich den Vorwurf, zu einer ſo unglücklichen Verbindung gerathen zu haben, mit jedem Beſuche ſchmerzlicher erneuern mußte. Selbſt von ihrem eigenen Gatten fand ſie ſich dießfalls wenig beſchwichtigt, denn er konnte es nicht verhehlen, daß an des Rittmeiſters Seite für Adolphinen keine Geneſung möglich ſei.

Nach wiederholten Anfällen, welche in der höchſten Potenz nahe an Wahnſinn gränzten, verfiel die Unglückliche in ein deutlich ausgeſprochenes Nervenfieber, welches von dem Arzte für höchſt bedenklich erklärt wurde. Amalie fürchtete nun mehr als je, daß die Kranke in den Phantaſien ihrer Fieberhitze an ſich ſelbſt zur Verrätherin werden und ihrem Gatten, den man nun nicht länger fern halten konnte, einen offenen Blick in ihr unbewachtes Innere gönnen würde; allein wunderbarer Weiſe blieb ſie ſich ſelbſt in dieſem Zuſtande getreu, und äußerte wohl unverholen ihren Abſcheu ge-

gen Ernest's Mörder, ohne jedoch im geringsten den Grund davon ahnen zu lassen. Drosche war in Verzweiflung, und bat seinen Eidam dringend, Adolphinen's Ruhe nicht mehr zu stören. Immer schwächer wurde die Leidende; ihre Züge veränderten sich auffallend, und eben als der Arzt sie für unrettbar verloren erklärte, äußerte sie zum ersten Male wieder, daß sie sich ganz wohl fühle, und nun keine Schmerzen mehr empfinde. Eine überirdische Ruhe schien über ihr blasses, eingefallenes Antlitz ausgegossen, als sie eines Tages nach Amalien verlangte, um ihr, wie sie sagte, etwas Wichtiges mitzutheilen.

Nur ungern ließ der Arzt seine Frau zu ihr, da er nicht nur die Krankheit selbst für ansteckend erklären mußte, sondern Amalien so sehr angegriffen sah, daß er nicht wenig Grund hatte, für die Mutter seiner Kinder auch in geistiger Hinsicht besorgt zu seyn. Allein dem Wunsche der Todtkranken konnte er diese, vielleicht letzte Bitte nicht abschlagen.

Als Amalie kam, und hingerissen vom Gefühle, ihre Freundin umarmen wollte, winkte ihr diese fern zu bleiben, und sprach mit leiser Stimme: „Tritt nicht näher, liebe, einzige Vertraute meines Herzens! Auf meiner Zunge sitzt der Tod. Ich wollte Dich nur bitten, daß Du Dir meinetwegen keinen Vorwurf machst! Ich danke Dir vielmehr, danke Dir innig; denn ich fühle es klar, nur auf diesem Wege konnte ich eher dahin kommen, wohin ich mich sehne. Schon winkt mir ein bekanntes Antlitz; — ich komme, Ernest, — ich komme! — Lebe wohl, Amalie! Tröste mir meinen

Vater, und ſag' ihm: Jetzt erſt iſt ſeine Tochter — verſorgt!"

Es waren ihre letzten Worte. In einer Stunde darauf, während ſie, ruhig lächelnd, mit emporgeſchlagenen Augen dalag, — war ſie nicht mehr.

„Ihr unglückliches Duell hat Ihnen Ihre Frau gekoſtet!" rief Amalie mit ſchneidender Ironie dem Rittmeiſter zu, welcher mit mehr Rührung, als man ihm zugetraut hätte, an das Lager der Verklärten trat.

„Weiß Gott!" ſchwor er, ſich eine Thräne aus dem Auge wiſchend, „ich duellire nicht mehr in meinem Leben. Der junge Jäger muß mir's angethan haben!"

Droſchke ſtand vernichtet, und fand weder Worte noch Thränen, aber ſeinen ſtarren Mienen merkte man es an, daß der Tod ſeiner Adolphine auch ihm das Herz gebrochen habe.

Amalie aber gelobte es ſich ſtillſchweigend in die Hände ihrer verklärten Freundin, nie mehr zu einer Verbindung zu rathen, wobei ein Herz ſich Zwang anthun ſoll.

Die ganze Stadt ſprach theilnehmend von dem unglücklichen Schickſale des liebenswürdigen Geſchöpfes, deſſen ſie ſich ſeit Langem zu rühmen hatte; aber Niemand als der Arzt und ſeine Frau wußten um den eigentlichen Grund dieſes betrübenden Ereigniſſes. Sie bewahrten das Geheimniß, das ohnedieß Niemanden zur Beruhigung dienen konnte, getreulich, bis durch deſſen Enthüllung Niemand mehr zu kränken war. Doch dieſer Zeitpunct trat gar bald ein, denn der Rittmei-

ſter ging, ehe er noch zum Escadron-Chef vorrückte, in Penſion, und überſiedelte in eine andere Provinz. Droſchke aber lag ſchon im nächſten Jahre auf dem Friedhofe neben ſeiner Tochter, welcher er einen einfachen Grabſtein hatte ſetzen laſſen, worauf als Inſchrift der Ausdruck ſeines voreiligen Jubels eingegraben war, nämlich die drei Worte: „Sie iſt verſorgt!“

Inhalt.

	Seite
I. Das goldene Ringlein	1
II. Cornelia Fieramonti	27
III. Der Invalide	67
IV. Das Ballkleid	87
V. Schloß Nonſuch	145
VI. Zu den ſchützenden Stiefeln	175
VII. Das Nordlicht	195
VIII. Die Kinder der Natur	207
IX. Arabella von Byrnswack	233
X. Meiſter und Schüler	275
XI. Das Schloß des Liebenden	289
XII. Sie iſt verſorgt	307

Bei A. Pichler's sel. Witwe in Wien,
Stadt, Plankengasse Nr. 1061,
ist erschienen und zu haben, auch durch alle Buchhandlungen der k. k. Provinzen zu beziehen:

Handbuch
der Patente, Gesetze und Verordnungen
über die
in den k. k. Österreich. Staaten bestehende
Erwerbsteuer,
nebst den
nothwendigen Formularien zu Eingaben, Protokollen und Berichten.

Zum Gebrauche der Steuerbeamten und steuerpflichtigen Individuen herausgegeben
von
Andreas Haidinger.

8. Wien 1844. Mit Tabellen-Beilagen. In Umschl. brosch. 48 kr. C. M. (1 Thlr.)

Mit Hülfe des vorstehenden Werkchens wird sowohl der Steuerbeamte als der Steuerpflichtige vollständige Belehrung über eine Steuer erhalten, die um so größere Berücksichtigung verdient, je mehr sich der industrielle Zustand des Österreichischen Staates erweitert. Durch die Beobachtung der chronologischen Ordnung ist es ein Leichtes geworden, die aufgenommenen verschiedenartigen Gesetze zu finden. Auch wird dieser Zweck durch das beigegebene Register sehr gefördert. Die zugleich beobachtete systematische Ordnung verschafft endlich bei dem Studium die beste Übersicht aller zu dem Erwerbsteuer-Patente erflossenen Verordnungen.

Ferner aus demſelben Verlage:

Erzählungen

und ein gemiſchter Anhang.

Von

Dr. Franz Schuſelka.

Zwei Bändchen.

8. Wien 1844. Broſch. 1 fl. 20 kr. C. M. (1 Thlr.)

Inhalt.

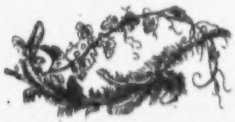
Bilder aus der öſterreichiſchen Schweiz. 1) Der Traunfall. — Mariannas Hochzeitstag. — 2) Der Traunfall als Eheſtifter. — 3) Der Traunſtein. — Der Fiſcher am See. — 4) Die wahnſinnige Schifferin. — 5) Iſchl. — Die Rettenbacher Müllerstochter. — 6) Hallſtadt. — Die Sennin und der Knappe. — 7) Die vier Schweſtern. — 8) Das Kirchlein am See. — **Erzählungen.** 9) Drei Kapitel aus der Lebensgeſchichte eines armen Teufels. — 10) Traum und Wirklichkeit. — 11) Leben und Thaten eines Taglöhners. — 12) Das Soldatenweib. — 13) Die Verlobung. — 14) Der Segen Gottes. — 15) Der Quackſalber. — 16) Die Todtengaſſe. — 17) Der Flatterling. — 18) Die Neujahrsnacht eines Glücklichen. — 19) Die Freudenquelle. — 20) Hydrophantaſus. Ein Mährchen für große Kinder. — **Gemiſchter Anhang.** Das menſchliche Doppelweſen. — Nekrolog des Faſchings. — Über die Emancipation des ſchönen Geſchlechtes. — Gedanken über italieniſche und deutſche Muſik. — Haydn's Jahreszeiten. — „Paulus" von Mendelsſohn-Bartholdy. — Der Stephansthurm.

Laub und Nadeln.

Von

Joh. Gabriel Seidl.

Zweiter Band.



Zweite vermehrte Auflage.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bei A. Pichler's sel. Witwe.
Für's Ausland in Commission bei Braumüller & Seidel.
1845.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Die weisse Rose.

Im großen Opernhause war Ball. Proscenium und Parterre waren durch ein festgezimmertes Gerüste in gleiches Niveau gebracht worden, und bildeten den ebensten und geräumigsten Boden, den sich ein tanzlustiges Carnevals-Publicum nur wünschen kann. Der Zugang zu den Logen und die Thore der Galerie waren versperrt, das Äußere derselben aber mit Draperien geschmackvoll verdeckt, und mit glänzenden Girandolen und eleganten Waydleuchtern so sinnreich geschmückt, als ob sie nie zu einem andern Zwecke gedient hätten. Eine mächtige Astrallampe mit blitzenden Reverbère's hing von der Mitte der Decke wie eine künstliche Sonne nieder, welche kleinere, reich beleuchtete Lustres, wie ihre Trabanten, umfunkelten.

Zwei Orchester, von denen das eine die mittlere Logenreihe des ersten Ranges, das andere die Rückwand der Bühne einnahm, wechselten im rauschenden Vortrage der beliebtesten Tonweisen ab, und verlegten den Brennpunct des lebendigen Treibens bald auf die eine, bald auf die andere Seite des Saales, als ob es darauf abgesehen wäre, ja gewiß jedem einzelnen Plätzchen seinen gehörigen Antheil zukommen, und das ihm gebührende Recht widerfahren zu lassen. So glänzend aber die Ausschmückung des Saales war, so ward sie doch verdunkelt durch den Glanz des Reichthums und

der Pracht, welche von den Ballgästen zur Schau getragen wurden. Die Halsketten um den Nacken der Damen, die Diademe, Zitternadeln und Reiger in ihren Locken, die Brasseletten an ihren Armen, die Broches an ihren Busen bildeten eine solche blendende Brillantensaat, daß, von dem Irisblitze getroffen, das Auge oft unwillkürlich zurückzuckte. Auch in der Wahl der Kleiderstoffe, in den kostbaren Spitzengarnituren und Blondenschleifen, in dem Wechsel der wunderlichsten Coëffüren und in dem Überschwange jener Nebendinge, welche gleichsam die Staffage eines Ballanzuges bilden, gab sich ein Luxus kund, welcher, so kleinlich er auch an dem Einzelnen erscheinen mag, in Masse doch eines beinahe erhabenen Eindruckes nicht verfehlen konnte, den der Contrast der Herren-Costüme in ihrer flitterlosen Einfachheit nur noch erhöhte. Das war aber nur die Aussenseite. Die Gesellschaft selbst bestand aus der Elite der Stadt. Wer alle Notabilitäten, alle politischen, industrielen und literarischen Tonangeber, wie in einer Galerie, mit einem Überblicke sich vergegenwärtigen wollte, fand hier die beste Gelegenheit dazu. Im traulichsten Einvernehmen, ohne Rücksicht auf Farben und Partheien, wandelten sie durch einander, Conversation und Stimmung im schönsten Ebenmaße zu erhalten bemüht. Wenn es wahr ist, daß Portraite am besten gelingen, wenn man sie den Originalen in einer behaglichen Situation im sogenannten Sichgehenlassen, unvermerkt abstiehlt, so wäre hier für einen reisenden Maler der beste Moment gewesen, eine Sammlung der interessantesten Köpfe für sein Portefeuille zu gewinnen. Leider war ich aber kein Maler, nicht einmal ein Tou-

rist, der, wie es heißt, auf „das Buch“ reist, sondern nur ein einfacher Reisender, dem es übrigens höchst willkommen war, durch einen, mit der haute volée ziemlich vertrauten Freund am ersten Abende nach der Ankunft in den Zauberkreis dieses Feensaales versetzt zu werden. — An seinen Arm mich haltend, um mich in diesem Labyrinthe voll fremdartiger Erscheinungen nicht zu verlieren, weidete ich mich an dem Anblicke des buntbewegten Lebens, machte im Fluge Bekanntschaften, um sie eben so schnell wieder zu vergessen, prägte mir im Vorbeigehen Züge ein, die ich noch jetzt nachzeichnen könnte, und stellte, ungekannt und ungehindert, meine stillen Beobachtungen an. Ich hatte das Vergnügen, meinen Freund selbst auf Manches aufmerksam zu machen, was ihm in diesen bekannten Räumen, die er das Jahr hindurch so oft besuchte, entging oder nicht mehr auffiel. — Außer dem Tanzsaale interessirte mich besonders der Foyer, ein überaus freundlicher Gesellschaftssaal, mit Spiegeln, Ruhebetten, Büffets und Allem versehen, worauf man in den Pausen des Balles Anspruch machen kann. Hier war der eigentliche Sammelplatz jener ernsteren, ruhigeren Gestalten, welche bei solchen Festen mehr eine Gelegenheit zum Ideenaustausche, als rauschende Unterhaltung suchen. In den verschiedenartigsten Gruppen saßen und standen sie hier umher. Die Bruchstücke ihres Gespräches bewiesen mir, daß es nicht bloß Ballangelegenheiten waren, was sie verhandelten, sondern Debatten über die wichtigsten Interessen des Staates, über Gegenstände der Kunst, über Zeitgeschichte und Erfindungen kamen mir zu Ohren. Ganz verschieden von diesem anständigen Tummelplatze

der edelsten Conversation, war ein langes, schmales Nebengebäude, zu welchem seitwärts von dem Foyer ein geschlossener Corridor führte. Mein Freund, welcher mir Alles zeigen wollte, was eines Blickes werth war, glaubte mich auch in diese Gemächer hinweisen zu müssen. Sie waren angefüllt von jener Klasse von Menschen, welche das Spiel für die Würze jeder Belustigung halten. Eine düstere Stille herrschte in den starkbesetzten Zimmern, welche nur von der Stimme der Bankiers, vom Geklingel und Geklirr aufgezählter Münzstücke, und vom Geflüster und Gemurmel der Gewinnenden und Verlierenden unterbrochen wurde. Ein eisiges Frösteln überlief mich, als uns einige theils verstörte, theils lauersame Gesichter entgegengrinsten, als ob sie in uns neue Schlachtopfer ihrer Leidenschaft erblickten. Eine einzige Volte wartete ich ab, welche das Tableau, das sich mir beim Eintritte darbot, wie durch einen Zauberschlag in seinen Gegensatz verwandelte, dann verließ ich diese unheimliche Halle wieder, und folgte meinem Freunde, abermal durch den Foyer, auf den entgegengesetzten Flügel, wo er mir auch einen entgegengesetzten Eindruck versprach. Eine Reihe von Gemächern war hier der Galanterie geöffnet, welche nicht ermangelte, die freundlichen, einladenden, mit wahrhaft orientalischer Pracht ausgeschmückten Säle, Kabinetchen, Gänge und Rotonden sich trefflich zu Nutzen zu machen. Flüsternde Pärchen verabredeten hier ihre Rendezvous; manches Geständniß wurde hier schönen Lippen abgeschmeichelt; beim Strahle mattgeschliffener Lampen tönte halblaut mancher Liebesschwur, und wie das Schwirren unsichtbarer Dämonen wehte und

flirrte es um mich her, als ich durch die Reihen dieſer ſelbſtvergeſſenen, in ihrem inneren Leben die Außenwelt begrabenden Geſtalten hinſchritt, und mir all' die Gefühle von Liebe, Sehnſucht, Glück, Entſagung, Eiferſucht und Wehmuth perſonificirt dachte, welche, wie Düfte aus Blumenkelchen, aus Augen und Herzen hier emporſtiegen. Eine mächtige Erinnerung an manches Durchlebte ſtieg in meinem eigenen Buſen auf, und machte mir eine Leere fühlbar, die ich am hellen Tage bei nüchternem Verſtande damals für mein höchſtes Glück zu halten pflegte. — Eine unerwartete Erſcheinung nahm meine ganze Aufmerkſamkeit plötzlich um ſo mehr in Anſpruch, als ſie von den meiſten Anweſenden, trotz ihres auffallenden Contraſtes, nur wenig beachtet zu werden ſchien. Eine weibliche Geſtalt trat nämlich, wie in großer Eile, herein. Ohne Larve glich ſie einer Maske. Ein Trauerkleid von phantaſtiſchem Schnitte umhüllte ihre ſchlanke Geſtalt; wäre es weiß geweſen, man würde es für ein Brautkleid gehalten haben, denn auch der Kopfputz hatte etwas Bräutliches an ſich, ein Myrthenkranz war durch die dunklen Locken geflochten, welche in wilder Unordnung auf den weißen Nacken herabhingen. Mit vorgeneigtem Haupte, ſo daß man das Geſicht nicht ſehen konnte, die Hände ſchlaff herabhängend, ſchritt das unheimliche Weſen, einer Suchenden ähnlich, durch die Zimmer. Sie kam gerade auf uns zu, und da mir daran lag, ihr Antlitz zu ſehen, ſo wich ich ihr abſichtlich nicht aus. Sie trat knapp an mich heran und blieb ſtehen. In ihrem Buſen ſtak ein welker Rosmarinſtrauß. Jetzt erhob ſie das Haupt, und ſah mich ſtarr, mit weitaufgeriſſenen Augen, an. Ein

unendlicher Schmerz lag in ihren marmorkalten Zügen, welche die Spuren hoher Schönheit an sich trugen. Sie mochte noch die Grenzlinie der Zwanzig nicht überschritten haben; aber die Anmuth jugendlichen Liebreizes war von dem Todesfirniß eines tiefen Leidens überkrustet. — Unwillkürlich wich ich ein paar Schritte zurück; es war mir, als ob die schneidende Ironie, welche in alle Sammelplätze irdischer Freuden sich einschleicht, in menschlicher Gestalt mir entgegenträte. Sie schien meine Scheu bemerkt zu haben, verzog ihre Lippen zu einem wehmüthigen Lächeln und fragte mich leise mit vorgehaltener Hand, als ob es ein Geheimniß gälte: „Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich Sie aufhalte; aber vielleicht haben Sie ihn gesehen?“ — „Wen, Madame?“ entgegnete ich befremdet, während mein Freund ziemlich gleichgültig daneben stand. — „Einen jungen, schönen Mann,“ fuhr sie dringend fort, „schwarzgekleidet, mit einer frischen, weißen Rose im Knopfloche? Gewiß haben Sie ihn gesehen!“ — „Ich bin selbst hier fremd, Madame!“ erwiederte ich, „vielleicht sah ihn Jemand von diesen Herren!“ und wie fragend, wandte ich mich zu meinem Freunde, der mich am Arme faßte, als ob er mich fortziehen wollte. — „Ach nein,“ antwortete sie traurig, „die hab' ich alle schon gefragt! Also auch Sie nicht? Wo mag er doch seyn? — Seit sechs Jahren such' ich ihn schon und kann ihn nicht finden. Ja, ja, ich kam wieder zu spät — ! — und die Rose wird zertreten seyn, — und ich, wie die Rose!“ — Und eine große eisige Thräne perlte aus jedem ihrer emporgeschlagenen Augen, — und kopfschüttelnd wankte sie, unangefochten und unbemerkt, durch die Zimmer

hin. — „Was war das?“ fragte ich, ihr lange nachsehend, meinen Freund. — „Eine Wahnsinnige,“ versetzte er, „die jedes Jahr, wenn in diesem Locale Ball ist, erscheint, und dieselbe Rolle spielt, wie heute. Da sie sich übrigens ruhig benimmt, und in ihrem Gange sogar Trost zu finden scheint, so läßt man sie gewähren, und stört sie weiter nicht. Sie wird diesen Gang ohnehin nicht oft mehr thun.“ — Das Schicksal dieser Unglücklichen flößte mir lebhafte Theilnahme ein, und ich bat meinen Freund, mir näheren Aufschluß über sie zu ertheilen. — „Morgen, Freund! morgen,“ erwiederte er, „da sollst Du Alles erfahren. Die Geschichte ist etwas für Dich! Hier ist nicht der Boden für solche Nachtstücke. Lege Dich lieber mit den Eindrücken zu Bette, welche ein Abschiedsblick in den Tanzsaal in Deiner Phantasie auffrischt.“ — Ohne einer Einwendung Gehör zu geben, zog er mich nochmals in das brausende Gewoge der Tanzenden hinüber. Mitternacht war längst vorbei. Die Gesellschaft schien etwas gelichtet; die älteren Ballgäste von ruhigerem Geblüte hatten sich zurückgezogen; was jetzt im rascheren Wirbel durch den Saal sich auf und nieder tummelte, war die ungestüme, leidenschaftliche Jugend. Im bachantischen Taumel raste sie über die Dielen hin, und der tobendste Tact schien ihr noch zu langsam, zu schleppend. Ein Schwindel erfaßte mich beim Zusehen, und betäubt und übersättigt bat ich meinen Freund, welchem Brauch und Anordnung bekannt war, mir zur Auffindung meines Wagens behilflich zu seyn. Wir verließen den Saal. In der Ecke einer Treppenwendung saß eine düstere Gestalt, zusammengekauert, und schluchzte

vernehmlich. Es war die Wahnsinnige. Lange währte es, bis wir unter dem Gedränge von Phäetons, Batarden, Tilburys und Fuhrwerken aller Art und Größe meinen Wagen herausfanden. Wir gaben uns für den nächsten Tag das Rendezvous in der Rotonde des Palais Royal, wo sich Menschen zusammenfinden, welche Jahre lang in weiter Ferne von einander getrennt gewesen. — Mein Freund eilte noch einmal auf den Schauplatz der Freude zurück; ich aber rollte meinem Hotel zu, verfolgt von dem Bilde der armen Unglücklichen, welches selbst im Traume nicht von meiner Seite wich.

Mein Freund hatte Wort gehalten; um eilf Uhr des andern Tages hing ich wieder in seinem Arme. Es war ein heiterer Sonntag, an welchem die Sonne das Ihrige nicht versäumt hatte. Wir eilten nach der Straße Rivoli, mietheten im Bureau der Célérifères ein leichtes Wägelchen, und rollten wohlgemuth auf St. Cloud zu, um beim Restaurateur à la tête noire schon unseres bequemen Plätzchens versichert zu seyn, wenn Nachmittags all' die bunten Cabriolets, Kaleschen, Couceus, Accélérées, und wie diese sogenannten petites voitures alle heißen mögen, über die zwei Stunden lange Straße in wogenden Staubwirbeln daherflögen. In den hohen, frischen Laubgewölben war es noch ziemlich einsam. Lustig schlugen die Amseln in den säuselnden Büschen, als wollten sie mit ihrem Tagwerke noch früher fertig werden, als die ankommenden Städter das Recht, hier zu singen und zu lärmen, für sich in Anspruch nähmen. Wir wendeten uns von der schroffen

Anhöhe, von welcher man das unermeßliche Rundgemälde von Paris ſtaunend überblickt, in den Park hinab, welcher ſich gegen die Seine zu nach Sévres hinzieht, und die Ländlichkeit dieſes ſtillen, lauſchigen Wäldchens ſchien mir eben geeignet, um meinen Freund an ſein geſtriges Verſprechen zu erinnern. — „Nun da laß' ich es mir gefallen," erwiederte er, „dieſer Boden taugt beſſer für ein Gemälde im melancholiſchen Halbdunkel, als ein kerzenflimmernder Tanzſaal." Er erzählte mir die Geſchichte der Wahnſinnigen auf folgende Weiſe: — „Der junge Beaudouin, welchen die Anwartſchaft auf das bedeutende Handelsgeſchäft ſeines Vaters zur Ausſicht auf eine glänzende Zukunft berechtigte, war einer der liebenswürdigſten Roués von ganz Paris. Seine Perſönlichkeit hatte ſo viel Einnehmendes, daß er ſelbſt ſeinen ziemlich ſtrengen Vater damit beſtach, und ihm manche finſtere Miene, wozu er ihm durch tolle Streiche aller Art genug Veranlaſſung gab, ohne viele Schwierigkeit wegſchmeichelte. Nur die Conti und Schuldforderungen, welche von Zeit zu Zeit einliefen, beſtärkten ſeinen Vater, wiewohl zu ſpät, immer wieder in der traurigen Überzeugung, daß er einen leckeren Zeiſig zum Sohne habe. Da gab es denn immer ſtrafende Scenen, lange Sermone, fürchterliche Drohungen; aber der alte Beaudouin war durch ſeine ſelige Gattin allzuſehr um ſeine Characterſtärke gebracht worden, als daß er im Stande geweſen wäre, den beleidigten Vater mit Nachdruck zu ſpielen. Wie die meiſten Gewitter, endeten auch dieſe häuslichen gewöhnlich mit Regen, das iſt, mit Thränen wechſelſeitiger Rührung, und ſobald im Hauſe wie-

der ſchön Wetter geworden, gab ſich der junge Herr neuerdings alle Mühe, was er an Abenteuern in der Zwiſchenzeit verſäumt hatte, in kürzeſter Friſt einzubringen. Da war nichts von allen Bravouren und Effektſtücken der eleganten Welt, was der junge Liebesritter nicht verſucht hätte. Gefährliche Ständchen, salti mortali über Gartenmauern auf halsbrecheriſcher Flucht vor erzürnten Gatten oder racheſchnaubenden Nebenbuhlern, Duelle aus Keckheit oder Naſeweisheit, Prellereien armer Gläubiger, Spectakel an öffentlichen Orten, waren an der Tagesordnung. Und dennoch wußte er dort, wo er für einen ſtillen, gemüthlichen Jüngling gelten wollte, ſeine Schwächen ſo geſchickt zu bemänteln, daß man darauf geſchworen hätte, alle Anklagen ſeines Ungeſtümes ſeien das Werk des Neides und der Verläumdung. Beſonders wußte er ſich bei den Damen einzuſchmeicheln. Sanftes, gefälliges Weſen, zarte, faſt ſchüchterne Schmiegſamkeit, Beſcheidenheit und ein Anſtrich von Abſcheu vor allem Gemeinen, waren die Kunſtgriffe, durch die er ſich die Herzen gewann, mit denen er, wenn ſie einmal ihm ſicher waren, bald ohne Rückſicht ſpielte. — Unter die weiblichen Herzen, welchen er auf ſolche Weiſe gefährlich wurde, gehörte auch die Wahnſinnige im Opernhauſe. Als ſie vor acht Jahren zu Beaudouin's kam, war ſie noch ein achtzehnjähriges, blühendes Geſchöpf, voll Lebhaftigkeit und Muthwillen. Die muntere Eugenie war die Seele manches Abendzirkels in dem Hauſe des alten Wechslers. Sie war eine Waiſe, die ein nicht unbedeutendes Vermögen anzuſprechen hatte, deſſen Verwaltung jedoch einem eigenſinnigen alten Vormunde,

dem Advokaten Valéry, anvertraut war. Dieſer kümmerte ſich wenig um den tiefen Eindruck, welchen der zweiundzwanzigjährige Beaudouin auf ſeine Mündel gemacht hatte, und berechnete nur immer, wie paſſend es wäre, wenn der alte Sekretär Valéry, ſein Bruder, mit Eugeniens Hand auch ihr Vermögen erhielte, wodurch ſich auch dem Eheſtifter eine ruhige Zukunft aufſchlöſſe. Was ſich der Advokat in den Kopf ſetzte, mußte geſchehen; der Sekretär war entzückt über die Bruderliebe, die ihm ein ſo reizendes Bräutchen zuwendete, und bald mußte ſich Eugenie in allen Geſellſchaften die zweideutigen, halb wie Ironie klingenden Beglückwünſchungen gefallen laſſen, mit welchen man ſie als Madame Valéry begrüßte. Eugenie war troſtlos. Dennoch war der Gedanke, einem ältlichen Manne, den ſie nicht liebte, angetraut zu werden (ein Gedanke, welchen ſie, trotz der Nähe des Verlobungstages noch immer nicht für wahr halten konnte), noch minder ſchrecklich für ſie, als des jungen Beaudouin Gleichgültigkeit gegen die mannigfachen Beweiſe von Zuneigung, die ſie ihm bei jeder Gelegenheit geſchenkt hatte. Sie lebte nur in ihm, ſie hing nur an ſeinem Bilde. Alles ſchien ihr erträglich, wenn ihr nur dieſes Niemand aus dem Herzen reiſſe; — und doch fand ſie von ſeiner Seite nicht die geringſte Erwiederung. Woher dieſe Blindheit gegen die wirklichen Vorzüge ihrer Geſtalt und ihres Geiſtes bei einem jungen Manne käme, welcher doch ſonſt gegen weit untergeordnetere Reize gar nicht blind war, konnte ſich der Vater ſelbſt nicht erklären, und auch der Geſellſchaft blieb es ein Räthſel. In dieſer Hinſicht war es ſogar

Allen, die an dem Mädchen Antheil nahmen, nicht unlieb, sie durch eine plötzliche Veränderung all' ihrer Verhältnisse, einer Neigung entfremdet zu sehen, welche zu keinem Ziele zu führen schien. So ward Eugenie die Gattin des Sekretärs Valéry. Daß diese Ehe keine glückliche war, läßt sich leicht denken. Eugenie vermehrte die Anzahl jener Frauen, deren Stellung im Hause eine rein passive ist; sie thun, was sie müssen, sind gegen ihre Gatten artig ohne Wärme, gefällig ohne Liebe, auch allenfalls treu des guten Namens willen, und sehnen sich nach jenen Stunden des Tages, wo sie entweder allein in unbelauschter Kammer frei athmen und den Idealen ihrer Phantasie ungestört nachhangen, oder im Trouble der Welt die Regungen des Ekels und Widerwillens in erzwungener Lustbarkeit übertäuben können. Und solcher Stunden zählte Eugenie gar manche; und der lichte Punkt in allen ihren Finsternissen blieb fortwährend der junge Beaudouin. — Aber sonderbar! Seit Eugenie verheirathet war, hatten sich Beaudouins Ansichten über sie gänzlich geändert. Jetzt sprach er öfters von ihr; jetzt gestand er, daß sie ihn interessire. Er suchte sogar in Gesellschaften ihre Nähe, zeichnete sie vor andern Damen auffallend aus und freute sich darüber, daß sie seine Bemerkungen mit ungeheuchelter Freundlichkeit erwiederte. Dem beobachtenden Auge seiner Umgebung entging das nicht, und man erklärte sich diese plötzliche Neigung zur schönen Valéry ganz einfach dadurch, daß man sagte: „Jetzt findet er sie interessant, weil er sie nicht mehr interessant finden soll.“ —

Schon ging Beaudouin beim Sekretär aus

und ein und war in den Zirkeln, welche derlei Verhältniſſen mit gefälliger Schonung ſo gerne die Hand biethen, als der Madame Hausfreund declarirt. Der gute Gatte kümmerte ſich eben nicht ſehr darum, inſoweit nur ſeine Bequemlichkeit dabei nicht litt, und war dem jungen Manne recht gut. Eugenie lebte völlig auf; das Roth der Munterkeit kehrte auf ihre Wangen zurück, und die verbothene Flamme, die ſie im Buſen nährte, wußte einen ſo täuſchenden Schimmer auf ihr Antlitz zu hauchen, daß Jedermann, der keinen tieferen Blick in ihr Inneres warf, das für einen Abglanz aufdämmernder Zufriedenheit gehalten hätte, was nur Widerſchein eines unheilvollen Brandes war; ſo verwandt ſind ſich oft Lüge und Wahrheit in ihren äußern Erſcheinungen. Zum Ausbruche mochte indeß dieſe Flamme noch nicht gekommen ſeyn: jene natürliche, dem beſſeren Gemüthe angeborne Scheu vor dem erſten Schritte ſchien auch die arme Eugenie noch zurückgehalten zu haben. Aber Beaudouin war nicht gewöhnt, jene Scheu zu achten; im Gegentheile ſuchte er eben ſeinen Ruhm darin, leicht und ſpielend irgend ein weibliches Herz zu beſiegen, während im Hintergrunde vielleicht ſchon der Vorſatz lauerte, nach dieſem Siege ſich nicht mehr darum zu kümmern. Vielleicht war auch dieſer Frau ein gleiches Loos bereitet; aber das Schickſal hatte es anders beſtimmt. — Ein unerwarteter Schlagfluß machte Madame Valéry zur Witwe. Ihr Herz war zu gut und die Macht der Gewohnheit, ſelbſt nach einer kaum zweijährigen Ehe, zu groß, als daß ſie im erſten Augenblicke an alle Nachwirkungen dieſes Todesfalles gedacht hätte. Sie be-

trauerte ihren Gatten mit aller Dezenz als einen Mann, gegen den sie nichts einwenden konnte, als daß er nicht der Mann ihrer Wahl, als daß er für sie zu alt und zu geistesträg war. — Erst nach einigen Wochen warf sie einen kühneren Blick auf ihre jetzige Lage. Nun war sie frei, freier als je; Herrin ihrer Hand, ihres Vermögens. Ihre Leidenschaft für Beaudouin hatte der Tod entsündiget, sie durfte ihn nun lieben ohne Vorwurf, — und sie that es auch, that es mit um so stärkerer Gluth, je länger sie dieselbe anfangs aus Mangel an Erwiederung, dann aus Pflicht zu dämpfen genöthigt war. In demselben Verhältnisse aber, in welchem ihre Liebe wuchs, schien Beaudouins Neigung wieder abzunehmen. Es war, als ob nur verbothene Frucht ihn reizen könnte. Eugenie merkte diese Abnahme zwar weniger an seinem Betragen, als an seinen seltener werdenden Besuchen. Sie konnte sich nicht enthalten, der Ursache nachzuforschen. Ein neues Gefühl, welches sie bisher nicht gekannt hatte, das der Eifersucht, bemächtigte sich ihres Innern, als sie hörte, daß Beaudouin wirklich und selbst jetzt noch so flüchtig sei, als sie es schon vor Jahren ihm nachsagen hörte, ohne es zu glauben. Man erzählte ihr, daß er sich nie mit Einem Gegenstande seiner Liebe begnüge, sondern daß er sein Herz gewöhnlich unter mehre theile, von denen er Einen gleichsam als sein Ideal betrachte, welchem die andern zur Folie dienen müssen. Anfangs kostete ihr diese Entdeckung viele Thränen, um so mehr, da Beaudouin nicht der Mann war, der durch Vorwürfe eingeschüchtert, oder durch Bitten erweicht werden konnte. Endlich begab sie sich auch darein, und be-

gnügte sich mit dem Glauben, daß, wenn er gleich mehre liebe, er sie doch am liebsten habe; wahrlich selteuer, aber doch ganz in der Schwäche des weiblichen Herzens begründeter Überzeugung. — Der alte Beauvouin, welcher Eugenien's Zuneigung zu seinem Sohne schon vor ihrer Vermählung bemerkt, und, so lange ihr Gatte lebte, seines Sohnes Bewerbungen um ihre Gunst höchst ungern gesehen hatte, dachte nun ganz anders. Er fühlte sich schon alt, schwach, seinen ausgedehnten Geschäften kaum mehr gewachsen; sein Sohn war seit drei Jahren majorenn, also in einem Alter, wo er die Firma seines Vaters wohl übernehmen konnte. — „Vielleicht," dachte er bei sich, „führt ihn eine regelmäßige Beschäftigung, die seine Zeit und Thätigkeit fortwährend in Anspruch nimmt, von seiner unordentlichen Lebensweise zurück, vielleicht behüthet ihn die Liebe zu einem Wesen, dem er seine Neigung längst schon zugewendet, vor künftigen Rückfällen!" Hierzu kam noch die unangenehme Nachricht, daß der junge Herr eben wieder mit einer Tänzerin der großen Oper in Liaison stehe, an die er bedeutende Summen verschwende. Auch dieser neuen Gefahr glaubte der Vater am besten vorgebeugt, wenn er seinen Sohn sobald als möglich vermählte. Die Braut war leicht gefunden! Witwe Valéry allein konnte, bei der sanften Nachgiebigkeit ihres Charakters und bei ihrer leidenschaftlichen und doch so nachsichtigen Liebe, über einen so flüchtigen, eigenwilligen Mann etwas vermögen. Einige darauf abzielende Worte ließen keinen Zweifel übrig, daß es Valéry's innigster Wunsch sei,

diesen schönen Triumph zu erringen. — An seinen Sohn ging der alte Beaudouin nicht ohne bängliche Besorgniß eines Widerspruches. Allein der Zufall selbst schien ihm hülfreiche Hand zu biethen. Die Tänzerin, eines jener gewöhnlichen Wesen, wie sie unter Terpsichorens Schutze, leider! zu Hunderten, jeder edleren Empfindung entfremdet, einer schmachvollen, nur durch kurze Zeit von täuschendem Flitter übergoldeten Zukunft entgegenreifen, hatte ihrem Anbether gegründete Ursache zur Eifersucht gegeben. Wiewohl selbst keiner Treue fähig, war er doch zu eitel, um die geringste Untreue, die man sich gegen ihn zu Schulden kommen ließ, zu verzeihen. In wilder Aufwallung, unter tobenden Ausbrüchen des heftigsten Ungestümes gab er ihr den Abschied, wiewohl er sich's im nächsten Augenblicke nicht verhehlen konnte, daß ihre Reize ihn zu mächtig gefesselt hatten, um sie auf immer zu vergessen. In dieser Stimmung überraschte ihn der Antrag seines Vaters, ob er nicht der Witwe Valéry die Hand reichen, und das väterliche Geschäft übernehmen wolle. Nichts konnte ihm willkommener erscheinen, um ein Gegengewicht für seinen Kampf zwischen Groll und Liebe zu finden, als dieser Antrag. Gewöhnt, nur dem Eindrucke des Augenblickes sich hinzugeben, sagte er, ohne auf die nächste Zukunft zu denken, rasch entschieden: „Ja!“ — Die Freude, die er dadurch auf seines Vaters tiefgefurchte Stirne rief, das Entzücken, das ihm aus Eugeniens reizendem Antlitze, mächtig bewältigend, entgegenglänzte, ließen sogar sein Herz, welches wenig Sentimentalität besaß, nicht ungerührt,

und es war vielleicht seit seiner Kindheit wieder der erste Moment, wo ein schwaches Morgenröth eines Vorsatzes von Besserung in ihm aufblitzte. Wenigstens kam er so weit, seine tollen Streiche aufgeben, an der Seite seiner Frau ruhig leben, und vor Allem die treulose Tänzerin für ewig aus seinem Gedächtnisse verbannen zu wollen. Fast mit ängstlicher Hast betrieb er die Anstalten zu seiner Vermählung, und eben vor sechs Jahren, an dem nämlichen Sonnabend, an welchem gewöhnlich der Ball im großen Opernhause Statt findet, stand er in einer der zwanzig Seitenkapellen von St. Sulpice mit der jungen, schönen allgemein bewunderten Valéry vor dem Altare. In Beauduoins Haus war die Frau eingekehrt; das heitere, nur von wenigen Freunden des Hauses mitgefeierte Diner war eine Scene voll Herzlichkeit und Eintracht.

Als es dämmerte, fuhr das junge Ehepaar in seine Wohnung. Beim Eintritte überreichte der neu aufgenommene Diener dem Bräutigam ein Billet. Er besah die Schrift, änderte die Farbe, und schob es hastig ein. Eugenien war seine Verlegenheit nicht entgangen; allein ohne sich etwas abmerken zu lassen, ging sie in ihr Boudoir, um sich in's Negligée zu werfen. Indeß erbrach Beaudouin das Briefchen, es war von seiner treulosen Tänzerin, folgenden Inhalts:

„Mein Herr! Sie haben heute eine Glückliche und eine Unglückliche gemacht; die Glückliche ist Ihre Gattin, die Unglückliche bin — ich. Übrigens werden Sie sich erinnern, daß Sie mir auf Ihr Ehrenwort ein Rendezvous auf dem heutigen Balle in der großen Oper

verſprachen. Ich appellire an Ihre Ehre, um die meinige vor Ihnen rechtfertigen zu können; denn wenn ich auch auf Ihr Herz keinen Anſpruch mehr machen darf, ſo mögen Sie doch ſich überzeugen, daß nie ſchlecht war — Ihre

Zephyrine,
Tänzerin der großen Oper.“

Beaudouin las und las wieder, und ſtand noch, das Billet in ſeinen Händen, in ſich verloren da, als Eugenie eintrat, und lange ſchon ihn betrachtete, ohne von ihm bemerkt zu werden. Betroffen fuhr er zuſammen, als ſie ihn anſprach. Läugnen konnte er nicht, wenigſtens nicht am Vermählungstage. Er ſpielte daher den Aufrichtigen, und gab ihr das Billet, mit der Erlaubniß, es zu leſen. — Eugenie las es laut durch, und als ſie die Worte: „Zephyrine, Tänzerin der großen Oper“ ausſprach, fügte er hinzu, „welcher dein Beaudouin den Hof machte, eh' er ſich entſchloß, dir die Hand zu reichen.“ — „Und was gedenkſt du zu thun?“ forſchte Eugenie ſanft, im Tone der Ergebung in Alles, was er zu thun für gut fände. — „Sie hat mein Ehrenwort!“ verſetzte er tonlos, als ob er das Unrecht fühlte, welches er damit für Recht verkaufen wollte. — „Du mußt alſo hin?“ fragte ſie beſorgt. — „Leider!“ war die Antwort, „oder willſt du mir's wehren?“ — „Ein andermal wirſt du wohl mir nachgeben,“ entgegnete Eugenie, „weil ich am Vermählungstage dir nachgebe!“ — Er fühlte das ganze Gewicht des ſchmerzlichen Vorwurfes, welcher in der zweiten Hälfte ihrer Rede lag; er ſah, nicht ohne Be-

wegung, das mühsame Zucken ihrer Wimpern, welche die vorquellende Thräne glücklich bekämpften; er sah ein, daß er abscheulich handle, wenn er ein Wesen, das mit Leib und Seele an ihm hing, in dem Augenblicke zurücksetzte, nach dem es sich seit Jahren unter Qualen und Ringen gesehnt; aber die Sophisterei der Schwäche log ihm sein Vergehen zur Pflicht um, welche ihm gebiethe, sich vor einer Treulosen, die ihn wieder angeln wolle, nicht feig zurückzuziehen, sondern ihr kühn unter das Auge zu treten, und ihr zu sagen: „Heb' dich hinweg, Sünde! Jetzt will ich ein Anderer werden!“ — „Sie soll sich überzeugen,“ fing er wieder an, „daß ich nichts mehr mit ihr zu schaffen haben will! Aber sie soll nicht glauben, daß ich ihr Antlitz scheue; aus meinem eigenen Munde soll sie es erfahren, ich bin ihr diese Erklärung, als Mann von Ehre, schuldig; — ich bin sie dir auch schuldig, Eugenie!“ — Eugenie wendete weiter nichts ein. Sie hatte den Plan gefaßt, durch Nachgiebigkeit auf das Herz ihres Gatten zu wirken, und diesem wollte sie am ersten Tage, so schwer es ihr auch ankam, nicht zuwider handeln. In auffallender Unruhe erwartete Beaudouin die Ballstunde. Als seine Equipage vorrollte, steckte er eilig Geld zu sich, und wollte von seiner Frau Abschied nehmen. — „Hast du ein Spielchen vor?“ fragte sie. — „Weil ich meine Börse fourniere?“ entgegnete er, „es ist so meine Gewohnheit. Ich habe nichts vor; sobald ich meine Klägerin abgefertigt, bin ich wieder bei dir!“ — Eugenie meinte, das Herz müsse ihr zerspringen; sie zwang sich vergebens. — „Vergiß nicht meiner,“

brach ſie nach langem Kampf mit naſſen Augen los; „glaube mir, ich werde nicht ſchlafen, bis du kommſt! Mir iſt ſo bang, ſo weh', ich weiß nicht warum! Es iſt mir, als ob ich dir etwas mitgeben ſollte, was dich an mich erinnert!“ Mit ſuchenden Blicken ſah ſie umher; da fiel ihr Auge auf die friſche weiße Roſe, die ſie aus dem Blumenſtrauße, der ſie vor dem Altare geſchmückt, beim Umkleiden herausgenommen und an den Buſen geſteckt hatte. „Nimm dieſe Roſe,“ fuhr ſie fort, dem ſeltſam Ergriffenen ſie durchs Knopfloch ziehend, „bewahre ſie mir getreu, und denke, wenn dein Auge darauf fällt, oder ihr Duft dich anweht, an deine harrende Eugenie! Nicht wahr, du wirſt ſie mir ſo friſch und voll, wie ich ſie dir gab, wieder zurückbringen?“ — „Kindiſche Träumerin,“ verſetzte Beaudouin, Eugenien mit flüchtiger Zärtlichkeit umſchlingend, „in wenigen Stunden bin ich wieder da, und wenn du ſchon ſchläfſt, ſo laß ich dir die Roſe auf's Herz fallen, um dich zu wecken!“ — „Thu' das, thu' das, lieber Gatte,“ ſchmeichelte ſie, „aber du wirſt mich noch wach treffen! Lebe wohl!“ Sie umarmte ihn inbrünſtig, drückte einen heißen Kuß auf ſeine Lippen, den er, ſchon halb der Thüre zugewendet, erwiederte, und warf ſich, während er in den Wagen ſprang und fortrollte, laut ſchluchzend auf das Sofa, jeden möglichen Schritt ihres Gatten in ihrer erhitzten Phantaſie verfolgend. — Auf der kurzen Strecke von ſeiner Wohnung bis zum Opernhauſe ſchmiedete Beaudouin wohl zwanzig Pläne, wie er ſeiner treuloſen Zephyrine begegnen, wie er ſie ſarkaſtiſch abfertigen, oder ihr

durch ein Bonmot das Herz brechen, oder durch schneidende Kälte seine Sinnesänderung beweisen wolle. Aber all' die Pläne waren nichts, als lächerliche Selbsttäuschungen; im Hintergrunde lauerte die alte Gewohnheit, die ihren Mann, den sie einmal liebgewonnen, nicht so leicht los läßt. — Kaum angekommen im Ballsaale wandelte Beaudouin die buntgeschmückten Reihen ungestüm auf und nieder. Manchem Auge, dem er nicht unbekannt war, konnte er das Erstaunen abmerken, ihn heute hier zu sehen — und allein. Er kümmerte sich von jeher wenig um Seitenblicke, und suchte ohne Aufenthalt Zephyrinen. Endlich fand er sie am Arme der ersten Sängerin im Foyer. Als sie ihn erblickte, riß sie sich von ihrer Begleiterin los, und eilte auf ihn zu. Dieser Handstreich kam ihm unerwartet. Eh' er sich noch gefaßt, überströmte sie ihn mit solch' einem Schwalle der zärtlichsten Vorwürfe, der feinsten Entschuldigungen, der artigsten Wendungen, daß er selbst nicht zu Worte kommen, sondern nur schweigend sie betrachten konnte. Das eben schien der Zweck der schlauen Verführerin. Sie war so reizend kostumirt, so geschmackvoll coëffirt, so ätherisch und ihres Namens wahrhaft würdig geschmückt, daß sie ohne Zuthat dem schönsten Taschenbuche zum bestechenden Titelkupfer gedient hätte. Mit glühendem Blick verschlang der Verblendete die Fülle ihrer Reize. So unwiderstehlich war sie ihm nie vorgekommen. Er war ihr in jene Gemächer gefolgt, in welchen wir gestern der armen Wahnsinnigen begegneten. Zu Anfange des Balles, noch wenig besucht, bothen sie Raum ge-

nug zu einem unbelauschten Gespräche dar. Zephyrinens Sieg über einen Feind, den ihr erster Blick schon entwaffnet hatte, war ein leichter. Der Rückfall in die Sünde ist immer ärger, als die erste Sünde; das erwies sich auch an Beaudouin. Er fühlte sich in die Netze der holden Sirene mächtiger verstrickt, als je; der Gedanke, daß er nun gefesselt sei, daß er über seine Neigungen und Schritte einem dazu berechtigten Wesen Rechnung zu legen habe, wiewohl von der Tänzerin nur mit leise hingeworfenen Worten angeregt, steigerte sich in seinem Innern bald zur unerträglichen Pein, er betrachtete diese Nacht als die letzte Frist, wo es noch möglich wäre, alle voreilig geschmiedeten Ketten abzuwerfen, und ein schlauer Liebesblick, ein wohlberechneter Händedruck brachte seinen verbrecherischen Entschluß zur Reife. Im Taumel der Leidenschaft sprang er auf, eilte mit seiner triumphirenden Schönen in den Tanzsaal zurück, und stürzte sich mit ihr in das ungestüme Gewoge der Tanzenden, die letzte Regung seines Gewissens im tobenden Walzer betäubend. Bald war die frische weiße Rose seinem Knopfloche entglitten, bald war sie entblättert, und von den Füßen der darüber Wegfliegenden zertreten. Noch einige Gläser Punsch goß er in wilder Hast hinab, und als die Mitternachtstunde eine kurze Rast gebot, warf er in der Garderobe seiner reizenden Tänzerin den Mantel über, sprang ihr in den Wagen nach, und befahl seinem erstaunten Kutscher nach Boulogne zu jagen, wo er in einem Gasthofe, der oft seinen Abenteuern zum Schauplatze gedient hatte, trotz der

späten Stunde willige Aufnahme fand. Dort schrieb er in der Eile ein paar Zeilen, Geldsachen betreffend, an seinen Advokaten in Paris, übergab sie seinem Kutscher nebst einigen Goldstücken, mit dem Befehle, sie am frühesten Morgen zu bestellen und von seinem Aufenthalte weiter Niemand etwas zu verrathen, und warf sich, als der Wagen fortrollte, seiner Schönen glühend an den Hals, mit dem jubelnden Ausrufe: „Nun bin ich wieder frei.“ — Schon am nächsten Mittage lief durch das Stadtviertel, wo die Neuvermählten wohnten, das Gerücht: „Beaudouin ist mit einer Tänzerin am Vermählungstage flüchtig geworden; seine Gattin, die schöne Witwe Valéry, ist wahnsinnig; sein Vater, von Schrecken und Schande zu Tode gebeugt, will ihn enterben.“ — Leider bestätigte sich das Gerücht nur allzubald. — Die arme Wahnsinnige wurde der Obhut ihres vorigen Vormundes anvertraut, welcher zum zweitenmale die Verwaltung ihres Vermögens übernahm. Der alte Beaudouin hielt, nach mehreren vergeblichen Versuchen, seinen Sohn zurückzuführen zur Besinnung, zuletzt Wort, indem er ihm nur seinen Pflichttheil auswarf, und büßte selbst für seine unzeitige Nachsicht in früheren Jahren, durch Kränkung und Trostlosigkeit, welche noch im Laufe des Jahres seinem Leben ein Ende machten. — Der ungerathene Beaudouin schien mit seiner verworfenen Tänzerin sich in den Winkel irgend einer Provinzialstadt zurückgezogen zu haben. Nicht einmal sein Advokat, welcher ihm seine Gelder unter wechselnden Mitteladressen anzuweisen hatte, wußte Näheres um seinen

Aufenthalt. Eugeniens Geisteszerrüttung, welche anfänglich bis zur Raserei gestiegen, ging nach und nach in stillen Wahnsinn über, und äußerte sich nur mehr durch tiefe Schweigsamkeit, durch Seufzer und Thränen, durch Gebet und Schwermuth. So oft aber der Ball im großen Opernhause statt fand, welcher ihr den Jahrestag ihrer Vermählung ins Gedächtniß zurückrief, war sie nicht zu halten, sondern eilte in dem beschriebenen Aufzuge hin, und spielte dort die traurige Rolle, in welcher sie im ersten Jahre Schrecken verbreitete, im zweiten Mitleid erweckte, und im sechsten endlich kaum mehr beachtet wurde. —

Etwa fünf Jahre mochten von dem Sonntage an verflossen seyn, an welchem ich diese traurige Geschichte zu St. Cloud erzählen hörte, als mich mein Freund in Wien besuchte. Sogar im ersten Augenblicke des Wiedersehens fiel mir die arme Wahnsinnige ein, deren Leidensherold er gewesen. Allein Fragen und Mittheilungen, die uns selbst betrafen, drängten das Bild schnell wieder in den Hintergrund. Erst nach einigen Tagen, als wir in einer hellen Mondnacht, ernster gestimmt nach der ergreifenden Darstellung eines Trauerspieles im Burgtheater, über die Bastei Arm in Arm nach Hause wandelten, erinnerte ich mich wieder an unseren Spaziergang durch die Buchenalleen gegen Sévres hin, und an den Gegenstand unseres damaligen Gespräches, an die arme Eugenie. Ich fragte meinen Freund, ob er von dem ferneren Schicksale der Unglücklichen nichts

weiter erfahren habe. Er konnte mir in der That einen genügenden aber traurigen Bescheid ertheilen.

Eugenie hatte damals den Ball im Opernhause zum letzten Mahle besucht. Ihr Wahnsinn nahm an Kraft allmählig in dem Grade wieder zu, in dem ihre körperliche Kraft abnahm, und ging zuletzt in Raserei über, in deren Paroxismen sie die fixe Idee hatte, sie selbst sei eine weiße Rose, und man wolle sie zertreten. — Es wurde nöthig sie strenge zu bewachen. Am siebenten Jahrestage ihrer Vermählung tobte sie fürchterlich, endlich sank sie betäubt, wie in einem Starrkrampf, hin, plötzlich aber schrie sie mit kreischender Stimme auf: »Weh, weh, er zertritt mich!« und — starb.

— »Und verlautete von dem schändlichen Beaudouin und der nichtswürdigen Tänzerinn nichts weiter?« fragte ich. — »Sie leben beide noch,« erwiederte mein Freund. — »Sie leben? und ohne Strafe?« — »Sie leben — und schwer genug gestraft,« beruhigte mich mein Erzähler. — »Zephyrine brachte den leichtsinnigen Wüstling um all sein Vermögen, bestahl ihn zum Schlusse noch und ist jetzt, wie es heißt, von seiner Schwäche selbst in ihrer Verworfenheit noch unverklagt, Directrice einer elenden, in den Dörfern der Provinz herumwandernden Gauklertruppe.« — »Und Beaudouin?« — »Wenn du wieder nach Paris kommen solltest,« fuhr er, wie ablenkend fort, »so geh', wenn Vorstellung ist, in's große Opernhaus; am Eingange rechts, unfern dem Corridor, der in jene Gemächer führt, wo uns Valéry entgegen trat, sitzt ein, von Gicht gekrümmter, leichenfarber Billeteur,

um den Hin- und Zugehenden Marquen und Contre-Marquen abzufordern; man hielte ihn, wenn er so dasitzt, mürrisch vor sich hinstarrend, die fadenscheinige Sammtmütze tief in die Stirne gedrückt, für einen Sechziger und doch ist es der fünf und dreißigjährige, an Körper und Geist zerrüttete, von allen Bekannten verlassene und verachtete — nur durch diesen kargen Erwerb dem Bettelstabe entronnene — Beaudouin.

Der Kapitaliſt wider Willen.

1.

„Sollten Se. Excellenz vielleicht ein ander Mal auf das geringe Kapital, das mir zu Gebote ſteht, zu reflektiren belieben, ſo wird es mich über die Maßen ehren und beglücken!“

Unter dieſen Worten half der Dichter Willibald dem vornehmen Herrn mit dem gewäſſerten Ordensbande in den Wagen; erwiederte den herablaſſenden Abſchiedsgruß des hohen Gönners mit demüthigen Bücklingen, und zog ſich dann wieder mit vergnüglichem Schmunzeln in das Gartenhaus zurück, das er ſeit erſtem Mai, für einen Monatzins von drei Thalern bewohnte. Sämmtliche Hausleute aber, vor allen der geſchäftige Bediente des Hausherrn ſelbſt, ſtanden noch lange mit offenen Mäulern und betrachteten die Stelle, wo der zierliche Phaeton den unbekannten Herrn mit dem flimmernden Orden aufgenommen hatte, mit nicht geringerem Erſtaunen, als Drahomira's Begleiter einſt die Stelle, wo ihre Fürſtin zum Satan fuhr. „Was kann nur der Herr im Gartenhauſe, den wir für eben ſo abgenagt hielten, als ſeine Federn, mit einer Excellenz zu thun haben? Mit welchem Kapitale kann er einem ſo großen Herrn dienen, deſſen Geſchäftsträger ſchon ein gewäſſertes Ordensband trägt? Er muß ſich verſtellen! Er muß mehr ſeyn, als er ſcheint!“ — das waren die abgebrochenen Vermuthungen und Äuſſerun-

gen, in welchen ſich alle Hausleute und von allen wieder Thomas, der Alles wiſſen wollende Diener des Hausherrn ſelbſt, erſchöpften. Im ganzen Hauſe war von dieſem Morgen an, kein anderes Wort mehr zu hören, als Bemerkungen über den Herrn im Phaeton und den Mann im Gartenhauſe.

„Das muß ich herausbringen!“ ſchrie Thomas, ſeinen Entſchluß mit einem Fauſtſchlag auf den Sparherd bekräftigend, als ihn Köchin, Stubenmagd, Hausknecht und ein ganzes Hilfscorps untergeordneter Diener und Mägde fragend und forſchend bis in den äußerſten Winkel der Küche trieben, und ſich in die bitterſten Schmähungen auf ſeine gerühmte Allwiſſenheit ergoſſen. — „Ich müßte nicht Thomas heißen; müßte nicht durch zwanzig Jahre das intereſſante Amt eines Bedienten bei den verſchiedenartigſten Herren rühmlich bekleidet haben, wenn mich meine feine Kunſt, ſolchen verſtellten Kumpanen unter die Larve zu ſchauen, bei Herrn Willibald verlaſſen ſollte! Wer hatte es gleich in den erſten acht Tagen weg, daß das liebenswürdige Nettchen, von dem Herr Willibald wöchentlich beſucht wird, ſeine Nichte ſei? Ich. — Wer errieth zuerſt, aus welchem Grunde der Herr Supernumerär Feſt jetzt ſeinen Onkel, unſern Herrn, ſo fleißig beſucht? Ich. — Wer kam Herrn Feſt zuerſt hinter ſeine Beſtellungen mit dem liebenswürdigen Nettchen? Ich. — Wer machte ſeinen Onkel zuerſt auf Herrn Willibald aufmerkſam, und bat ihn, wegen des rückſtändigen Miethzinſes noch zuzuwarten? Ich. — Wenn nun alle Aufklärungen in dieſem Hauſe von mir herrühren, warum ſollte gerade die wichtigſte Aufklä-

rung meinem Scharfblicke entgehen! — Nein — ſie wird's nicht! Ich öffne meinem Herrn die Augen, öffne ſie euch, ihr Ungläubigen! — und will über eure gemeinen Schmähungen triumphiren. — Wem der Phaeton angehöre, zu erfahren, hätte mir nur eine Frage gekoſtet, — aber man muß nicht unbeſcheiden ſeyn. Die Livrée des Kutſchers iſt mir bekannt. Sie ruft mir Szenen aus einem Weinkeller zurück, in der ich ſie nicht nur einfach, ſondern doppelt geſehen zu haben glaube, — nämlich — verſteht mich wohl, — am Leib' eines Kutſchers und am Leib' eines Bedienten. Ein Gang in jenen Keller, und kann mir der wohl ſchwer ankommen? — belehrt mich über den vornehmen Herrn, über ſeinen Auftrag, über die Excellenz. Denn oft, wenn ein vornehmer Herr von einem vornehmeren einen geheimen Auftrag erhält, wiſſen die Bedienten des erſten den Zweck des Auftrags beſſer, als ihre Herrſchaft. Was den Dichter anbelangt, ſo bedien' ich ihn ja, — und die Kunſt, mich in einem Zimmer umzuſehen, weiß Gott! — verſteh' ich! Alſo, ihr vorlauten Spötter und Schnapphähne — gleich — gleich!" —

So brach er ſeine lange Rede plötzlich ab, denn der Hausherr, der quiesizirende Rentmeiſter Sparhammer hatte ſchon zweimal geſchellt, und äußerte ſich im Zimmer über die Langſamkeit ſeines Thomas ſo nachdrücklich und vernehmlich, daß dieſer ſich ernſtlich anſchickte, dem dritten Schellen zuvorzukommen.

„Ich komme ſchon! — rief er — alſo ein Wort — ein Mann! — wandte er ſich dann im Abgehen noch an die ungeſtümen Fragegeiſter. — Jetzt muß ich hinein,

ſonſt ärgert ſich der Rentmeiſter wieder halb krank, daß er ſich nicht ärgern kann!“

Ein Gelächter von außen folgte dem Abtretenden, und eine Tracht derber Schimpfwörter empfing den Eintretenden.

2.

Das vergnügliche Schmunzeln auf Willibald's Antlitz, als er ſich durch die Reihen der Gaffenden in ſein ſommerliches Sansſouçi (Grandsouçi wäre vielleicht paſſender geweſen) zurückzog, war nicht ſowohl der Ausdruck ſeines Wohlgefallens über die Wirkung, welche der Beſuch des vornehmen Herrn auf die Leute, ſondern über jene vielmehr, die er auf ſeine Börſe gemacht hatte. Mit dem zufriedenſten Selbſtbehagen zählte er die blanken zwanzig Dukaten auf, die ihm der vornehme Herr von Sr. Excellenz für eine gelieferte Arbeit zu überreichen hatte, ließ dieſe goldgerüſteten Hilfstruppen gegen den Erbfeind aller Poeten (die nicht bloß Poeten wurden, weil ſie reich waren): „die liebe Noth“ bald in Keilform, bald in Zügen, bald in einer herzerquickenden Linie aufmarſchiren, und geberdete ſich überhaupt ſo, wie Einer, der ſich mit kindiſcher Eigenliebe nicht oft genug das Compliment machen kann: „Siehe da! dieſen Schatz trug dir ein Theil deines Körpers ein, der ſo Vielen unnütz und überläſtig iſt — dein Kopf!“ —

Dieſe kindiſche Freude ſchwand aber bald, als Willibald ſein Kriegsarchiv öffnete, das er, um der peinlichen Beweiſe ſeiner Ohnmacht ſo ſelten als möglich anſichtig zu werden, unter allen ſeinen Pa-

pieren zuhinterst gesteckt hatte. Dieses Kriegsarchiv, oder — ohne Gleichniß gesprochen, — dieses Ausgabenbuch enthielt nämlich nicht sowohl, was er ausgegeben hatte, als vielmehr, was er ausgeben sollte, und so war denn bei der Berechnung, auf wie viele Posten er sein Goldritter auszusenden habe, um nur die Grenzen seiner Selbstständigkeit zu vertheidigen, das wohl disciplinirte Heer in Kurzem auf eine weit geringere Mannschaft zusammengeschmolzen, als Deutschlands kleinstes Fürstenthum zum Bundesheere stellt. Nachdem er selbe in einzelne Heerhaufen getheilt hatte, worunter die Reserve leider den schwächsten bildete, hob er sein Kriegsarchiv wieder auf, öffnete das Fenster vor seinem Schreibepult, und legte wieder einige bezeichnete Quartblättchen zurecht, auf denen weiter nichts, als die Titeln standen, an deren entsprechender Bearbeitung ihn die Bestellung von Seite Sr. Excellenz, des Herrn Gouverneurs, gehindert hatte.

„Es ist doch sonderbar, rief er aus, indem er unter seinen handschriftlichen Fragmenten auf manches Lyrische stieß, — das Gute trägt nichts ein, und das Flüchtige wird bezahlt. Ich nehme nur dieses Sonett (und er nahm es in der That, und las es sich mit einem Feuer vor, als ob er den befangensten Richter zu überzeugen hätte):

„Nicht am Gehalt! am Scheine klebt das Leben;
„Behänge dich mit bunten Flitterlappen
„Und vor dir fliegen alle Hüt' und Kappen,
„Und alle Pfade werden g'rad und eben.

„Doch läſſeſt du bei kühn erhob'nem Streben,
„Das über Flitter wegfliegt, dich ertappen;
„Dann wird dir Jeder bald die Flügel kappen,
„Und deiner Seele falſche Farben geben!

„D'rum flieh' in dich zurück! Und wo man ſchnattert
„Da ſchnattre mit, und quacke mit den Fröſchen!
„Du kenne ſie; doch laß nicht ſie dich kennen.

„Die arme Fliege, die das Licht umflattert,
„Glaubſt du, ſie wird die Flamme wohl verlöſchen?
„Sie wird ſich ſelbſt die Flügel nur verbrennen!“

Wahrhaftig! Ich kann ohne Eitelkeit über dieſe Zeilen urtheilen; ſie ſind ſeit neun Jahren gedruckt, und haben die Periode der Affenliebe längſt überlebt! Sind dieſe Zeilen nicht hundertmal poetiſcher, hundertmal wahrer, als das ganze Vaudeville, das ich zur theatraliſchen Geburtsfeier, durch die der Gouverneur ſeine Gemahlin überraſchen will, binnen zwei Tagen vom Fleck weg überſetzen und zumodeln mußte. Und doch welche verſchiedenen Wirkungen! Dieſe Zeilen trugen mir nichts ein, nicht einmal ein Freiexemplar der Zeitung, in der ſie, wie Roſenblätter in einem trüben Bache ſchwammen; jene eilfertige Bearbeitung warb mir zwanzig herrliche Rekruten. Dieſe Zeilen wurden von hundert Pränumeranten überſchlagen, und vielleicht von einem mir unbekannten Leidensbruder mit feuchtem Auge zweimal geleſen; jenes, in ein deutſches Höschen geſteckte Kind Scribe's wird von der glänzendſten Geſellſchaft unſerer Stadt huldreichſt aufgenommen, trotz aller ſeiner Unarten beklatſcht, und für das artigſte Geſchöpf erklärt werden, das ſeit langer

Zeit gesehen wurde. Wie kannst du es uns also verargen, göttliche Muse! wenn wir in Augenblicken der Noth an der Kraft deiner Ägide verzweifeln, unmuthig hervor kriechen, und uns lieber unter den breiten und bequemen Hut des Modegeschmackes stellen? Wenn wir lieber aus dem Frankenreiche schöpfen, als aus dem Gedankenreiche? Lieber tüchtig übersetzen, als uns über etwas Tüchtiges setzen? Lieber Gedichte zu Gelegenheiten, als Gelegenheit zu Gedichten machen? Durch unsere Verse lieber Daumen, als Herzen gerührt sehen wollen? — Und wenn das am grünen Holze geschieht, d. h. an Junggesellen, deren einzige Sorge darin besteht, daß es sich reimt, und daß es klingt, — was wird erst am dürren geschehen, d. h. an Poeten, die für Weib und Kinder, oder wenigstens für eine Nichte zu sorgen haben, wie ich für mein Nettchen!" —

Solche prosaische Jeremiaden flossen über Willibald's Lippen, während seine Feder, vom Daumen- Zeige- und Mittelfinger mechanisch gefaßt, jedes Befehles gewärtig, am oberen Saume eines frischen Quartblättchens ruhete, und mit jedem Augenblicke dem Zeichen zum Aufbruche entgegen harrte. Jetzt war sein Unmuth so weit gestiegen, daß der Ausdruck desselben poetisch, und die Feder thätig zu werden begann. In Willibald's wallendem Herzen gestaltete sich ein förmlicher Fehdebrief an die Musen, und die Hand, dem Herzen willfahrend, schrieb das Wort „Schuldforderung" als Titel auf das Quartblatt.

„Ich gab euch —

war der erste Vers, der dem Titel folgte —

„Ich gab euch mehr als Millionen.
„Verſchrieb' euch —

„Muſen, mehr, als Gold!“ ſollte dem erſten Verſe als zweiter folgen, aber die Muſen wurden durch den gemeinen Alltagsanruf: „Ihre Suppe, Herr Willibald“ in die Feder zurückgebannt. Thomas nämlich, der abſichtlich leiſer geklopft, und ſich, eh' ein „Herein“ erklang, in's Zimmer geſchoben, und hinter Willibald's Stuhl geſchlichen hatte, ſtand mit einem ſchönen damaſtenen Tafeltuche, einem ſilbernen Beſteck, einem Porzellanteller und einer reinlichen, bis zum Rande gefüllten Suppenſchale, in der Erwartung da, wie er ſagte, ob es ihm erlaubt wäre, den Tiſch zu decken. Dem Dichter ſank, vor Erſtaunen über die ungewöhnliche Höflichkeit ſeines Bedienten, die Feder auf das Blatt, auf welchem Thomas eben ſeine Blicke, zur ſeligen Befriedigung, Buchſtabenleſe halten ließ. Wie erſtaunte Willibald aber erſt, als er das damaſtene Tuch, das ſilberne Eßzeug, den zierlich bemalten Teller und die vielverſprechenden, lieblich gelblichen Fettaugen auf der Suppe ſah, ſämmtlich Erſcheinungen, die ihn hier, in dieſer Sommerwohnung, nach manchen vorhergegangenen Begegniſſen weit mehr überraſchten, als der Beſuch des Herrn mit dem Ordensbande, durch den der Herr Gouverneur dem Dichter wahrſcheinlich eine Audienz nur deßwegen erſparen laſſen wollte, damit das Erſcheinen eines Poeten nicht etwa die Spur der Überraſchung verriethe.

Indeſſen konnte ſich Willibald einer leiſen Anſpielung doch nicht enthalten, worauf Thomas, in einer nicht ſo leiſen Anſpielung ſo viel ſagte, als: er

möge doch auch erfahren, daß Herr Sparhammer mit Männern umzugehen wisse, welche mit ihrem Kapital einer Excellenz aushelfen können.

„Hinc illae lacrymae!“ lächelte Willibald wahrscheinlich mit Bezug auf die Fett-Thränen, die seiner Suppe so rührend ließen, und zog wie von ungefähr den Bogen zurück, unter welchem sein Heerhaufen kampirte.

Thomas schnitt das längste Gesicht, was vielleicht je beim Anblicke von zwanzig Dukaten geschnitten wurde, während Willibald, der aus seiner Suppe den Beweis zu schöpfen glaubte, daß dieser ganze Spaß nicht übel wäre, hingeworfen bemerkte, daß er von den Zinsen, die er heute erhalten habe, seine kleinen Rückstände berichtigen wolle.

„O“ — meinte Thomas, und bewies durch die Starrheit seiner ausgestreckten Hand, auf die er sich die Schuldenlast von acht vollwichtigen Dukaten legen ließ, was jenes: „Oh!“ für eine weigernde Kraft habe.

„Befehlen Euer Gnaden vielleicht“ — begann er, die acht Füchse in ein vom Boden aufgehobenes Papierschnitzchen wickelnd, — „einen Abendimbiß, — oder — weil sie nicht daran gewöhnt scheinen, — des Wechsels halber zum Frühstück Kaffeh, statt der Milch?“ —

„Die Milch ist wohl etwas abschmeckend — wo nehmt ihr sie?“

„Bei unserer gesuchtesten Milchfrau, Euer Gnaden — auf dem Hauptplatz neben dem Röhrbrunnen!“ —

„Man merkt der Milch die Nachbarschaft ab; — freilich gäbe ein Gabelfrühstück mehr aus!“ —

„„Wenigstens mehr, bemerkte Thomas für sich, als dieser Kapitalist ausgibt.““

„Aber — fuhr Wilibald nach einer kurzen Resignation fort, lassen wir's beim Alten! die Milch!“ —

„„Ist gesünder als Wasser und Wein!““ ergänzte Thomas, sich der alten Opernarie erinnernd. — „Je nun — wie Euer Gnaden befehlen! — Aber, was soll es mit dem alten Rocke, den mir Euer Gnaden gestern übergaben?“ —

„Der Scheider soll nur Knöpfe daran machen!“

„„Aber, es wäre fast besser, Euer Gnaden, an die Knöpfe einen neuen Rock zu machen!““

„Wozu? blanke Knöpfe sind das für einen unansehnlichen Rock, was blanke Dukaten für einen unansehnlichen Mann sind!““

Thomas verstand das Stichwort und zog sich mit der Suppenschale zurück, um wie er sagte, das Rindfleisch, das Gemüse und — (wie treffend war Willibald's Stichwort gewesen!) — den Braten zu holen.

Nach einer Pause, die dem Poeten trotz seiner thierischen Sättigung eine gewaltige moralische Nüchternheit fühlbar machte, kam Thomas nicht nur mit den bemeldeten Gerichten, sondern auch mit einer willkommenen Nachwirkung des vornehmen Morgenbesuches, mit einer Flasche feurigen Tischweines.

Willibald protestirte zwar gegen die Übergebühr der Bewirthung, indem er bemerkte, daß er sich nur eine einfache Kost ohne Wein ausbedungen habe. Als aber Thomas keine Weigerung annehmen zu dürfen vorgab, glaubte sich Willibald rechtlich ver-

ſchanzt, und geſichert, und genoß was ihm aufgedrungen worden, mit der Beruhigung: Volenti non fit injuria. —

Dem ungewöhnlichen Mahle folgte das ſanfteſte Jauſenſchläfchen, aus welchem Willibald erſt durch den kühlenden Hauch des Abendwindes, der ihn durch das offen gebliebene Fenſter anwehte, ſich wecken ließ. Beim Erwachen fand er außer einer kleinen Unordnung in ſeinen Papieren, die er dem Luftzuge zuſchrieb, ein Briefchen von ſeiner Nichte vor ſich, welches ihm Thomas wahrſcheinlich durch's Fenſter auf den Tiſch geworfen hatte, um ihn durch ſeinen Eintritt nicht im Schlafe zu ſtören.

Thränen einer Rührung, die das ſeelenvollſte Gedicht aufwogen, rollten über Willibalds Wangen, als er Nettchens Brief durchlas.

„Lieber guter Onkel! — ſo lautete das Billet — Die Modenhändlerin, für die ich jetzt arbeite, hält mich ſo beſchäftigt, daß ich Sie dieſe Woche ſchwerlich ſehen dürfte. Auch für die Zukunft ſeh' ich einer größeren Beſchäftigung, alſo auch einem größeren Verdienſte entgegen. Dieſe Hoffnung macht es mir zur frohen Pflicht, Ihnen, der ſo lange für mich geſorgt hat, einen kleinen Theil meiner Schuld abzutragen. Ich habe mir, ohne Ihr Wiſſen, liebſter Onkel! (und es iſt das Einzige, was ich Ihnen noch länger verſchwieg, als meine Liebe zum Neffen Ihres Hausherrn) ein kleines Sümmchen erſpart; — ich bedarf deſſen nun nicht: In meinem Verhältniſſe zu meinem Eduard kann es mir nicht frommen, und für meinen ferneren Unterhalt wird, hoff' ich, die Mode ſorgen. Laſſen Sie da-

her durch einen verläßlichen Menschen die paar Thaler abholen; ich weiß Niemand, durch den ich sie Ihnen übermachen könnte. Lieben Sie mich, wie bisher und wenn Sie bei Eduards Onkel, der im Grunde ein guter Mann seyn soll, irgend etwas zu unserem Glücke thun können, so würde Sie gewiß meine selige Mutter eben so segnen, wie Sie segnet Ihre dankbare Nichte — Annette."

„Wie glücklich bin ich, rief Willibald aus, für solch ein dankbares Wesen sorgen zu dürfen, — wie doppelt glücklich aber durch eine Reserve von wenigstens zehn blanken Dukaten, in den Stand gesetzt zu seyn, so ein großmüthiges Anerbiethen ausschlagen zu können. Wenn ich nur auch das bewirken könnte, daß der erste Maitag, an welchem ich hier einzog, und an welchem Nettchen zugleich in ihres Eduard's Herzen Einzug hielt, den Keim ihres Brauttages enthalten habe! doch Muth, Willibald! Vertraue den Nachwirkungen des Sternes, der heute Morgens in deinem Sommerhause flimmerte! Noch weiß ich zwar nicht, was man eigentlich aus dir macht; wenigstens macht man aber etwas aus dir, — und das genügt, um auch aus deiner Umgebung etwas zu machen!"

In dieser tröstlichen Hoffnung erging er sich ein Stündchen im Freien, und hielt Ideen-Jagd. Durch diese tröstliche Hoffnung mit reichlicher Beute gesegnet, kam er zurück; beachtete kaum, wie ihn alle Hausleute freundlich grüßten, setzte sich an sein Pult, und vollendete Einiges, wozu er seit Langem umsonst die Stimmung erwartet hatte.

3.

„Alle Wetter! — donnerte Sparhammer mit einer Heftigkeit, die seinem Quiescenten-Stande vollkommen widersprach. — Verdammter Dummkopf, der ich bin!“

„„Ja, — Ja, — so ist's!““ betheuerte Thomas, — nicht den Ausruf seines Herrn bejahend, sondern die Aussage, die ihn zu jener Heftigkeit gesteigert hatte.

„Wenn ich mich nur ärgern könnte!“ polterte Sparhammer fort, und fuhr in den rechten Ärmel seines Schlafrockes; — „aber nein, hol's der Guckguck“ — da fuhr er in den linken; „nicht einmal das kann ich! Hinabschnüren muß ich meine Galle!“ — da band er die Seidenbänder des Schlafrockes über den Magen zusammen, — „es ist zum Kopfabreißen!“ — da riß er sich die Atzel grimmig vom Kopfe; — „so blind zu seyn!“ — da zog er die gestrickte Wollschlafhaube über die Augen, und bog den rothverbrämten Rand empor, — „so lang im Finstern herum zu tappen!“

„„Soll ich die Lampe anbrennen?““ fragte Thomas, der heimlich über die Wirkung seiner Entdeckung triumphirte, mit affektirter Gleichgiltigkeit.

„Ei, — brenne du an, was du willst!“ — brummte der bettgerüstete Rentmeister, und hob den einen Fuß schon zum Schwunge auf seinen tröstenden Pfühl, — aber ein Rückfall in seinen Ärger riß ihn vom Saume desselben zurück, und zwang ihn zur Wiederholung des ganzen Examens, das er schon vor'm Auskleiden mit Thomas angestellt hatte.

„Also der prächtige Phaeton?“ —

„„Gehört, wie ich im Weinkeller vor einer Stunde vom Kutscher selbst erfuhr, dem Haushofmeister Sr. Excellenz des Herrn Gouverneur!““ —

„Auf dem Tische des filzigen Dichters sahst du?“ —

„„Einen Haufen Dukaten, wovon er mich bezahlte!““

„Und was steht auf dem Papierschnitze, worein du sie einwickeltest!“

„„Euer Gnaden haben ihn ja selbst zu sich gesteckt!““

„Richtig!“ erinnerte sich der Rentmeister, und konnte nicht umhin, das Papierschnitzchen nochmal aus seiner Brieftasche hervorzuziehen, und mit steigender Stimme das darauf geschriebene Bruchstück zu lesen: — ——„ich bin so reich, und Niemand sieht mir's an!“ — Alle Wetter! — Warum kann ich mich nicht ärgern! — Hier wär' es der Mühe werth! — „Aber, sprich Thomas! was sahst du durch's Fenster, als du ihm das Briefchen von seiner Nichte hinein warfst, auf dem Tische?“ —

„„Wie ich sagte, gnädiger Herr! — Einige Papierblättchen, wie sich auch Euer Gnaden öfters zuschneiden, um Notaten darauf zu machen!““ — Auf dem einen dieser Blättchen standen die Worte: „Meine Renten!“ —

„Seine Renten! — Hol's der Guckguck!“

„„Auf einem andern: Meine Schlösser!““ —

„Er hat Schlösser, — und wohnt bei dem Besitzer eines einzigen Hauses im Garten, in einer Bretterhütte!“ —

„„Ein Geizhals, gnädiger Herr, und ein Dichter, — also ein boshafter Narr!““ —

„Ja — wohl, Thomas! Aber, wenn er nur von irgend einer Seite zu fassen wäre!“

„„Auf einem dritten Blättchen stand““ —

„Stand? — Mein Kapital, nicht wahr?“

„„Ja, gnädiger Herr! — und was muß der Mann für ein Kapital besitzen, —““

„Der dem Gouverneur damit aushelfen kann! — Nicht wahr? — Und wieviel betrugen die Zinsen, wovon er mich bezahlen ließ?“ —

„„Nu — gut an die hundert Dukaten!““

„Es gehet gegen Ende Juli — also wahrscheinlich die Zinsen für einen Monat; — macht gegen 4000 Thaler jährliches Interesse! — Und überdieß noch eine Schuldforderung! — Wie lautete der Anfang der Klageschrift?“ —

„„Ich gab Euch mehr als Millionen, — verschrieb Euch! —““

„Das ist übertrieben! — Das wäre der größte Sonderling, den die Welt aufzuweisen hat! — Solch' ein Vermögen — und mit Versemachen sich abgeben! Ein Handwerk treiben, zu dem jetzt nur verdorbene Studenten ihre Zuflucht nehmen! — Aber sei dem, wie ihm sei! daß er reich, sehr reich seyn muß, — das ist ausgemacht!“

„„Ausgemacht, gnädiger Herr! Ich hatte es gleich geahnt. Mir sind während meiner zwanzigjährigen Carriere schon mehrere Beispiele dieser Art vorgekommen. — Reich ist er — und geizig! und daß er die Beweise seines Reichthums nicht besser versteckt, daran ist sein

Handwerk Schuld, durch das er ſich vor jedem Verdachte, reich zu ſeyn, hinlänglich geſchützt wähnt!““

„Du haſt recht, Thomas! du haſt eine glückliche Entdeckung gemacht, es ſoll dein Schade nicht ſeyn. Auch die Entdeckung rückſichtlich meines Neffen verdank' ich dir. Sie kommt mir trefflich zu Statten. Nettchen iſt freilich jetzt arm, aber wie lang? So lange der abgemägerte Geizhals lebt, und wer weiß, ob ſo lang?! — Hab' ich nur einmal eine Seite, bei der ich ihn faſſen kann; ich war Rentmeiſter; — ich weiß, wie man von Renten Meiſter werden kann. Morgen lade du ihn auf ein Spielchen bei mir ein; mein Neffe wird auch da ſeyn, und ich will ihn vorbereiten. Der arme Millionär wird Umſtände machen, — aber höflichkeitshalber doch wohl nicht ausweichen können; ich werde das Eiſen ſchmieden, ſo lang es warm iſt! Feſt und Nettchen müſſen ein Paar werden, — ſonſt, ſoll das Donnerwetter!“ —

„„Ärgern Sie ſich nur nicht ſo, gnädiger Herr!““ fiel ihm Thomas in's Wort, zündete das Nachtlicht an, und entfernte ſich, während Sparhammer ins Bett ſtieg, um mit demſelben Gedanken einzuſchlafen, der ſich in Willibald's Phantaſie vielleicht ſchon zum ſanfteſten Traume geſtaltet hatte.

4.

Der Supernumerär Feſt war über den heutigen Empfang von Seite ſeines Onkels, väterlichen Teſtaments-Executors und ſothanen Vermögensverwalters mehr überraſcht, als wenn ihm ſein Hofrath geſagt hätte: „Junger Mann, ich gratulire; Sie haben einen

salto mortale gemacht, neunzig wohlgezählte Practikantenköpfe glücklich übersprungen, und die Stelle eines unbesoldeten Secretärs im Fluge davon getragen!« — Er wußte nicht, wie ihm geschah, als er mit einem Mahle das ganze Gemälde seiner Zukunft verändert sah, und nun den Schatten da erblickte, wo vorher das vollste Licht war, während die früheren Schattenparthien sich im rosigsten Hoffnungslichte verklärten. Sein Tyrann, der väterliche Testaments-Exekutor Sparhammer hatte plötzlich die Rolle des liebendsten Rathgebers und eifrigsten Protektors angenommen; hingegen erschien ihm jetzt Willibald, in welchem er bisher den Schutzgeist seiner Liebe zu Nettchen zu erblicken vermeinte, als die höchste Instanz, von der allein das Urtheil seiner Beseligung oder Verdammniß abhinge. Bei dieser Instanz sein Vorhaben anzubringen, dazu sollte ihm ein kleines Intermezzo, bei der heutigen Spielparthie Gelegenheit verschaffen.

Willibald hatte die Einladung des Herrn Rentmeisters nach einiger Weigerung bloß deßwegen angenommen, um vielleicht etwas zu Gunsten seiner Nichte thun zu können. Er warf sich in den verblaßten Staatsrock, der heute Morgens aus der Verjüngerungs-Anstalt des Schneiders mit neuen Knöpfen zurück erfolgt war; nahm sein unternehmendes Zuckerrohr zur Hand, und stieg die Treppe seines Hausherrn, die er nur einmal in seinem Leben hinangestiegen war, mit erwartungsvollem Herzen empor.

Schon auf dem vorletzten Staffel empfing ihn Thomas mit freudiger Bewillkommnung, und führte ihn über das Vorhaus, aus dessen Ecken sein Erschei-

nen das neugierige Hausgeſinde wie mit einer Kartätſchenladung verſprengt hatte, dem Spielzimmer zu.

Thomas riß die Thüre weit auf, die Spielgeſellſchaft ſprang empor: Sparhammer eilte dem Dichter entgegen; Feſt verrieth ſeine ſichtbare Verlegenheit; ein fremder Herr, ein Agent, wie es ſich in der Folge zeigte, ſchob ſich mit blinzelnden Augen und verzogenem Mund in die Fenſterbrüſtung, und Willibald hatte Mühe, das Lachen zu verhalten.

„Schon längſt, wertheſter Herr Inwohner! — begann jetzt Sparhammer dem ſträubenden Dichter Stock und Hut abnehmend, und an Thomas weiter befördernd, — ſchon längſt wollt' ich mir das Vergnügen ausbitten! Aber ich weiß, Genie's, wie Herr Willibald, lieben die Einſamkeit und das ſcheinloſe Wirken im Stillen! — Ich und mein Thomas, wir ahnten ſchon längſt, welch' Heil uns durch ſolch' eine Parthie widerfuhr! Geſtern erhielten wir die freudigſte Beſtätigung unſerer Ahnung! — Wenn ich mich nur ärgern könnte, daß ich einer ſo angenehmen Pflicht, Sie in meine Geſellſchaft zu ziehen, ſo ſpät erſt nachkam! — Aber der Herr Dichter können ſich wohl leicht vorſtellen, wie ſchnell ſich einem Geſchäftsmanne, der ſeine Ökonomie nicht Fremden überlaſſen will, die Tage zuſammendrängen.“

„Hier, damit wendete er ſich an ſeinen Neffen, der mit aller Befangenheit eines, nur auf die Gunſt des Augenblickes harrenden Supplikanten ſich verbeugte, — hier hab' ich die Ehre, Ihnen meinen Neffen und Schutzbefohlenen, Eduard Feſt, vorzuſtellen! Er iſt Supernumerär; hat aber die gegründetſte

Hoffnung auf eine baldige fixe Anstellung, und überdieß einiges Privatvermögen, dessen Verwaltung laut väterlichen Testaments einstweilen mir zusteht, nicht wahr, Herr Agent?« —

»»Sub pendente conditione — erwiederte der blinzelnde Agent in der Fensterbrüstung, bis Herr Fest eine von Ihnen, d. i. Herrn Sparhammer geh= ligte Ehe eingegangen habe.««

»»»Also, Sie sind der junge Mann, nahm Willibald das Wort — während Fest bis über die Ohren erröthete, — von dem mir meine Nichte so viel Rühmliches erzählt hat?«« —

Willibald wollte nur sondiren, — aber er sah zu seinem Erstaunen an Fest's freudiger Beklommenheit, an Sparhammer's gefälligem Schmunzeln, an des rastlos thätigen Thomas bejahendem Nicken, und an dem leisen Lächeln, das wie die Vorahnung eines baldigen Palmariums über des Agenten Stirne flog, daß er, kraft eines unbegreiflichen Zaubers, hier nicht mehr zu forschen und zu stimmen, sondern nur zu befehlen und zu gewähren habe.

Unter solchen Auspizien, welche das sämmtliche Spielquartett in die freudigste Stimmung versetzten, nahm man wieder Platz. Sparhammer war nun auf's eifrigste bemüht, den reichen Sonderling auf den Punkt der Herzlichkeit empor zu schrauben, theils um nähere Aufschlüsse über dessen unermeßlichen Reichthum zu bekommen, theils um auszuforschen, wie er denn auf die wahrscheinliche Erbin dieses Reichthumes, auf seine Nichte, zu sprechen sei. Um fremde Herzen zu öffnen, muß man sein eigenes offen dar=

biethen; dieſen Grundſatz befolgte der Rentmeiſter auf's pünktlichſte.

„Ja — begann er, ſeine Worte halb dem Tarok, das angefangen wurde, halb ſeiner pſychologiſchen Tendenz anpaſſend — (Treff Bube!) — Mein Neffe hat nicht die unerfreulichſten Ausſichten! Ihm leuchtet — (der Mond iſt ſchon heraus? nicht?) — ihm leuchtet die Hoffnung auf ein ehrenvolles Amt! Sparſam iſt er“ —

„„Sparſam, wiederholte Willibald, — wozu? wozu? — Spären gehört für unſereins; wenn man in den Jahren iſt, wo man nichts mehr auszugeben weiß, — da iſt Zeit zum ökonomiſiren!““ —

Sparhammer (mit Feinheit). Ha — ich verſtehe — ich verſtehe! — (Geſtochen.) —

Agent (ſchielt dem Rentmeiſter in die Karten).

Willibald. Ich haſſe nichts mehr, als den Geiz.

Feſt. (Seinem Onkel die Karten zuſchiebend.) Der Stich gehört Ihnen, Herr Onkel.

Sparhammer. Nur nicht geizig, das ſag' ich auch. (Herr Agent ſpielen aus!) — Offener Tiſch — das erweckt Vertrauen! — (Sie ſpielen, Herr Agent! als ob Sie mir in die Karte geſehen hätten!) — Guten Wein — das öffnet die Herzen! — Alle Abend' ein Spielchen! — (Jetzt ſind Sie König, Herr Agent!) — Wenn ich nur jünger wäre, aber die Zeiten, wo ich — (Herz-Kavall!) — war, wie mein Neffe, ſind vorbei! Mein — (mein Herz iſt mein Unglück!) — mein Gefühl iſt herabgekommen, wie oft muß ich mich ärgern, daß ich mich nicht einmal mehr recht ärgern

kann! — (Alle Wetter, — mein Pagat ultimo iſt beim Guckguck!) — Jetzt aber raſten wir ein wenig! — Eine Flaſche Rheinwein, Thomas! — Öffne zugleich das Nebenzimmer; — es iſt ſo ſchwül! — Mein Neffe, Herr von Willibald, hat Sie ohnedieß unter vier Augen um etwas zu bitten! Wenn Sie ihm erlauben wollten! —

„Mit Vergnügen!“ äußerte ſich Willibald, und ließ ſich von Feſt, der aus zu großer Höflichkeit faſt ungeſtüm wurde, in's Nebenzimmer ziehen, während Thomas eine vielverſprechende Rheinweinflaſche entkorkte.

„„Verzeihen Sie mir, wertheſter Onkel eines Weſens, das ich anbethe! brach nun Feſt los, nachdem er die Thüre zugelehnt, und den myſtiſchen Schleier der Finſterniß über ſeine Befangenheit gebreitet hatte. — Verzeihen Sie mir, Herr Willibald, aber ich kann nichts dafür — ich liebe Nettchen!““ —

„Das weiß ich — junger Mann!“ —

„„Und Sie haben nichts dawider?““ —

„Nicht das geringſte, wenn Sie redliche Abſichten haben!“ —

„„Weiß Gott! — die hab' ich. Ich bin zwar nicht ſo reich, wie Sie““ —

„O — ich bitte! —“

„„Habe aber Vermögen genug, um eine Frau ernähren zu können. Mein Onkel verwaltet dasſelbe, und wirft mir die Intereſſen aus; ſo war es meines Vaters letzter Wille. Mit dem Tage, an welchem ich Nettchens Hand bekäme, würde er mir auch mein

Kapital herauszahlen! — Mein Glück hängt nur von Ihnen ab!““ —

„Von mir — und ihr Onkel?“ —

„„Ich wollte, weil ich seine Gesinnungen nicht kannte, mein Verhältniß ihm noch verhehlen, — aber er kam mir heute zu meiner freudigsten Verwunderung selbst entgegen, verwies mich an Sie und bat mich dringend, alle Beredsamkeit meiner Jugend und Liebe aufzubiethen, und ihn mit einem so renommirten reichen Manne, der einer Excellenz mit seinen Kapitalien aushilft, zu verschwägern!““ —

„Mein Gott — lieber Herr — wenn's ihr Onkel zufrieden ist, ich habe nichts dawider. An Nettchen täuschen Sie sich gewiß nicht; ob Sie sich aber an mir nicht täuschen, dafür will ich nicht gut stohen. Ich bin arm, lieber Fest! so arm, daß ich, wenn ich das bischen Herz und meine Nichte nicht hätte, mich bettelarm nennen müßte. Hat Ihnen denn Nettchen das nicht selbst gesagt?“ —

„„Sie sprach nur immer von den geistigen Vorzügen ihres Onkels, der so väterlich für sie sorgte!““ —

„Aber wie väterlich? Wie ein armer Vater für seine noch ärmere Tochter! Doch Sie haben Recht — Ihnen kann das gleich gelten! Aber Ihr Herr Onkel wird noch, ahn' ich, einsehen, daß er sich wahrhaftig ärgern könne. Noch einmahl, ich bin arm — ärmer im Beutel, als im Herzen, und Nettchen, deren Hand ich Ihnen recht gerne schenke, ist mein einziger Reichthum. Weiß sie schon etwas von Ihres Onkels Sinnesveränderung?“

„„Keine Sylbe! — Wenn Sie sie rufen lie-

ßen, — ich kann wohl nicht bei ihr Eintritt verlangen, — man kennt mich dort im Hause nicht!“ —

„Gut — ich will ihr ein Zettelchen schreiben, und sie morgen von den sonderbaren Vorfällen, die ich einzig dem Sterne zuschrieb, der mir gestern Früh aufging, unterrichten!“

Mit der seligsten Miene trat Fest wieder in's Spielzimmer, und zum zweiten Male war, aus dem verschiedenartigsten Interesse, das gleiche Gefühl des Behagens und der Befriedigung auf allen Gesichtern zu lesen.

Manche Anspielung auf die geheimen Kapitalien Willibalds waren von diesem allzu gewissenhaft abgewiesen; manche Flasche Rheinwein ward noch geleert; und das feierliche Verlobungsfest endlich, trotz mancher vergeblichen Versicherung des Dichters, daß man sich an ihm täusche, zur allgemeinen Zufriedenheit auf übermorgen, den 26. Juli, also Nettchens Namenstag, festgesetzt.

Als Willibald, vom Rheinweine begeistert, in seinem Sommeraufenthalte anlangte, schrieb er in aller Eile an Nettchen eine dringende Einladung, übergab das Zettelchen dem allwissenden Thomas, und warf noch in der Freude seines Herzens die zwei ersten Zeilen eines Jubelgedichtes auf das Papier hin, die Sparhammer ja nicht hätte erfahren dürfen, um nicht vor Entzücken über seinen Schwager wahnsinnig zu werden, denn sie lauteten:

Ich hab' das große Loos gewonnen,
Ja, Freunde, freuet Euch mit mir!

5.

Willibalds Einladung war so dringend, daß sich Nettchen durch nichts abhalten ließ, ihr so bald als möglich zu folgen. Sie glaubte wahrscheinlich, ihr Onkel sei durch den Ungestüm seines Hausherrn in eine augenblickliche Geldverlegenheit versetzt worden, in welcher ihm ihr Spargut, um das er Niemand Zuverlässigen zu schicken wüßte, um so willkommener wäre. Die kleine Geldrolle in ihrem Sacktuche, trat sie daher in banger Erwartung über die Schwelle des Gartenhauses.

Wie erstaunte sie aber, als ihr Willibald freudig entgegen trat, sie in seine Arme schloß, und die Rolle, die sie ihm mit bescheidenem Schweigen in die Hand drücken wollte, mit Thränen der innigsten Rührung von sich wies, indem er sprach. „Behalte dein Spargut, liebes Nettchen! Ich würde dich dessen nicht berauben, wenn ich in der dringendsten Noth wäre; um so viel minder jetzt, wo ich dich rufen ließ, nicht um dir etwas zu nehmen, sondern um dir etwas zu geben! Ja, sieh mich nur immer mit großen Augen an; die Sache ist darnach! Und wenn du mich nun so ansiehst, Nettchen! bemerkst du keine Veränderung an mir? Hältst du mich für reich — oder für arm?“

„„Für sehr arm, guter Onkel! schluchzte Nettchen, deren Erstaunen in Rührung überging. — Wie könnte so ein guter Mann, der den letzten Pfennig mit mir theilte, je reich werden!““

„Und doch“ erwiederte Willibald, „bin und schein' ich reich! Ich bin reich, — denn ich kann etwas

für dich thun; habe ſchon etwas für dich gethan! Ich ſcheine reich, — und dieſer günſtige Irrthum, den ſich die Leute, plötzlich geblendet, durchaus nicht benehmen laſſen, wird mich in den Stand ſetzen, dein Glück zu vollenden!“

„„Aber um des Himmels Willen! Wie nur, lieber Onkel? Ich begreif' es nicht, kann es nicht denken! Es iſt wie ein Traum!““

„Ganz über das Wie? dich aufklären kann ich ſelber nicht! du wirſt es auch nicht begreifen, wenn ich dir ſage, daß ich dem zufälligen Beſuche, den mir ein vornehmer Herr, als Maſchine ſeines Vorgeſetzten, machte, den Goldnebel verdanke, in welchem mich ſeit vorgeſtern alle Bewohner dieſes Hauſes erblicken! Aber es müſſen noch andere Mißverſtändniſſe obwalten, die ich ſelbſt nicht aufgeklärt wiſſen mag, bis nicht du durch Täuſchung zur Wahrheit, zum ſchönſten Bunde, nämlich mit deinem Eduard, gelangt —!“ —

„„Mit meinem Eduard? — Es wäre alſo Hoffnung vorhanden, lieber Onkel?““ —

„Nicht Hoffnung, Kind! ſondern Gewißheit. Erſchrick nur nicht! — Wenn die Täuſchung, die ohne mein Zuthun meiner Perſon eine ſolche Wichtigkeit verſchafft hat, nur noch vier und zwanzig Stunden währt, — und ich wüßte nicht was ſie zerſtören ſollte? — ſo beſteht das Angebinde zu deinem morgenden Namensfeſte in Eduard's Hand!“

„„Sie ſcherzen, lieber Onkel — es iſt unmöglich! Es klingt ja faſt wie Spaß!““ —

„Es iſt auch ein Spaß, Nettchen! aber ich mache mir ihn nicht mit dir, ſondern das Schickſal macht ſich

ihn mit uns. Mit einem Worte: — man hält mich seit gestern für reich, wahrscheinlich auch für einen Geizhals und einen Sonderling; man verharret auf dieser Täuschung mit unglaublicher Consequenz, und ich dürfte, glaub' ich, einen körperlichen Eid darauf schwören, daß ich arm, so arm bin, wie ich wirklich bin, sie würden mich des Meineides verklagen, und Zetter schreien über die Hartnäckigkeit, mit der ich meinen Reichthum verläugne!« —

»»Ist es möglich, Onkel? Und dieses Mißverständniß verhilft mir zu meinem Glücke?«« —

»Dieses Mißverständniß! — denn gegen die Nichte eines reichen Onkels hat Eduard's Vermögensverwalter nichts einzuwenden. Auf Morgen ist die Verlobung festgesetzt; jetzt komm' mit mir zu dem Onkel deines Bräutigams, du sollst sehen, wie glänzend er dich empfangen wird. Wenn du aber mit Eduard zusammen triffst, so klär' ihn über das sonderbare Mißverständniß, in das auch er verstrickt ist, auf, und fürchte nicht, dir das Spiel zu verderben. Er liebt dich zu aufrichtig, um diese Aufklärung zu mißbrauchen. Ja — und selbst dann, wenn euch Sparhammer belauschte, wäre nichts zu besorgen! Er würde höchstens die Virtuosität bewundern, mit der ich meine Rolle zu behaupten weiß!«

Nettchen war überglücklich, und konnte den Augenblick kaum erwarten, wo sie ihrem geliebten Fest im Verklärungsschimmer erfüllter Hoffnung entgegen treten, und ihm sagen, und von ihm hören konnte: »Morgen gehörst du mir an!«

»Noch eines!« bemerkte Willibald, während

er ſich abermal in ſeinen alten Staatsrock mit den neuen Knöpfen warf, um gegen ſeine einfach reizende Nichte nicht gar ſehr abzuſtechen, — wenn du im Nachhauſegehen an der Kirche vorüber kommſt, ſo vergiß nicht, das zu thun, was frommen Mädchen ziemt; vergiß nicht, Gott für dein Glück zu danken. Denn iſt der Zufall, der dir zu Eduard's Hand verhilft, auch ſpaßhaft und lächerlich, ſo hat er doch eine ernſte Seite für dich und deinen künftigen Gatten. Er bringt dich dem Zwecke deines Lebens näher, und wirft dir zugleich die ernſte Lehre ab, wie der lenkenden Vorſicht kein Mittel zu unbedeutend iſt, um Menſchen, die, wie Sparhammer, ihren Sinn an eitlen Flitter hängen, zu enttäuſchen!

Dieſe kleine Lehre war groß genug, um dem liebenswürdigen Bräutchen, troß der komiſchen Anſpielungen und drolligen Bemerkungen, mit denen Sparhammer ſeine Willkommrede würzte, jenen Ernſt zu erhalten, der auf jede Seele einen Eindruck macht — und wär' es die Ziffernſeele eines quieſcirenden Rentmeiſters.

6.

Am 26. Julius des Jahres 1720 wurden dem Könige von Dänemark die Aktien der Garantie für das Herzogthum Schleswig von England gewiß nicht unter geſchäftigeren Vorbereitungen ausgeſtellt, als ein Jahrhundert ſpäter an demſelben Tage dem Supernumerär Feſt die Aktien der Garantie für die Hand ſeines lieben Nettchens durch den Agenten Albin Strick (vielleicht einen Abkömmling des be-

rühmten Juriſten Strykius) in Sparhammers Namen ausgeſtellt wurden.

Vom frühen Morgen an ſchrieb ſchon der Agent, den die ſüße Vorahnung eines Palmariums nicht getäuſcht hatte, an einer förmlichen Verlobungsakte und dem damit verbundenen Übergablibell, kraft deſſen Eduard Feſt nach erfüllter Bedingung in den ungeſtörten Beſitz ſeines Kapitals geſetzt ſeyn ſolle.

Während Albin Strick, unter Sparhammers ſelbſteigenen Augen an dieſen Dokumenten arbeitete, war der weiſe Thomas mit der feierlichen Ausſchmückung des Gartens und des Gartenhauſes beſchäftigt, in welchem, nach abgethanen Förmlichkeiten, ein herzliches Familienfeſt den Tag beſchließen ſollte.

Mit einem geheimen Grauen, wie es wohl ein Bettler in einer fürſtlichen Schatzkammer empfinden mag, wenn er all' die prunkenden Koſtbarkeiten, in kryſtallenen Schränken, todt und unbenützt aufgeſchlichtet erblickt, — räumte Thomas in dem ſommerlichen Wohnzimmer des Dichters auf. Unwillkührlich flogen ſeine Blicke nach allen Seiten, und glaubten die verborgene Feder entdecken zu müſſen, deren Druck die rollenden Silberlinge aus ihrer ſtrengſten Haft befreien könnte, — aber umſonſt. Auch jene früheren Beweiſe, durch die er ſeinen Herrn ſo unumſtößlich von Willibalds Reichthume zu überzeugen vermochte, waren nicht mehr zu ſehen; wahrſcheinlich, dachte er, hat er ſie, um ſich nicht ganz zu verrathen, bei Seite geräumt. Eine deſto wichtigere Entdeckung glaubte er aber an dem Blatte gemacht zu haben, das die zwei erſten Verſe

jenes Jubelliedes enthielt, in welchem Willibald seinen Freunden freudig verkündete:

Ich hab' das groſse Loos gewonnen,
Ja — Freunde, freuet Euch mit mir!

Er ahnete mit Recht, daß der Verfaſſer des Briefes, für deſſen Anfang er die beiden Zeilen hielt, heute wohl nicht darnach fragen würde, und ſteckte ſie daher ohne Anſtand zu ſich, um ſeinen Herrn damit in jenen Zuſtand der Begeiſterung zu verſetzen, wozu ich ihnen oben die Kraft zuerkannte. Und wirklich mochten ſie auch, Herrn Sparhammer von Thomas alsbald zugeſteckt, nicht wenig zur ſchleunigſten Vollziehung aller Formeln beigetragen haben — denn mit dem Schlage Zwölf war Nettchen die glückliche Braut, Feſt der unumſchränkte Beſitzer eines Erbtheiles von fünfzehntauſend Thalern, Sparhammer der ſelbſtzufriedenſte Onkel und Hausherr, Strick freute ſich ſeines Palmariums und der gelegentlichen Tafel, Thomas des zu hoffenden Lohnes für ſeine glücklichen Entdeckungen, — und Willibald ſah nun, da der ernſte Theil des Spaſſes ſo wohl geglückt hatte, dem ſpaſſigen Theile des Ernſtes mit lachendem Herzen entgegen.

Die Familientafel nahm ihren Anfang um 12 Uhr 39 Minuten Mittags, erreichte ihre gröſste Vollkommenheit um 3 Uhr 56 Minuten Nachmittags, und ward nach einer gewaltſamen Unterbrechung von einer halben Stunde, mit dem Abendimbiſſe verſchmolzen, und um 0 Uhr 6 Minuten Morgens glücklich beendigt.

Was nur den Gaumen und alle Sinne des Feinſchmeckers reizen kann, war hier aufgeboten. Sparhammer hatte ſich zwar gegen Willibald geäuſsert,

daß er offene Tafel liebe, ſeine Hausleute meinten aber, er nehme das Wort: „offen," wie man von offenen Städten ſpricht, und wünſchte ſeine Tafel eben ſo frei von Gäſten, wie jene frei von Mauern ſind. Eben deßwegen meinte man auch, gegenwärtige Tafel ſei nur in der Vorausſetzung, daß der karge Millionär ſeiner Nichte zu Ehren doch in ſeinen Säckel greifen dürfte, ſo verſchwenderiſch angeordnet worden. Und in der That fand dieſe Anordnung entſprechenden Anwerth. Sparhammer aß nach Herzensluſt, weil er auf fremde Koſten zu zehren hoffte; der Agent Strick ſchwelgte in der erquicklichen Überzeugung von dem juridiſchen Grundſatze: Beati possidentes; Willibald freute ſich der genießenden Anſchauung deſſen, was er ſo oft beſungen, und ſo ſelten noch genoſſen hatte; und Thomas ſammelte, trotz einer fleißigen Ameiſe, die koſtbaren Reſte der Gerichte. Nur das Brautpaar vergaß über ein volles Herz des leeren Magens.

Endlich kam es zu den Toaſten. — „Holla!" dachte ſich Willibald, die Zeit der Kataſtrophe rückt heran. Ehe ſie aber eintritt, will ich ihnen noch das Räthſel meines Charakters ſo künſtlich verwirren und verknüpfen, daß ich ſelbſt kaum weiß, wer es wird löſen können."

„Das Brautpaar ſoll leben! rief er aus, als eine Flaſche beſonders alten Rheinweines entkorkt wurde; — trinkt aber, verehrteſte Gäſte, wie die Kenner ſagen, mit Andacht, und eingedenk des Trinkſpruches:

„Des Weines Gold mögt Ihr verſperren,
„Doch ſperrt kein Gold im Kaſten ein:
„Das alte Gold verliert am Werthe,
„An Werth gewinnt der alte Wein!"

Sparhammer, Thomas und Strick prallten über dieſe unerwartete Äußerung des vermeintlichen Geizhalſes erſtaunt zurück, und meinten: „Nun! — Endlich läßt er ſich in's Herz ſehen, — vielleicht auch bald in die Kaſſe!“ —

„Trinken Sie, trinken Sie! ſprach der Rentmeiſter dem Dichter zu, dem in der That das Herz aufging, — der Wein macht aufrichtig, und Sie halten noch mit Manchem hinter dem Berge!“ —

Nettchen und Feſt konnten ſich des Lachens kaum erwehren, als ſie die komiſche Entwicklung mit Rieſenſchritten heranrücken ſah'n.

„Auf unſeres Herrn Wirthes und Schwagers Wohl!“ brach Willibald von Neuem los, und köpfte eine Champagnerflaſche, mit dem fröhlichem Ausrufe:

„Nicht länger, Glutwein! ſollſt du ſchlafen,
„In deinem gläſernen Gemach!
„Auf! ſpring' empor gleich einem Sclaven
„Der ſeine Kettenlaſt zerbrach!“

„„Bravo! Braviſſimo! rief Sparhammer über Willibalds Herzlichkeit entzückt. — Geſchwind noch ein Glas! — Die guten Ökonomen ſollen leben!““

„Proſt! — entgegnete Willibald, das geht mich an; bei wenig Geld iſt leicht gut haushalten!“

„„Alle Wetter — fuhr der Rentmeiſter auf, — warum kann ich mich nicht ärgern? Da wär' es wieder der Mühe werth! Sie! wenig Geld? Jetzt reißt mir die Geduld, Herr Schwager! Wenn man längſt ſchon verrathen iſt, wenn man die Beweiſe auf allen Tiſchen, ja auf dem Boden herumliegen läßt, — noch läugnen,

daß man reich iſt! — Das iſt zu obſtinat! — Kennen Sie dieſe Zeilen? (Mit dieſen Worten ſtreckte er dem Dichter das Blättchen hin, das Thomas unterſchlagen hatte) He? Sie lachen? Haben Sie das große Loos gewonnen oder nicht? Iſt das Ihre Schrift oder nicht?“

Alles ſchwieg. Willibald antwortete lächelnd: „Ja, dieſe zwei Zeilen ſind von meiner Hand; — wollen Sie die dritte und die vierte hören?“

„Ich hab' das große Loos gewonnen,
„Ja, Freunde, freuet Euch mit mir,
„Das große Loos — ein Paar zu ſegnen,
„Das mir durch Liebe dankt dafür!
„Mein Werk ſind ihre Wonneſtunden,
„Mein Lohn entſchimmert ihrem Blick:
„Welch größres Loos kann man gewinnen,
„Als zweier Herzen ew'ges Glück?“

„„A pah! das ſind Dichter-Ausflüchte!“ — vertröſtete ſich Sparhammer ſelbſt, während Thomas im Winkel das Skelet eines rieſigen Capauns vor banger Ahnung aus der Hand gleiten ließ, und hinter ſeines Herrn Stuhl trat. — „Was ſagen Sie aber zu dem Kapitälchen, mit dem Sie Sr. Excellenz dem Herrn Gouverneur aushalfen, und das Ihnen ſo erfreuliche Zinſen abwirft? He?“

„Mein Kapital, — lieber Herr Schwager (warnt' ich Sie nicht ſelbſt vor mir?) — mein Kapital liegt hier zum Theil im Kopfe, — zum Theile hier in meinem Herzen! — Se. Excellenz beliebten darauf zu reflectiren, und ließen zur Geburtsfeier Höchſt Ihrer Gemahlin ein franzöſiſches Luſtſpielchen von mir bear-

beiten, wofür ich einige Dukaten als Honorar erhielt, die ich also mit Recht Zinsen nennen konnte!“ —

„„O fein sind Sie, Herr Willibald, bemerkte Sparhammer mit etwas alterirter Stimme — Sie wollen mir einen Beweis nach dem anderen umstoßen; aber wir haben deren noch genug gesammelt! Es kam auf eine Verschwägerung an, und da geht man etwas behutsam zu Werke! — Wo ist der Zettel, Thomas, in den du die Goldstücke wickeltest?““

Stillschweigend langte der angstgequälte Allbemerker den Zettel hin, und harrte bänglich, wie der Dichter nun diesen Beweis entkräften würde.

„„Ich bin so reich — las der Rentmeister vom Zettel ab, — ich bin so reich, und Niemand sieht mir's an! — Ist das nicht das offenste Selbstgeständniß!““ —

„Ich bitte Sie — erwiederte Willibald lachend, — wer wird Selbstgeständnisse auf dem Boden umher liegen lassen? —“

„„Eben weil man dort keine Selbstgeständnisse suchen würde!““ —

„Zu dem sind das nur anderthalb Verse aus einem Gedichte, worauf wir vielleicht noch zurück kommen dürften.“

„„Alle Wetter! — polterte jetzt Sparhammer ungestüm — warum kann ich mich nicht ärgern? Jetzt wär' es wieder der Mühe werth; denn wozu das lange Hinhalten? Und wenn Sie eine Unzahl Ihrer eigenen Äußerungen auf dieselbe Art wider mich anwenden wollten, was sagen Sie zu den unumstößlichen Beweisen, hinter die Ihnen, als Sie vor zwei Tagen am offenen

Salonfenſter ſchliefen, mein Thomas kam? Was ſtand auf einem Quartblättchen, Thomas?

Thomas: „Mein Kapital!“

Sparhammer. „Ihr Kapital? Nun, Herr Kapitaliſt! Was ſagen Sie? — Und auf dem zweiten Blatte? —“

Thomas: „Meine Renten.“

Sparhammer. „Ihre Renten — und die wollen Sie mir, einem Rentmeiſter, abläugnen? Aber noch nicht genug! was ſtand auf einem dritten Blatte?“ —

Thomas: „Meine Schlöſſer!“

Sparhammer. „Ihre Schlöſſer! Und Sie wollen dieſe Schlöſſer noch immer verſchließen vor unſeren theilnehmenden Augen? — Aber es ſoll Ihnen nicht gelingen, und müßt' ich Sie zum Eide treiben! Ich muß mich ja von Ihrem Reichthum überzeugen, in Folge deſſen ich Sie zu meinem Schwager machte; ſonſt wär' ich getäuſcht, betrogen, zur Klage berechtigt, — nicht wahr, Herr Agent? —

Agent (ſein halbvolles Glas ausſtürzend). **Laesio ultra dimidium.**

Willibald. Hab' ich denn nicht proteſtirt gegen Ihre ſchmeichelhaften Zumuthungen?

Sparhammer. A Pah! So wollen ſich — salva venia, — alle Geizhälſe entſchuldigen! — Wer Schuldforderungen hat, wie Sie, iſt nicht arm, kann nicht arm ſeyn, darf nicht arm ſeyn, und iſt — hol's der Henker, daß ich mich nicht ärgern kann, — iſt werth, daß man ſich über ſeine Verſtellung todt ärgere. — Wie heißt der Anfang der Schuldforderung,

Thomas! bei deren Concept du Herrn Willibald überraſchteſt?

Thomas. „Ich gab euch mehr, als Millionen, verſchrieb“ —

Sparhammer. „Macht man ſolche Verſchreibungen, wenn man ein armer Schlucker iſt, wie Sie zu ſcheinen beliebten? Iſt ein Chirograph ein Spaß? Können Sie noch etwas ſagen?

Willibald. Ich ſage nichts, als daß Thomas dort meine Tiſchlade öffnen, und mir die verhängnißvollen Papiere, mit denen Sie mich ſo in die Enge treiben, einhändigen möge. Ich ſeh' es, — ich kann länger nicht hinter dem Berge halten! Sie ſollen meinen ganzen Reichthum erfahren — und ſtaunen! — Jenes Portefeuille, Thomas! — So!“ —

Thomas übergab das geheimnißvolle Päckchen mit zitternder Hand und ſeufzte, von bänglicher Erwartung gefoltert, tief auf. Sämmtliche Gäſte ſprangen mit neugierig geſtreckten Hälſen empor: Nettchen und Feſt lachten heimlich: der Agent vergaß auf ſein neugefülltes Stängelglas, denn ſolch eine Summe, wie Willibalds dickleibiges Portefeuille zu enthalten verſprach, war ihm in ſeiner Praxis noch nicht untergekommen; Sparhammer aber ſetzte ſeine Brillen auf, und heftete ſeine lüſternen Blicke unabwendbar auf Willibalds Figur. Tiefe Pauſe — die Uhr ſchlug ſieben.

„Hier ſehen Sie meinen ſämmtlichen Reichthum — begann der Dichter, das Portefeuille öffnend, in welchem eine Menge der verſchiedenartigſten Papiere bunt durch einander lag.

„„Das ſind Coupon's!““ ſchrie der Rentmeiſter mit ſonnenrothem Angeſichte.

„Nur halb getroffen, entgegnete Willibald, — ein Coup iſt dabei, und zwar ein echter Theater-Coup, aber des Wortes zweite Hälfte trifft nicht zu; ſie ſuchen Coupon's, und werden höchſtens Couplets finden.“

„„Was ſollen dieſe Wortſpiele, Herr Kapitaliſt? Kramen Sie lieber das Verzeichniß Ihrer Reichthümer aus! — Wo iſt denn der Ausweis über Ihr Kapital?““

Willibald. Mein Kapital wollen Sie kennen lernen? (langt ein Quartblatt hervor, bei deſſen Anblicke Thomas unwillkührlich ausruft, „das iſt's“). Hier iſt der Ausweis. —

(lieſt)

Mein Kapital.

„Ein froher Muth, ein leichtes Blut,
„Entglüht für's Ideal,
„Ein heit'res Lied in trüber Zeit —
„Das iſt mein Kapital!

Sparhammer (in heftiger Bewegung). Das ſind Neckereien — halten Sie ein.

Willibald. Hören Sie nur weiter! Vielleicht gefällt Ihnen der folgende Quatrain beſſer. (lieſt)

„Das trägt mir Zinſen, wie kein Gold
„Des Reiches reichſtem Mann
„Drum, Freunde, ſtaunt! Ich bin ſo reich
„Und Niemand ſieht mir's an!

Kennen Sie dieſe Verſe? Oder kennt ſie vielleicht Thomas?

Sparhammer. Ja — in der That! — Nie-

mand ſäh' es Ihnen an, wie verſtockt und boshaft Sie ſeyn können? — Aber Ihre Renten? —

Willibald. Meine Renten wollen Sie kennen lernen! — Ja, die ſind zu verſchiedenen Zeiten verſchieden geweſen. — (Ein zweites Quartblatt hervorlangend, das Thomas, wie man ſeinen troſtloſeren Blicken abmerkt, auch zu kennen ſcheint.) Hier iſt der Ausweis! — Hören Sie! (lieſt)

Meine Renten.

„In der Jugend ſchönem Mai
„War ich guter Dinge,
„Lüftete vergnügt und frei
„Meines Geiſtes Schwinge.
„Lieb' und Gunſt des Frau'ngeſchlechts,
„Feuerküſſe links und rechts
„Waren meine Rente!"

Sparhammer (ziftig). Das iſt' erbärmlich ſchön! —

Willibald (fährt zu leſen fort):

„Als der rauhe Herbſt genaht,
„Ward die Seele kälter;
„Statt zum Liebchen, — ging der Pfad
„Oft zum Weinbehälter:
„Zehen Flaſchen Rebenblut
„Ausgeſtürzt mit trunk'nem Muth
„Waren meine Rente!"

Sparhammer. Wenn ich mich nur ärgern könnte! — Alſo das ſollten Ihre Renten ſeyn. — Und wie ſteht's mit Ihrer Schuldforderung?

Willibald. Wollen Sie ſich davon überzeugen? — Hier (nimmt ein anderes Blatt) iſt abermal der Ausweis! (lieſt)

Schuldforderung.

Ich gab euch mehr als Millionen,
Verſchrieb euch was ich hab'
Und ihr laßt mich in einer Hütte wohnen
Bei Waſſerſupp' — und

Sparhammer (mit erzwungenem Lachen). An wen lautet denn dieſe originelle Schuldforderung? —

Willibald. An die Muſen, Herr Schwager! — Kennen Sie dieſe Damen? —

Sparhammer. Was kümmern mich die Muſen und Damen. Mich kümmern jetzt nur noch Ihre Schlöſſer. —

Willibald. Meine Schlöſſer? — leider ſind ſie noch nicht ausgebaut; aber einen Flügel davon kann ich Ihnen doch aufweiſen (lieſt von einem anderen Blättchen):

Meine Schlöſſer.

Das erſte Schloß, das ich mir baute,
War „Hoffnung" auf ein frohes Seyn;
Das Leben gab mir trübe Stunden,
Ich baut' ein Luftſchloß —

Sparhammer (losbrechend). Alſo auch da betrogen; alſo in Allem betrogen! Betrogen um mein Vertrauen, um die Vermögensverwaltung, um meine Höflichkeiten? — Alle Wetter! Ich ärgerte mich immer, daß ich mich nicht mehr ärgern könne; aber nun ſeh' ich's, daß ich mir weniger Feuer zutraute, als ich noch wirklich beſitze. Ich ärgere mich ſo recht con amore, und werfe die tödtlichen Folgen Ihnen an den Hals, Sie feiner Strick möcht' ich ſagen, wenn mein braver Herr Agent, der mich umſonſt vor Ihnen

warnte, nicht auch Strick hieße! Sie haben mich ſchändlich hintergangen!“ —

„„Wer hat Sie hintergangen!““ fiel Willibald plötzlich mit ernſtem Tone ein, — „„wer? Ich? der ich Ihnen wiederholt betheuerte, daß ich arm ſei? Ich, der ich nur gezwungen das Mißverſtändniß unterhielt, das ich kaum durch Beeidung hätte aufklären können? — Ihre Geldſucht hat Sie betrogen, Ihr einfältiger Thomas hat Sie betrogen, Ihr eigener am Flimmer, am eitlen Scheine klebender Sinn hat Sie betrogen! — Betrogen? — Nein — belehrt; — und — woll' es Gott! gebeſſert. — Nicht betrogen, ſondern Sie durch ein komiſches Mißverſtändniß veranlaßt, eine gute Handlung auszuüben, das Glück zweier Herzen zu gründen, und kann man — ich frage Sie mit den Worten meines Gedichtes, kann man ein größeres Loos gewinnen, als zweier Herzen ewiges Glück? — Darum zürnen Sie nicht! Sie haben nicht verloren. Sie haben gewonnen; Alle hier haben gewonnen. — Aber ich, meinen Sie (das ſeh' ich Ihrem unbeſänftigten Kopfſchütteln an), ich, meinen Sie, bin denn doch kein Kapitaliſt, kein Millionär — ſondern ein Bettler! Nein! — ich bin kein Bettler; vor dieſem Namen wird mich meine Kunſt bewahren, der ich mich nun ganz ſorgenfrei in die Arme werfen kann! — Ich bin ein Kapitaliſt — mein Kapital liegt zu ungewöhnlich hohen Zinſen im Herzen dieſes Brautpaares an. — Ja, ich bin ein Millionär, denn ich gäbe nicht für eine Million ein Gefühl, was mich als Menſch und Künſtler ſo glücklich macht, wie ich es nie in meinem Leben geweſen! Ich bin ein lebendiges Gedicht — und Sie,

Herr Schwager! — werden ihm, — Ihr feuchtes Auge, der treue Spiegel Ihrer beſſeren Natur, ſagt es mir — Sie werden ihm kein ſtrenger Richter ſeyn!““

Herzlichkeit ſiegt überall, das erwies ſich auch hier. Die Löſung geſchah zu Aller Befriedigung, und erſt um 0 Uhr 6 Minuten Morgens endigte, wie geſagt, das Feſt, deſſen Veranlaſſung und Verlauf mir zu einer Erzählung und einigen Herren jenſeits des Rheines, wie ich höre, zu einem Vaudeville Stoff gab.

Der Kornett.

Zum zehnten Male brachen die heidnischen Renner und Brenner in die hartbedrängte Steiermark ein, um Jammer und Noth über das arme Land zu verbreiten. Dießmal aber schien es auf gar besonderes Unheil abgesehen, denn Sultan Suleiman selbst stellte sich an die Spitze seines zahllosen Heeres. Am Freitage, dem 29. des Moharrem, im 939. Jahre der Hedschira, das ist nach unserer Rechnung am 29. August des Jahres 1532, erhoben sich die Ungläubigen unter Gußregen und Ungewitter mit dem Lager vor Güns, und schon am fünften Tage schlugen sie ihre Zelte in den Bergschluchten der nordöstlichen Steiermark auf, und ließen ihre blutdürstenden Scharen nach allen Richtungen hinstreifen.

Heulend und händeringend flohen die armen Bewohner in die Wälder und Gebirge. Nur die Siechen und Krüppelhaften, welche man so schnell nicht fortbringen konnte, blieben in den verödeten Dörfern und Märkten zurück; darunter wohl auch manches verdächtige Gesindel, das nichts zu verlieren hatte, sondern sich davon einen Gewinn versprach, mit den raublustigen Feinden gemeine Sache zu machen, und an den eigenen Landsleuten die Verräther zu spielen. Schon hatte sich Grafendorf freiwillig ergeben, schon war Pischelsdorf dem Boden gleich gemacht, und weithin

leuchtete die Nacht des neunten Septembers von der Brandröthe lodernder Schlöſſer und Ortſchaften.

„Gertrud, ſprach der Bauer Jobſt zu ſeinem zitternden Weibe, ſei gutes Muthes, Gott hat uns noch nie verlaſſen, er wird auch dießmal gnädig ſeyn. Aber höchſte Zeit iſt es, an die Flucht zu denken; ſchon leuchten die Mordfeuer der Heiden über den Rücken des Kulm herüber. Was nützen uns die feſten Schlöſſer Neuhaus, Herberſtein und Stubenberg; ſie haben, mein' ich, d'ran zu denken, wie ſie ſich des Feindes ſelbſt erwehren mögen, und können unſere Dörfer nicht vertheidigen. Wer weiß, ob nicht ſchon in der nächſten Nacht aus den Fenſtern unſerer Herrenburg die Lohe ſchlägt. Jetzt heißt es für ſeine eigene Haut ſorgen und auf Niemanden bauen als auf Gott und auf ſich ſelbſt. Du weißt, unſere beſte Habe liegt tief im Walde verſcharrt. Niemand hat mir zugeſehen, als ich ſie eingrub unter der hohlen Eiche, vor der ein mooſig Felsſtück liegt als unfehlbares Merkzeichen. Auch kenn' ich eine Höhle hoch im Berge droben, die Niemand finden mag, als wer in der Abſicht, einen Zufluchtsort zu entdecken, die Waldung Schritt für Schritt durchforſcht. Vorſichtig bin ich ſeither manches Mal hinaufgeſchlichen, und habe das Innere der Höhle ſo gut hergerichtet als es gehen mochte, und für den ärgſten Fall ſogar eine kleine Vorrathskammer darinnen angelegt. Darum komm jetzt, Weib, — unſer Bündel iſt geſchnürt, unſeren Jungen nehm' ich auf den Rücken, und ehe der Tag grauet, ſind wir in Sicherheit.“

„Lieber Jobſt, erwiederte Gertrud ſchluchzend, du weißt gar nicht, wie mir um's Herz iſt. Gewiß

werden wir entdeckt. Du weißt wir haben viele Neider im Dorfe. Die böse Marthe haßt dich, weil du mich ihr vorzogst, und hat dir das Ärgste geschworen. Was nützt uns dann die vergrabene Baarschaft und die Höhle im Gebirg, wenn uns böse Menschen verrathen und uns dem Feinde in die Hände spielen.“

„Wenn Gott mit uns ist, wer ist wider uns?“ tröstete sie Jobst. „In so allgemeiner Drangsal denkt wohl Niemand an Neid und Rache. Und wenn wir auch das Schlimmste voraussetzten, schlimmer kann's nicht seyn, als hier dem Heidenvolk anheim zu fallen, wenn es, hungrigen Wölfen gleich, in Haus und Hof stürmt. — Blick' hin, der Himmel wird immer röther. Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren!“

Mit Thränen in den Augen verließen sie die Hütte, in welcher sie etwa vor acht Jahren zu wirthschaften begonnen hatten. Das Dörflein, worin sie hauseten, hieß Buch, und lag am Fuße des waldigen Kulm, von dessen Rücken sich eine herrliche Aussicht in die Ferne darbiethet. Jobst hatte, eh' er seine brave Gertrud zum Weibe nahm, mit einer Witwe Namens Marthe viel Umgang gehabt. Aber ihr störrisches Wesen und ihr rauher Sinn ward ihm von Tag zu Tag unliebsamer, zumal da sie auch sonst nicht im besten Rufe stand und auf Zucht und Frömmigkeit nicht eben viel zu halten schien. Als er aber die liebe, gute Gertrud kennen lernte, da ward ihm Marthe ganz unerträglich, und er sagte ihr's rund heraus, daß er in Zukunft nichts mehr mit ihr zu thun haben wollte. Deßhalb war sie erbittert auf ihn und seine neue Hausfrau, und neckte beide, so oft es ging, und schwor ih-

nen mehr als einmal, daß eine Zeit wohl kommen würde, wo sie ihnen vergelten könnte. Deß achtete aber Jobst nicht sehr, vielleicht wohl weniger als es klug war; denn er ging seinen geraden Weg, hatte festes Gottvertrauen, und lebte mit seinem Weibe, die ihm gleich im ersten Jahre der Ehe ein Söhnlein brachte, zufrieden und sorgenlos.

Selbst jetzt, als er mit ihr und dem siebenjährigen Jungen durch Busch und Dorn den Kulm hinanstieg, ließ er sich von Gertrud's Klagen und Bedenklichkeiten nicht anfechten, sondern sprach ihr Trost und Muth ein. Es war ein langsames und beschwerliches Steigen. Wohl trafen sie im finsteren Walde mit manchen Anderen zusammen, die sich ebenfalls flüchteten, denn fast das ganze Dörflein wanderte aus; aber Jeder war nur auf sich selbst bedacht, und verfolgte seinen Pfad, ohne zu fragen, wer rechts oder links vorüberstreifte. Je höher sie stiegen, desto stiller und einsamer ward es, und Jobst war dessen herzlich froh, denn er ersah daraus, daß er sein Versteck gar klug und sicher gewählt habe. Mühsam keuchte Gertrud nach, und der kleine Lenz war auf des Vaters Rücken fest eingeschlafen. Die Furcht macht die Augen scharf und das Gedächtniß getreu; auf Steigen, wo man sich beim Tage leicht verirren konnte, fand Jobst die Höhle, als längst wohl schon die Mitternacht vorüber war. Erschöpft warfen sie sich hin und schliefen ruhig bis zum Morgen.

Als das Tageslicht matt in ihren Schlupfwinkel schimmerte, erhoben sie sich, um sich mit ihrer neuen

Wohnung bekannt zu machen. Die Felsschlucht mündete nach oben wie nach unten; sie lauschten mit gespanntem Ohr, aber alles war still. Da machte sich Jobst auf, um durch die obere Mündung die Höhe des Bergrückens zu gewinnen und frei ausblicken zu können. Gertrud blieb mit ihrem Söhnlein zurück, das aber nicht lange sich halten ließ, sondern aus der Höhle herauskroch, um Waldbeeren zu pflücken; da rings lautlose Stille herrschte, so hatte die Mutter nichts dawider. Bald aber ertönte aus der Tiefe in nicht allzuweiter Entfernung des Knaben Geschrei; leblos fast vor Entsetzen sank die Mutter nieder. So fand sie Jobst, als er von der Höhe zurückkam, von welcher aus er das ganze Dorf Buch, so wie das Herrenschloß am Berg in vollen Flammen gesehen hatte. Der arme Lenz war ohne Zweifel von einzelnen Streifern geraubt worden. Namenlos war der Jammer der Ältern, und nur der Schmerz über den Verlust ihres Kindes ließ sie der eigenen Gefahr vergessen, welcher sie ausgesetzt waren, falls dieses selbst an ihnen zum Verräther würde. Gleichgültig sahen sie einem Loos entgegen, das sie ja doch nur mit ihrem Liebsten auf dieser Welt zu theilen hätten. Aber Niemand kam; im Gebirge blieb es ruhig; Jobst streifte mit kecker Verwegenheit nach allen Richtungen umher, ohne Feind oder Freund zu entdecken. Er schloß daraus, daß die bösen Gäste, welche die Kürze ihres Aufenthaltes durch Grausamkeit ersetzten, bereits weiter gezogen wären. Als er wieder die Höhe des Berges erklomm, fand er weit umher Alles wie ausgestorben. Kein Halbmond war zu sehen, und nur hin und hin quoll noch aus schwarzen Trüm-

mern spärlicher Rauch empor. Er beschloß den Gang ins Thal vorerst selbst zu wagen. Als er an die Stelle kam, wo hinter dem mooſigen Felsſtücke bei der morſchen Eiche seine Habseligkeiten verscharrt waren, fand er die Erde aufgewühlt; von Allem was er vergraben hatte, war nichts mehr zu entdecken. Also selbst in den Schooß der Erde war die Raubgier der bösen Heiden eingedrungen.

Im Dorfe war bis auf wenige Häuser Alles niedergebrannt; unter diesen wenigen befand sich das Häuschen der bösen Marthe. Mit verzweiflungsvollem Jammer wühlte Jobst im Schutte seiner Hütte. Was ihn allein trösten konnte, war die allgemeine Noth, die er antraf. Überall Drangsal, überall Hilfloſigkeit; — aber doch hatte Niemand von Allen, die dem Schwerte der Würger entgangen waren, den Verlust eines theuren Kindes zu beklagen, als er. Es schien als ob gerade Jene am schlimmsten berathen gewesen wären, die sich in die Waldung des Kulm geflüchtet hatten. Denn eben dahin allein war ein feindlicher Haufe gedrungen und hatte Alles, was er fand, in die Sklaverei mit sich fortgeschleppt.

Mit gebrochenem Herzen und trostlosem Gemüthe holte er seine Gertrud aus ihrem Versteck, und bemühte sich, seine Sache Gott anheim stellend, die Reste seiner Behausung, so gut als es ginge, wieder herzustellen.

Die Türken waren indessen über Gleistorf nach Gratz vorgerückt, wo sie die ganze umliegende Gegend mit Feuer und Schwert verwüsteten, bis sie auf dem Fernitzerfelde von den edelsten Helden der

Christenheit, dem Johann Katzianer, dem Johann Ungnad und den Rittern von Auersperg und Reichenburg, in die Flucht geschlagen wurden. Ein gleiches Gericht ließ der Herr über sie zwischen Marburg und Pettau ergehen, bis sie nach Mihal Oglus Streifzuge durch Obersteier dem Lande für siebenzig Jahre den Rücken kehrten.

Es war ein trauriges, freudenloses Leben, was Jobst mit seiner Gertrud führte. Wohl kein Tag verging, wo sie nicht in bitteren Thränen ihres armen Kindes gedachten, das entweder schon grausam gemordet seyn mochte, oder was ihnen fast noch schwerer auf's Herz fiel, im Unglauben erzogen und zu einem Feinde seines eigenen Vaterlandes herangebildet wurde. Inbrünstig beteten sie dann zu Gott, daß er sich des armen Knaben annehmen und den Funken des wahren Glaubens in ihm erhalten wolle, als dessen Sinnbild er ein kleines Silberkreuz, das Geschenke seines Pathen, auf dem Herzen trug.

Allein der Himmel ist gnädig, und wo er den Schmerz gab, dort gibt er auch den Trost. Dieser erblühete ihnen nach kurzer Jahresfrist, während welcher sie durch Fleiß und Emsigkeit sich wieder aufhalfen, in einem gar lieblichen Töchterlein, dem sie zum Angedenken an den verhängnißvollen 10. September, den seltenen Namen Pulcheria gaben. Das Mädchen war nun ihre Augenweide und Herzenswonne, und da überdieß ein Schimmer von Friede das hart mitgenommene Land wieder zu erleuchten begann, so fühlten sie ihren Jammer bald gelindert und ihren ungestümen

Schmerz zu sanfter Wehmuth herabgestimmt. So verging Jahr um Jahr in ländlicher Einförmigkeit, ohne daß sie weiter etwas von ihrem Sohne erfahren hätten. Sie gewöhnten sich nach und nach an den Gedanken, ihn für gestorben zu achten und schlossen ihn allabendlich in ihr frommes Gebet ein. Auch der jungen Pulcheria machten sie das Angedenken an einen Bruder, der vielleicht eher gestorben war, als sie zur Welt kam, lieb und theuer, und die ersten Vaterunser, die das gute Kind stammeln lernte, galten der armen Seele des unglücklichen Lenz.

Die schöne Pulcheria, die ihren sonderlichen Namen nicht mit Unrecht zu führen schien, mochte bereits fünfzehn Jahre zählen, als eines Tages eine Anzahl kaiserlicher Reiter im Dorfe Rast hielt. Sie gehörten zu einem Geschwader, welches aus Ungarn heraufgezogen wurde, um in Grätz die Ordnung herhalten zu helfen, die durch Luthers neue Lehre ernstlich gefährdet war.

Der Anführer der Schaar war ein schmucker Jüngling, so fein und schön, als man sich nur einen Krieger träumen mag. Dichte Locken quollen ihm unter dem Helm hervor, der ein sonnverbranntes aber liebliches Antlitz mit feurigen Schwarzaugen beschattete. Der rüstigen und doch schlanken Gestalt saß Koller und Küraß vortrefflich, und die klirrenden Sporen an den hohen Reiterstiefeln kündeten den Sohn der Schlacht schon von Weitem an. Mit großer Gelassenheit begehrte er für sich und seine Mannschaft, was recht und billig war, und benahm sich in Allem und Jedem so, wie es einem

wackern Diener seines Herrn und Kaisers ziemt. Besonders begegnete er der Tochter des Hauses mit sittiger Freundschaftlichkeit und herzlicher Offenheit, was dem Mädchen ganz unerwartet kam, indem es vor Kriegsleuten immer eine heimliche Scheu hatte. Der Zufall wollte, daß die Reiterschaar, welche der artige Cornett anführte, länger im Dorfe blieb, als es anfänglich bestimmt war. Er wurde daher im Hause seines Wirthes bald heimisch, und that in Allem so, als wenn er zur Familie mit gehörte. Die Eltern merkten in Kurzem, wie gerne der schmucke Gast in Pulcherien's Nähe weilte, und welchen tiefen Eindruck er auch auf das Mädchen gemacht habe. Da sich ihr Vermögensstand durch rührigen Fleiß und durch den Segen von fünfzehn friedlichen Jahren wieder gehoben hatte, und sie ihrer Tochter, wenn auch nicht eben viel, doch etwas mitgeben konnten, so hatten sie nichts darwider, als der Cornett einige ernstliche Worte fallen ließ, und längstens binnen Jahresfrist die Sache in Richtigkeit zu bringen versprach. Inzwischen kam der Marschbefehl; Pulcheria weinte bittere Thränen, aber der Geliebte gab ihr sein Ehrenwort, wieder zu kommen, um sie, weil er bis dahin entweder im Dienste oder anderwärts vorzurücken hoffte, als Bräutchen heimzuführen. Es fand ein förmliches Verlöbniß Statt, dem die Eltern vielleicht allzunachgiebig ihren besten Segen nicht vorenthielten, und unter Schwüren der Liebe und Treue nahm der Krieger von dem trostlosen Mädchen Abschied. Lange sah sie ihm von einem Vorhügel des Kulm nach, und als endlich die Staubwolke in der Richtung gegen Weitz hin verschwand, sank sie betend

in's Knie, und flehte inbrünstig zu Gott, daß er ihr die lange Frist bis zu einem fröhlichen Wiedersehen erträglich machen möge.

Ein Jahr war dahin geflossen, ohne daß der Cornett etwas von sich sehen oder hören ließ. Die Eltern glaubten ihr Mädchen schon ganz von ihm vergessen, und wendeten Alles an, um es über seinen Verlust zu trösten.

Da kam plötzlich eines Tages ein blasser, hagerer Jüngling in's Dorf, in Lumpen eingehüllt und ein Paar Kettenringe vorweisend, zum Zeichen, daß er der Sclaverei glücklich entkommen sei. Bettelnd zog er von Haus zu Haus und gab vor, daß er in dieser Gegend das Licht der Welt erblickt habe, sich aber an wenig mehr erinnern könne, da es schon lange Jahre seyen, daß ihn die Türken auf einem waldigen Berge geraubt hätten. Er erhielt viel Almosen und noch mehr freundliche Worte der Theilnahme. Endlich kam er auch in das wohnliche Haus des Bauers Jobst.

Wie namenlos war aber die Freude der guten Leute, als sie aus der Erzählung des Bettlers vernahmen, daß es Niemand Anderer sei als ihr längst schon für todt beweinter Sohn Lenz. Selbst das silberne Kreuzlein trug er noch auf der Brust, welches wie durch ein Wunder so lange Zeit den Händen und Augen der Heiden entgangen war. Die hochentzückten Eltern erkannten es alsogleich, und hatten nun weiter gar keinen Zweifel mehr, daß ihnen Gott wirklich ihren lieben Sohn wieder geschenkt habe. Sie kleideten ihn vom Kopfe bis zum Fuße neu, labten ihn durch Trank und Speise, und gaben sich alle Mühe, seinen geschwächten

Leib zu pflegen und zu ſtärken. Mit innigſter Rührung hörten ſie dem Berichte ſeiner Leiden und Abenteuer zu, deren er ſo viele ertragen und erfahren hatte, daß er darüber faſt der Art und Weiſe vergaß, wo und wie er denn eigentlich geraubt worden ſei. Auch Pulcheria hatte inniges Wohlgefallen an ihrem Bruder, und war ihm, als ob ſie mit ihm zugleich aufgewachſen wäre, mit ſchweſterlicher Liebe zugethan.

Wenige Tage nachher kam aber auch in der Dämmerung ein ſchmucker Reitersmann angeſprengt, welcher am äußerſten Ende des Dorfes abſtieg, wo die Witwe Marthe eine Schenke unterhielt. Der böſe Stern des Fähnrichs wollte es, daß er zuerſt in das Haus des Weibes gerieth, deſſen Herz noch immer mit dumpfem Grolle gegen Jobſt und ſeine Angehörigen erfüllt war, ſo übel ſie auch bereits ihm mitgeſpielt haben mochte. Als ſie in dem Cornett den Bräutigam Pulcheria's erkannte, empfand ſie die boshafteſte Schadenfreude in ihrer ſchwarzen Seele, und hatte bald ein Plänchen ausgedacht, um ſich für die einſt erlittene Zurückſetzung recht teufliſch zu rächen.

„Ihr kennt wohl Jobſten's Töchterlein, Frau Wirthin — forſchte der Cornett, — und wißt wohl auch, daß ich vor einem Jahre meine Werbung that? Da bin ich nun abſichtlich im Dunklen gekommen, um mich heimlich zu erkundigen, wie es bei dem guten Kinde um Lieb' und Treue noch ſtehe, damit ich entweder mein Wort einlöſe, oder eben ſo unbemerkt, als ich kam, bei Nacht und Nebel wieder von hinnen reite. Deshalb, liebe Wirthin, ſchenkt mir reinen Wein ein, und vor Allem ſagt ja keinem Menſchen, daß Ihr mich geſehen habt.“

Die böswillige Frau, in deren Herzen die Rachsucht schier zur fressenden Krankheit geworden war, that, als ob sie mit der Sprache nicht heraus wollte, und zuckte die Achsel und schnitt so zweifelhafte Mienen, daß es dem ungeduldigen Kriegsmanne wie gehacktes Blei in die Seele fuhr.

„Um Gott, redet, redet, — begann er, wild aufglühend, — Kriegsleute haben wenig Lust zu warten und zu grübeln. Ist's schlimm, was Euch würgt, — heraus damit, so weiß ich wenigstens, wie ich's zu halten habe; — ist's gut, was Ihr zu geben habt, so denket: wer schnell gibt, der gibt doppelt!"

Ihr dauert mich, edler Krieger, — versetzte die Wirthin mit geheuchelter Theilnahme, — denn so feste Treue mag in Eurem Stande wohl ein seltenes Kräutlein seyn. Wohl dem, der sie belohnt findet. Ich will Eurem Bräutchen keinen Brand schüren, aber ich weiß nicht, ob Ihr mit Allem, was Ihr finden werdet, zufrieden seyn möget. Seit kurzer Frist geht ein junger Mann von Euren Jahren im Hause aus und ein, der für einen nahen Verwandten gelten will. Ich habe nicht in seinen Stammbaum geblickt, aber ich meine nur, daß er mit Pulcherien sehr nahe verwandt seyn muß, weil er gar so zärtlich mit ihr thut."

„Zärtlich? — fuhr der Cornett auf, — meine Büchse soll ihm die Zärtlichkeit segnen!"

Oho! Ungestümer, — beschwichtigte ihn Marthe, — ich müßte lügen, wenn ich sagte, daß ich's selbst gesehen. Aber Alles im Dorfe weiß darum, denn sie halten's gar nicht Hehl. Doch ein besonnener Mann überzeugt sich eher selbst. Das könnt Ihr ja gar leicht,

da außer mir Niemand weiß, daß Ihr angekommen seid. Schleicht heimlich hin, lauscht durch die Fenster, braucht Eure eigenen Augen, und dann urtheilet, was Ihr zu denken habt!«

Der Same der Eifersucht war in des Reiters Brust gestreut, und gedieh in kurzer Frist zur üppigen Saat. Eine stürmische Herbstnacht hatte die Gegend in schwarzes Dunkel eingehüllt, und dichter Nebel zog aus den Klüften des Kulm über das Dörflein her. Vermummt in seinen Reitermantel schlich der Fähnrich dem wohlbekannten Hause zu, aus welchem er sein Glück heimzuholen gedachte. Krampfhaft preßte er die scharf geladene Büchse an sein Herz, welches mit ungestümen Schlägen die Brust zu sprengen drohte. Durch die Stubenfenster schimmerte Licht. Mit gepreßtem Athem schlich der wilde Krieger näher und starrte unbemerkt durch die Scheiben hinein. Ein junger Mann, wie ihn Marthe beschrieben hatte, saß an Pulcheria's Seite und hielt ihre Hände zärtlich in die seinigen gepreßt. Jetzt erhob er sich, neigte sich sanft über sie, und drückte ihr einen herzlichen Kuß auf die Lippen.

Da hielt sich der eifersüchtige Reiter, der in Pulcheriens Bruder einen begünstigten Nebenbuhler zu erblicken wähnte, nicht länger, riß wüthend die Büchse hervor, nahm den Unglücklichen scharf auf's Korn und drückte los. Knall und Fall war Eins. Mit triumphirendem Hohne stürzte der Cornett von hinnen, warf der erschrockenen Marthe ein Goldstück für ihre Zeche hin, schwang sich auf sein Roß, und sprengte schneller als der finstere Sturm in die Nacht hinaus.

Im Hauſe des armen Jobſt war der entſetzlichſte Jammer von Neuem losgebrochen. Gertrud war eben in der Küche, und Jobſt im Stalle beſchäftigt, als der Schuß fiel, welchem ein durchdringlicher Schrei folgte. Als ſie in die Stube eilten, ſchwamm Lenz in ſeinem Blute am Boden; Pulcheria lag ſtarr, wie eine Leiche daneben. Die Kugel war ihm in's Herz gedrungen. — „Eltern, Euren Segen; — ein Meuchelmörder hat mich erſchoſſen!“ war Alles, was er noch ſagen konnte, eh' er verſchied. Als der Bruder zum beſſeren Leben entſchlief, erwachte die Schweſter wieder für eine qualvolle Zukunft. In wilder Verzweiflung rumorten die Eltern das ganze Dorf aus dem Schlafe; ſchaudernd ſahen Alle, was geſchehen war; auch Marthe lief herbei, und erkannte mit heimlichem Grauen, zu welcher That ſie gerathen hatte. Allein um ihres eigenen Heiles willen hütete ſie ſich wohl, zu entdecken was ſie wuſte, obgleich ſich zum erſten Male in ihrem Innern die Stimme des Gewiſſens drohender meldete. Man ſtreifte noch bei Nacht mit Fackeln und Spänen durch die ganze Gegend, man durchſuchte am früheſten Morgen den ganzen Kulm, — aber der Meuchelmörder war nirgends zu finden. Da ſargten die tiefgebeugten Eltern ihren geopferten Liebling mit bitteren Thränen ein, und flehten zu Gott heiſſer als je, daß er ihnen Kraft verleihe, ſo viele harte Prüfungen ſtandhaft zu ertragen. Aber noch ſchien die letzte nicht gekommen; denn das arme Mädchen war bis zum Tode erſchüttert. Seit das mörderiſche Blei den kaum gefundenen Bruder knapp an ihrem Herzen durchbohrt hatte, konnte ſie ein peinliches Gefühl von Unſicherheit und Mißtrauen in

ihrem Busen nicht bezwingen. Selbst der Gedanke an ihren Bräutigam, welcher vordem ihren ganzen Sinn eingenommen, wurde von diesem neuen Schreckniſſe übertäubt und zurückgedrängt. Sie fand nicht Ruhe, nicht Raſt, welkte ſichtbar dahin, und fühlte nur im ſtillen Gebete oder vor dem Altare des Herrn Troſt und Erleichterung.

Langſam und traurig ſchlichen die Monate; die ganze Geſtaltung der Zeit ſchien ernſter und bedenklicher geworden. Allenthalben im Lande regte ſich der Geiſt der Widerſetzlichkeit gegen die Oberen und des Abfalls von der Religion der Väter. Verſchiedene Plagen und Ereigniſſe ſetzten den Landmann, als Vorboten größerer Übel, in Schrecken. Im Dorfe Buch herrſchte die größte Sterblichkeit, aber an jenen, welche den Tod mit offenen Armen aufgenommen hätten, ging er vorüber. Auch der böſen Marthe fing endlich all das Arge heimzukommen an, was ſie zeitlebens verübt oder angeſtiftet hatte. Ihr böſes Gewiſſen quälte ſie mit jedem Tage gewaltiger, und obſchon gerade ihre größte Übelthat Niemand ahnete, ſo ſagten doch Alle, daß ſie nur gerechte Strafe leide. Sie verfiel in ein böſes Fieber, welches zuletzt in ſtillen Wahnwitz ausartete. Unfähig, ihrer Wirthſchaft fernerhin vorzuſtehen, zehrte ſie nach und nach ihr ganzes Spargut auf, und eh' ein Jahr um war, mußte ſie von fremder Leute Gaben leben. Da lag ſie denn manchmal den ganzen Tag auf ihrem Strohlager, manchmal aber ſaß ſie draußen am Wege wie eine Hexe und bettelte, denn wiewohl ſie erſt in den Fünfzigen war, ſo konnte ſie doch nach ihrem abgezehrten Äußeren und nach ihrem runze-

lichten, gelben Geſichte für ein ſteinaltes Mütterchen gelten. Das machte die Sünde, die dem Alter noch beſſer in die Hände arbeitet, als Noth oder Herzeleid.

Dem wilden Reiter, der ſich zu ſo ſchrecklicher Unbeſonnenheit verleiten ließ, erging es indeß ebenfalls nicht beſſer. Er war nach vollbrachter That, vor Ablauf ſeines Urlaub's wieder zu ſeinem Fähnlein geſtoßen, welches dem Heere des Kaiſers an die Elbe folgte, und hatte ſich durch ſeine Tapferkeit eine Hauptmannsſtelle verdient; aber der Feind in ſeinem Innern war nicht ſo leicht zu ſchlagen, als die Lanzenknechte des Curfürſten Johann Friederich. Wohl flogen ihm in allen Städten und Städtchen die Augen manches holden Fräuleins nach, denn er war noch immer ſchön und kräftig; doch es war, als ob das Dorfkind zu Buch es ihm angethan hätte. Bei Tag und Nacht ſtand Pulcheria vor ſeinen Augen, und wie er ſich auch einreden mochte, daß ſie treulos und ſeiner Liebe nicht werth ſei, ſo fühlte er dennoch, er könne ohne ſie nicht leben und nicht ruhig werden. — „Vielleicht hat die ſtrenge Rache, die meinen Nebenbuhler traf, ſie aufgerüttelt — dachte er — und ihre Gedanken mir wieder zugewendet!“ — So machte er ſich denn auf, und zog nach Steiermark, um ihre Eltern an ihr Verſprechen zu erinnern. Je näher er aber der Gegend kam, wo ſie hauste, deſto lautere Vorwürfe machte ihm ſein Gewiſſen. — „Ei was? — überredete er ſich, — hab' ich's mir je zu Herzen genommen, wenn ich einen Feind vom Roße ſchoß? Und war er minder mein Feind, als ein Anderer, der bloß des Soldes willen gegen

mich anreitet? Es geschah ihm recht; zudem ist Niemand, der mir meine That beweisen könnte, und gegen alles Übrige schützt mich mein Ehrenkleid, das ich trage! Darum vorwärts ohne Zagen!“

Gegen Abend war's, als er am Fuße des Kulm auf seinem müden Gaule langsam dem Dorfe zutrabte. Eine Bettlerin saß am Eingange, und schien um eine Gabe zu flehen. Der Hauptmann hielt an, um ihr ein Goldstück zuzuwerfen; da schrie das Weib plötzlich kreischend auf, und humpelte an ihrer Krücke heulend dem Hohlwege zu. Sie hatte ihn erkannt und konnte Gottes Strafgericht nicht länger ertragen. Am andern Morgen fand man sie halbzerschmettert in einem Neubruche, in welchen sie auf ihrer Flucht wahrscheinlich von der hochhinlaufenden Straße hinabgestürzt war. Sie konnte nichts mehr sprechen; aber desto lauter sprach aus ihren verzerrten Zügen die Höllenqual des bösen Gewissens.

So übel dieser Empfang war, so ritt der Hauptmann doch getrost auf das Haus zu, in welchem seine Pulcheria wohnte. Nicht ohne geheimes Grauen wurde er des Fensters ansichtig, durch welches er den mörderischen Schuß gethan hatte. Als aber, da er vom Roße sprang, Jobst und Gertrud mit freudiger Überraschung auf ihn zustürzten und ihn herzlich willkommen hießen, da war alle Beklommenheit verschwunden, denn nun glaubte er, daß ihre Tochter seiner wirklich nicht vergessen habe. Sie selbst blieb schüchtern in der Hausthüre stehen, und wußte sich das sonderbare Gefühl nicht zu deuten, das sie bald zu ihm hinzuziehen, bald von ihm wegzutreiben schien. Das war wieder ein Mal nach langer Nacht ein Freudenblitz in das

Haus der Bekümmerten. Sie versicherten ihn von des Mädchens Treue, und beeilten sich um so mehr ihr Versprechen zu erfüllen, als der Hauptmann seinen Abschied einzulegen und sich in Buch anzukaufen bereit erklärte. Mit betrübter Miene schritt Pulcheria zum Traualtar; ein unerklärbarer Schauder überlief sie, als sie ihrem Bräutigam die Hand reichte, und zitternd, unter heftigen Thränen lispelte sie das Jawort. Er selbst, so wie das Elternpaar, schrieb das der natürlichen Befangenheit zu, und mit froher Hoffnung blickten Alle einer besseren Zukunft entgegen. Von all' dem Traurigen, was seit mehr als Jahresfrist vorgefallen war, ließen weder Eltern noch Tochter ein Wörtchen fallen, um ja nicht alte Wunden wieder aufzureißen; der junge Gatte selbst aber hütete sich wohl, einer That zu erwähnen, die ihm noch immer schwer auf der Seele lastete.

Er kaufte mit dem Golde, das er sich in manchen Feldzügen erbeutet hatte, ein großes Stück Grund mit allem Zugehör, worin auch seiner Schwiegereltern Wirthschaft mitbegriffen war; bauete eine schöne Wohnung hin, und that Alles, um seiner lieben Hausfrau das Leben werth und angenehm zu machen. Allein Alles war umsonst, sie blieb traurig nach wie vor, schlug die Blicke gewöhnlich scheu zur Erde nieder, schrack vor der Stimme ihres Gatten ängstlich zusammen, und zuckte hastig zurück, wie er mit seiner Hand nur leise sie berührte. Es war, als ob sie ahnete, daß der, den sie einst so innig liebte, ihren lieben Bruder gemordet habe. Nur mit leisem Schauder vermochte sie seinen Kuß zu erwidern, und wenn sie seinen Blicken zufällig begegnete, so fiel es ihr auf die Seele wie glühende Kohlen. Das konnte nun dem lebhaften Manne, der

ſich ſo viele Freude von ihr verſprochen hatte, weder liebſam noch erklärbar ſeyn; auch ſeine Schwiegereltern wußten nicht, was ſie denken und ihm ſagen ſollten, da es ihnen beinahe ſelbſt nicht anders erging. Er gerieth auf allerlei Vermuthungen, und überließ ſich zuletzt dem quälenden Argwohne, daß vielleicht doch das Andenken an einen Nebenbuhler, wohl gar an Jenen, dem er ſo unſanft hingeholfen, ihr noch im Köpfchen ſpuke. So gern er auch, ſeiner barſchen Sitte gemäß, offen damit herausgeplatzt wäre, ſo wagte er es doch um ſeiner ſelbſt willen nicht, ſondern forſchte vorſichtig und behutſam nach Allem, was während ſeiner unvermutheter Weiſe verlängerten Abweſenheit vorgefallen ſey. Es war eben der zweite Jahrestag des geſchehenen Mordes, als er Thränen vollauf im Hauſe fand. Nur geringen Anlaſſes bedurfte es, und Jobſt erzählte ſeinem Eidam die ganze Geſchichte des unglücklichen Lorenz.

Wie vom Blitze gerührt ſtand Jener, als er von der Flucht auf den Kulm hörte und von der Rückkehr des todtgeglaubten Lorenz und deſſen gräßlichen Ermordung, und von der böſen Marthe, der man trotz aller chriſtlichen Schonung, doch viel von allem Unheil aufzubürden geneigt war. Nun war ihm das traurige Räthſel gelöſ't; nun ſah er ein, wie er in ſeiner tollen Eiferſucht das Opfer der niedrigſten Rache geworden war; nun fand er es begreiflich, daß ſeine Hausfrau unwillkührlich vor den ſündigen Händen zurückſchauderte, die das unſchuldige Blut ihres armen, vielgeprüften Bruders verſpritzt hatten. Wie eine Zentnerlaſt fiel ihm ſein Verbrechen wieder auf die Seele, drückender als je, da er jetzt die Nothwendigkeit, es zu verſchweigen, noch deutlicher erkannte. Mit ſchonen-

dem Mitleid behandelte er ſein armes Weib, welches hinwelkte wie eine Blume im Märzfroſte. Von Tag zu Tag ſah er ſie dem Grabe ſchneller entgegen reifen, und ehe zwölf Monden verfloſſen waren, war es auch mit ihr vorüber, und in ſtummer Verzweiflung ſtarrte er in das Grab, worein man ſie verſenkte, und wünſchte nichts ſehnlicher, als ihr recht bald nachfolgen zu dürfen.

Aber für den Sünder iſt der Tod eine Gnade, die er ſich durch Buße verdienen ſoll; nur den leidenden Gerechten erlöſ't der Herr aus Mitleid früher, und deßhalb folgten auch Jobſt und Gertrud gar bald ihrer Tochter nach, und ruheten zwiſchen ihr und Lorenz aus, während der Zerſtörer ihres Glückes mit ſeinem Gewiſſen allein zurückblieb. Unſchlüſſig, was er thun ſollte, um es zu betäuben, verließ er anfangs die Gegend, die ihm all' ſein Leid gebracht, und ſtürzte ſich hinaus in die Welt, und ſuchte den nagenden Wurm zu tödten durch Sinnenrauſch und Genuß. Aber Genuß und Sinnenrauſch ſind nur flüchtige Träume, die ein deſto qualvolleres Erwachen bereiten. Erſt nach langem Irrſal fand er das wahre Seil, an dem der Ringende allein ſich emporwinden mag aus dem Schiffbruche des Lebens — den Glauben. Er kehrte zurück nach Buch, ſchenkte die eine Hälfte ſeiner Habe den Armen, erbaute von der anderen jene Kirchlein auf dem Kulm, die noch jetzt auf ſeiner Höhe zur Andacht einladen, und zückte abermal ſein Schwert, um fechtend gegen die Ungläubigen zu fallen. Wie bald er ſein Ziel erreicht habe, davon iſt keine Kunde, aber der Herr iſt mild und verkürzt dem reuigen Sünder die Zeit ſeiner Buße gerne.

Die grosse Woche.

1.

Rüſtig ſchritt Omar, in der Rechten den Wanderſtab, mit der Linken ſeinen Reiſebündel unterſtützend, vom letzten Berg auf die Hauptſtadt Ispahan zu. Die ganze Nacht durch war er gepilgert, ohne zu ruhen; die Liebe diente ſeinen Füßen ſtatt des Bades. Die goldene Sonne ſtieg eben wieder auf ihren hellblauen Thron, und betend hob Omar ſein Haupt zu ihr empor. Als er aber niederblickte auf die Häuſer, die nunmehr ganz hell und kenntlich ſchon zu ſeinen Füßen lagen, und im Sonnenſchimmer mit ihren glatten Dächern wie tauſend Metallſchilde ſchimmerten, da blieb er plötzlich ſtehen, und ſah hinab, als ob ihn etwas Unbekanntes feſſelte. Nichts Anderes war es auch. Als er vor vier Jahren auf eben dieſem Plätzchen um eben dieſe Tageszeit ſtand und ſeiner Solina den letzten Kuß auf die Korallenlippen drückte, da war es ganz anders um ihn herum als heute. Von verworrenem Geſchrei, das in abgeriſſenen Lauten aus der Niederung emporſcholl, von lebensluſtigem Gewimmel, das, ſich vor Eile faſt hindernd, zu allen Thüren und Thoren herausdrang, vom Morgenliede der Handwerker, dem Lärmen der Mäckler und Käufer, von dem lautmäuligen Gerede prahlender Pflaſtertreter und dem Warnungsrufe der Kadi's erdröhnte, zum großen Verdruße der herzlich geſtimmten Liebenden, die Luft im weiten Umkreiſe. Sollte ſich

denn seither so viel geändert haben? Sollten alle Fröhlichen traurig, alle Mäckler billig, alle Käufer leicht zu befriedigen, alle Handwerker stumm, alle Prahler bescheiden, alle Kadi's nachsichtig geworden seyn? Oder wäre die Stadt von der Pest mit Haut und Haar verzehrt worden? Oder hätte der neue Schah, welcher seit zwei Jahren zur Oberherrschaft gekommen, die Gerechtsame so gut gehandhabt, daß keiner mehr nöthig hätte, sein Glück außerhalb seiner vier Wände zu suchen? — Mit einem Worte, die Hauptstadt Ispahan schien ein zweites Pompeji geworden, dessen schweigende Größe nach jahrtausendlangem Schlummer erst wieder an das Licht emportauchte. — So weit Omar's Auge reichen konnte, war keine menschliche Seele zu gewahren. Seltsam beklommen stieg er den Berg herab, und betrat nun das äußerste Häusergrüppchen der Vorstadt. Die Thüren wichen dem Drucke seiner Hand. Er pochte an die erste Kammerthüre. Keine Antwort. Er öffnete eigenmächtig, und sein Staunen verwandelte sich in Entsetzen. Vier weichgepolsterte Divans standen umher, und auf jedem derselben lag ein Glied der Familie, stumm, ausgestreckt, einem Schlafenden ähnlich, wenn nicht das weitoffene Auge, und der helle, durch alle Scheiben blitzende Sonnenschein eine solche Auslegung als unmöglich widerlegt hätten. Wüthende Blicke schossen aus den geöffneten Augen der regungslos Liegenden dem Wanderer entgegen, welcher dabei ein solches Mißbehagen empfand, daß er, wie von Gespenstern gepeitscht, fortstürzte, und die Thüre mächtig hinter sich zuwarf. Allein auch dieses Weckmittel war vergebens. Niemand stürmte nach, um den ungestümen

Omar auszuſchelten, welcher nunmehr der feſten Meinung war, der Todesengel habe ſein Schwert im Zorn über jenes Haus geſchwungen.

Ungewiſſen Schrittes eilte ſein Fuß die wohlbekannten Gaſſen auf und nieder. Aber alle Häuſer glichen jenem erſten. In keinem regte ſich ein Leben, auf keinem Herde glomm eine gaſtliche Flamme. Wohl aber lagen in jedem Hauſe die Bewohner, der Länge nach ausgeſtreckt, auf ihrem Lager, und thaten, als ob ſie ſchliefen.

Da ſtand Solina's Haus vor ſeinen Augen. Auch dieſes trug das Gepräge der Übrigen. Omar beſah es zu wiederholten Mahlen; es war dasſelbe Haus, in welchem vor vier Jahren noch Solina mit ihrer alten Pflegemutter zuſammenwohnte, und dieſe, als ein ewiger Argus vor der Kammer des reizenden Schatzes ſaß. Seine Ungeduld erreichte den höchſten Grad. Seine Liebe ließ ihm keine Zeit zur beſcheidenen Bitte. Mit haſtiger Gewalt riß er das Pförtchen, welches ſein Glück verſchloß, auf, und ſtaunte nicht wenig ob des ſeltſamen Anblickes, der ſich ihm auch hier darbot. Auf ihr Lager, wie ſchlummernd hingeſtreckt, ruhte Solina. Der goldene Strom ihrer Locken fiel in ungezwungener Wallung über den Schwanennacken; duftige Kränze des Orient's umgaben den luftigen Saum ihres leichten Nachtkleides; der liliengleiche Fuß drückte jeder Feſſel bar, mit ſanfter Laſt des Lagers weiche Polſter, und halbgeöffnet ſchimmerte das Eden ihrer Augen durch der Wimper roſiges Gewölk. Als Omar, von Entzückung hingeriſſen, vor ihrem Divan niederſank, da ſchlug ſie, erſchreckt, wie es ſchien, ihr Aug'

empor, und an dem glühenden Feuer desſelben und an dem Wogen ihres Buſens glaubte Omar faſt von ihr erkannt, von ihr — umarmt zu werden. Aber hierin hatte er ſich getäuſcht. Unbegreiflicherweiſe ſank Solina, nachdem ſie die erſte Aufwallung mühſam, aber glücklich unterdrückt zu haben ſchien, wieder in tiefen Schlummer um, und bildete wie vorher den ſeltſamſten Contraſt zu dem alten Mütterchen, welches unfern von ihr auf einem zweiten Lager zuſammengekauert lag. Es war ihre Pflegemutter, und auch dieſe zuckte krampfhaft zuſammen, ohne jedoch — wunderbar genug! — es zu wagen, zwiſchen die beiden Liebenden als hemmendes Schickſal zu treten, wie ſie es vor vier Jahren doch oft genug gethan hatte.

Omar war überſelig, mindeſtens ſtumm, ſein Wiederſehen feiern zu können, ſank an Solina's Lager nieder, legte ſein Haupt auf ihre Hand, die ſie nicht zurück zog, denn ſie ſchlief ja tief, und entſchlummerte, Kuß um Kuß auf die Alabaſterhaut drückend, ohne zu wiſſen, wie und wie bald.

2.

Schon war die Nacht ſo weit vorgerückt, daß ſie bald der erſten Stunde des kommenden Tages die Hand reichen ſollte; der neugierige Jüngling, der Mond, ſchimmerte nun ganz hell und ruhig, und hatte ſeine glänzenden Locken alle leicht über den Azurpolſter, auf dem ſein Haupt lag, ausgebreitet. Bei dem Blitzen ſeiner Augen konnten ſich Omar und Solina leicht erkennen.

Jetzt dröhnte mit einem Mal ein gewaltiger Schlag

auf das Tamtam, das an Ispahans höchster Thurmspitze befestiget war, durch die nächtlich öden Straßen. Aber zugleich mit diesem Schlage waren sie auch nicht mehr öde. Wie einstens des griechischen Bildhauers Pygmalion Statue, von einem Götterfunken belebt, sich emporhob: also sprang jetzt auch Solina von ihrem Lager empor, und hing, ehe sich Omar noch von seinem Staunen zu erholen vermochte, an seinem Nacken. Ein Feuerstrom waren ihre Küsse, und zum erstenmale drang das offene Geständniß der Gegenliebe von ihren Lippen. Wohl hätte Solina's Pflegemütterchen gerne Einwendungen gemacht; aber in demselben Augenblicke, als sie ihren zähnelosen Mund zu einigen Scheltworten öffnen wollte, humpelte ein an Jahren ihr gleiches Männlein zur Thüre herein, und erstickte ihr, durch eine herzliche Umarmung, das Wort im Schlunde. Nun ließen sich aber die beiden jungen Liebenden in ihrem Texte nicht mehr irre machen, und schlenderten, Arm in Arm, auf die Straße, welche von der Morgensonne bereits erhellt war. Sie glich nun ihrem eigenen Gegensatze. Kein Thor war zu, kein Winkel unbelebt, kein Fenster einsam. Allenthalben wallten Paare, scherzend und schäckernd, auf und nieder, oder saßen liebkosend unter den Jasminlauben vor den Häusern; man konnte nirgend lauschen, ohne Küssende zu belauschen; nirgend horchen, ohne einem Liebesschwur zuzuhorchen; und nirgend wandeln, ohne einem Symbole der Liebe zu begegnen. Jetzt war Omar erwacht, oder vielmehr so tief eingeschlafen, daß er zu wachen glaubte. Sein Staunen ließ ihm keine Ruhe. Er fragte Solinen, was

denn all' das seltsame Walten und Weben zu bedeuten habe, worauf er denn Folgendes erfuhr:

Der neue Schah, welcher erst seit zwei Jahren Ispahan beherrschte, war ein guter, aber phantastischer Herr. Tausend närrische Einfälle durchkreuzten seinen Kopf, und gedieh einmal einer zur Reife, so konnte der Ernst selbst nicht ernster seyn, als die Art, womit der Schah jedes Vergehen gegen seinen Spaß ahndete. Also setzte er auch im Jahre eine Woche fest, die er ganz seiner Willkühr vorbehielt; — sie hieß die große Woche. Das Große derselben bestand darin, daß an jedem der sieben Tage, die sie in sich faßte, das ganze Volk bei schwerer Strafe das thun mußte, was der Schah that. Badete nämlich am ersten Tage der Schah, flugs mußte das ganze Volk Ispahans aus seinen Kleidern fahren, und Seen und Flüsse bevölkern; fiel es dem Schah ein, eine Pfeife zu rauchen, so mußten alsbald Frauen so gut als Männer, die Pfeifen zur Hand nehmen, und ihn beräuchern; ja hätte er Lust bekommen, sich eigenhändig um einen Kopf kürzer zu machen, —, man hätte über Nacht in ganz Ispahan keinen Kopf mehr sehen dürfen.

Die vorige Nacht, in welcher Omar gekommen, gehörte gerade zur großen Woche, und war die drittletzte derselben. Der Schah streckte sich den Tag über bis um Mitternacht auf seinen Divan; alle mußten das Gleiche thun; er schlief, — alle mußten schlafen, und thäten sie es mit offenen Augen wie die Kaninchen. Nach Mitternacht trat wieder ein anderer Befehl des Schah's in Wirksamkeit. Er hatte nämlich, wie man öffentlich von Herolden verkünden hörte, diesen

Tag einzig seiner Favoritin zu widmen beschlossen; die natürliche Folge davon war, daß jeder Einwohner Ispahans an diesem Tage seiner Favoritin, und Letztere ihrem Anbether ein gleiches Opfer bringen mußte. Dieses allgemeine Liebesreich war denn auch der Grund von Solina's urplötzlicher Veränderung, und der Duldsamkeit ihrer Pflegemutter. Nie hatte wohl ein Gesetz einen treueren Gehorsam gefunden, als hier von Solina und Omar. Hätte den Schah sein gutes Beispiel, das er geben mußte, nur einen Blick auf dieses gehorsame Paar werfen lassen — gewiß die beiden Liebenden wären reichlich und mit vollem Rechte belohnt worden.

Keine Viertelstunde verfloß, ohne daß die Beiden einen neuen Beweis für ihre unbegrenzte Achtung vor dem Gesetze darlegten.

Während hier ein Paar, Arm in Arm, durch die vielbelebten Straßen auf und niederschlenderte, dort an reichbesetzter Tafel ein anderes Paar einträchtig schmauf'te und trotz Hafis zechte, hier ein schmachtender Doppeladler auf einem kühlen Palankin fortgewiegt wurde, dort unter Cimbeln und Flöten der Reihen wogte; saß Omar mit Solinen in einer schattigen Jasminlaube. Wohl zehnmal, mit immer veränderten Gefühlen und Worten durchliefen sie die Geschichte ihrer Liebe, und wurden dessen nimmer satt. Ein Schwur der Treue verdrängte den andern, und wie Persiens Hero, Rudabeh, ihrem geliebten Sal mit ihren eigenen Locken so schön zu Hilfe kam, hob Solina mit ihren Redeschlingen Omar's Herz him-

melan. So verfloß der ganze Tag der Liebe wie ein Stündchen.

Aber je herrlicher dieser Tag war, desto schrecklicher war der folgende. Dem Schah gefiel es nämlich, an selbem seine Favoritin unter Drohungen und Mißhandlungen zu versteßen. Was konnten Ispahans Bewohner thun? Sie mußten mit ihren Herzenspartien eine gleiche Exekution vornehmen; trotzige Gesichter, drohende Fäuste, verzweiflungsvolle Gestikulationen waren an der Tagesordnung. — Mancher Ehemann, der sein Weib eben nicht als ein Kleinod ansah, manches Kousinchen, welchem ein grausamer Oheim einen Ritter aufdringen wollte, hatte dieses Heute seit langem sehnsuchtsvoll erwartet und erfleht.

Je zärtlicher aber Omar und Solina mit einander am Vortage waren, desto schwerer fiel ihnen die Rolle die sie heute spielen sollten. Der Erfolg lehrte, wie schlecht sie selbe spielten.

3.

Die große Woche war vorüber. Den Zweck derselben, welcher eigentlich darin bestand, den Gehorsam zu prüfen, beurkundete die Genauigkeit, mit welcher jedes Vergehen bemerkt, und nunmehr angegeben wurde. Die Zahl derselben war in diesem Jahre sehr klein, und die Art sehr unbedeutend, so daß alle Angeklagten, bis auf ein Paar, mit geringen Strafen durchkamen. Dieses eine Paar war Omar und Solina.

Die fürchterliche Anklage lautete dahin: „Omar, ein Fremdling, und Solina, die Tochter eines längst

verſtorbenen Bürgers aus Iſpahan, ſeien am Tage des Haſſes, als dem letzten Tage der großen Woche des wandelnden Jahres, bei den Verſicherungen gegenſeitiger Treue und bei den Äußerungen heftiger Liebe betreten worden. Sintemahlen es aber die Sonne des Landes, der Schah, gewollt und erwieſen hat, daß an dieſem Tage der Gott der Zwietracht ſein Recht übe, auf daß er feiere durch die übrigen Monde des Jahres, ſo zeige ſolches Betragen, ſo den Worten aus des Schah's Lippen gerade entgegen ſtehe, eine unerhörte, nicht genug zu beſtrafende Widerſpenſtigkeit, und ſolle das Urtheil nach reiflicher Abſtimmung der Häupter des Iſpahan'ſchen Senates auf das Strengſte vollzogen werden. Alſo komm' es bei dem ewigen Lichte der Sonne, die da keinen Frevel beſchauen will."

Solchen verderblichen Sinnes war das Anklageinſtrument. Der Schah ließ Iſpahan's Häupter zuſammenberufen, von deren Ausſpruche das Schickſal der beiden Liebenden abhing.

Mit Iſpahans Häuptern hatte es aber eine ſonderbare Beſchaffenheit. Die eine Hälfte derſelben gehörte, was den Kopf anbelangt, gerade nicht zu den weiſeſten, während die andere wohl alle Weisheit vereinigen mochte, welche Sokrates und alle Philoſophen des alten Hellas, vor und nach ihm zuſammengeſcharrt hatten. Eine Eigenheit machte übrigens beide Senatshälften einander ſo ziemlich ähnlich; die Unvernünftigen, welche nach der Maxime lebten, daß man, um etwas zu ſcheinen, etwas aus ſich machen müſſe — hielten ſich aus Arroganz für weiſe. Die Weiſen hingegen hatten den Satz der Philoſophie, daß viel dazu gehöre, um zu wiſſen, daß

man nichts wisse, so gut inne, daß sie sich aus purer Bescheidenheit für die Unwissendsten von der Welt hielten.

Was war natürlicher, als daß die Pseudo-Weisen bereits mit hundert Züchtigungsvorschlägen fertig waren, ehe die Pseudo-Abderiten noch einen einzigen Laut kund zu thun gewagt hatten. Man beschloß daher, um zu einer Stimmen-Einheit zu gelangen, alle Vorschläge schriftlich in eine Urne zu werfen, und einen von jeder Partei ziehen zu lassen. Es geschah, zwei Zettel waren gezogen, und Alles war begierig. — Der Vorschlag von Seite der savants imaginaires lautete so: „der Fall sei so verwickelt, daß ihn Menschenverstand unmöglich entscheiden könne; man solle demnach die Götter selbst in Anspruch nehmen, und entscheiden lassen.“ — Allgemeiner Beifall lohnte dieses Urtheil; man glaubte kaum, daß die nots imaginaires etwas Besseres würden erdacht haben können. Man öffnete das suffragium dieser Partei, und siehe da, es lautete, wie folgt: „Der Fall sei so wichtig und bedenklich, daß wohl kein Mensch ihn zu lösen sich erkühnen solle, die Götter allein möchten da entscheiden.“ — Der Rathschreiber war, ehe noch der Herold ausgelesen, bereits um Ispahans Chronika geeilt, um diesen unerhörten Fall totaler Gleichheit der ewigen Gegenparteien mit goldener Tinte niederzuschreiben. Allgemeiner Jubel begleitete diese sichtbare Huld der Götter.

Weit vor der Stadt befand sich eine Sandwüste, welche den verderblichsten Stürmen ausgesetzt war, und schon manchem Pilger das Leben gekostet hatte. Diese sollte der Platz seyn, an welchem es den guten Göttern

überlaſſen wäre, ſich den Sündern gnädig zu bezeigen oder ſie zu verderben. —

Omar, als ein Fremdling, mußte die Stadt zuerſt räumen. Man führte ihn bis an die Grenze jenes gefährlichen Sandmeeres, hieß ihn ſodann ein ungeſatteltes Pferd beſteigen, und jagte dieſes mit ihm weit in die Steppen hinein, bis Roß und Reiter hinter den aufwogenden Sandwolken verſchwanden. — Nach Omar'n kam die Reihe an Solina. Ohne Stab, ohne Labſal wurde ſie von einem Paare roher Kriegsknechte fortgetrieben. Nicht einmal zum Abſchiede ließ man ihr Zeit, als ſie ſich auf dem äußerſten Hügel noch einmal umwenden, und ihrer Vaterſtadt Lebewohl ſagen wollte.

Schon that ſich vor Solina's Blicken die fürchterliche Einöde auf. Heißer Hauch und drückend ſchwüler Qualm des empor gewirbelten Staubes quoll ihr als Gruß entgegen. Traurige Felſen ohne Kraut, ohne Moos, bildeten die todten Wächter dieſes offenen Grabes. Schon waren ihre Locken von dichtem Sandgerieſel überdeckt, ihre Sohlen brannten und ließen allmählig ſchwächere Spuren am Boden zurück. Sie wußte ſich nicht mehr zu helfen. Endlich fiel ihr etwas aus ihrer früheſten Jugend bei, was ihr, als letztes Rettungsmittel den letzten Stern der Hoffnung noch am Himmel erhielt. Sie wußte ſich nämlich eines Liedchens zu entſinnen, welches ſie von ihrer Amme oftmals ſingen gehört hatte, und womit die Mütter ihren kranken Kindern die halbentflohene Seele zurückzulocken glaubten. Das Liedchen ſingt von der Schönheit des Lebens, und hat eine ſchmelzende Melodie. Die Geiſter, welche um den menſchlichen Lebensbaum gelagert liegen,

ſollen ſie viel tauſend Meilen weit vernehmen, und ſich manchmal davon zum Mitleide rühren laſſen, zumal, wenn es eine junge Kehle ſingt; deſſen eingedenk ſetzte ſich Solina auf ein vorragendes Felsſtück, und ſang alſo:

Wehe, wehe, ſterben ſoll ich,
Ach und bin ſo jung!
Wehe, wehe, ſterben ſoll ich,
Ach und leb' ſo gern!

Weh', ins Finſt're ſoll ich gehen, —
Und hab's Licht ſo gern!
Weh', ins Kalte ſoll ich gehen,
Und hab's gern ſo warm!

Liebe Sonne, nimm die Jugend,
Liebe Sonne, nimm das Licht,
Liebe Sonne, nimm die Wärme,
Nur das Leben nimm mir nicht!
Wehe, wehe! —

Sie konnte nicht enden, — eine gräßliche Sandwolke kam auf den Flügeln des Todes angerauſcht, und begrub ſie.

4.

Als Perſiens Götter die Bereiche der Erde unter ſich theilten, da war es der Dämon der Liebe, welcher unter allen der Einzige ſich in alle Strecken des Erdbodens gleich vertheilen ſollte. Er aber ward nicht verlegen ob dieſes ungeheueren Auftrages — ſondern ſein Auge fing zu glänzen und zu funkeln an, als ob er gerne noch eine Welt zu verſehen haben wollte. Und eine Roſe nahm er zur Hand, eine tauſendblätterige, wie ſie nur des Himmels Roſenbeet erzeuget, und blies

in ihrem Kelch, daß ihre Blätter, von allen vier Winden fortgetragen, rings auseinander stoben. Jedes Blatt gestaltete sich zu einem kleinen Dämon, der seine rosigen Schleierflügel fröhlich entfaltete, und hinflog, wohin ihm des Liebesgottes Blick als Strahl voranleuchtete. Die einen flatterten den ferneren Lüften zu, und verloren sich in den Strahlen des Abendrothes; die anderen schwangen sich auf Cederwipfel und säuselten, wie Weste, durch ihre Kronen, wieder andere eilten der vielbewohnten Stadt zu, und flogen im blitzschnellen Laufe von Fenster zu Fenster. Kein Wald war so finster, daß nicht ein solcher Dämon dort eingezogen wäre; keine Wüste so öde, daß sie nicht einer jener Geister zum Wohnsitze erwählet hätte. Auch das Sandmeer, in welches man Omar'n auf seinem entzügelten Rosse gejagt hatte, war von einem solchen schützenden Wesen bewohnt. Mitleidigen Blickes sah dieses den Flüchtling, welchen die Grille eines abenteuerlichen Gemüthes in dieses Elend gestürzt hatte; es schwang seine flammenden Fittige, und der Schwung derselben wehte unsichtbar Zuversicht in die Seele des Liebenden.

Schon war Omar's Pferd zum Tode matt, und streckte sich lechzend in den dürren Sand nieder. Sein Herr wollte ihm die Qualen eines langsamen Verschmachtens entbehren, und bohrte ihm sein Schwert, das einzige Kleinod, was ihm seine seltsamen Richter gelassen hatten, in das Leben. Kaum aber netzte das Blut den durstigen Boden, als hellrothe Blüthen aus dem Blute empor keimten, welche bald zu hellrothen Beeren wurden, deren kühlender Saft den armen Omar vom Tode rettete. Überzeugt von dem mild-

thätigen Einfluß eines überirdiſchen Weſens, warf er ſich, Thränen der Freude weinend, auf den Boden. Und ſiehe da wuchs aus dem Blute des Thieres eine rettende Frucht; ſo blieben die Thränen eines dankbaren Menſchen nicht unfruchtbar. Alsbald hoben ſich auch junge Thränenweiden aus dem Sande zum Himmel auf, und ſtreiften mit ihren aufſchwellenden Äſten den Sand zurück, und wölbten ſich zum Schattendache über Omar's Haupte. Geblendet vom immer ſtärkeren Strahle der unerwarteten Hoffnung ſank Omar nieder, und fiel bald in einen ſanften erquickenden Schlummer.

Auf den Schwingen des Traumes zog hier die ganze Geſchichte ſeiner Liebe an ſeinem inneren Auge vorüber.

Bald ſah er ſeine Solina als Peri, am Quelle des Lebens, mit den weißen Armen Tropfen der ewigen Jugend ihm zuſprißend; bald ſchien ſie ihm wieder ein einfach Hirtenmädchen, wie ſie zu Kaſchmir am Roſenfeſte an klingenden Minareten vorbeiwandeln. Jedes neue Bild von ihr war herrlicher. Unter ſolchen Phantaſien ſchwand ihm die lange Nacht.

Geſtärkt von den erheiternden Träumen der Nacht, ſchlug Omar ſein Aug empor. Aber welch ein neues ſinneberauſchendes Schauſpiel feſſelte ſeinen Blick.

Die Thränenweiden, unter denen er gelegen, hatten ſich in eine Palmenlaube verwandelt, durch welche der Morgenſonne Purpur nur wie einzelne Goldfäden drang. Der Boden war das üppigſte Kraut der grünenden Oaſe. Ihm zur Seite aber lag, kaum traute er ſeinen Augen, Solina auf einem Blumenbette.

Ihre Lippen ſchienen einen Kuß, der ſie wecke, zu verlangen; wie eine volle Roſe auf elfenbeinernem Grunde, ruhte ihr Geſichtchen auf dem gebogenen Arme. Omar beugte ſich, in heiliger Selbſtvertretenheit, über ſie, fühlte das Fächeln ihres Odems, das bewegte Pochen ihrer Pulſe, den magiſchen Zauber ihrer nahen Wangen, und überzeugte ſich nun erſt, daß es kein Traum ſondern Wahrheit, daß es die Gnade desſelben Dämons ſei, welcher ihn gerettet, ihn gebettet, und ihn durch zauberiſche Träume auf ſein nahes Glück vorbereitet hätte.

Mit einem Kuſſe weckte er ſie; Selina's Umarmung war der Gegengruß. Aber mit einem Male klang es ganz wunderbar in den Lüften. Die grüne Raſenſtelle, worauf ſie gelagert waren, fing in wiegender Bewegung empor zu ſchweben an.

Die Sandgebirge der Wüſte wurden zu Wolken, und die Röthe des Morgens webte ſich zum Purpurmantel des Dämons der Liebe. Die Liebenden erkannten ihn, und ſanken vor ihm nieder, er aber hob ſie auf, und indem ſich das Wolkengeſpann in ein ſtilles Thal unweit Ispahan niederließ, wo ein trauliches Hüttchen gaſtlich entgegenwinkte, ſprach er: —

„Erkennt in mir den Schutzgeiſt der Liebenden in der Wüſte, der euch beſiehlt, künftighin ihm huldigend, dieſes Hüttchen zu bewohnen. Du aber, Omar, gehe hin zum Schah Ispahans in meinem Namen, und ſag' ihm, daß ich ihm ſage: „Vergebens ſei ſein Streben, ſelbſt einen Tag lang nur den ewigen Geſetzen meiner Herrſchaft zu widerſtreben. Er ſolle beſſern Sinnes werden, und mir huldigen durch alles Leben.“

So ſprach der Dämon und verſchwand, während ſich vor Omar und Solina das ſchöne Hüttchen aufthat. Omar verkündete dem Schah des Dämons Befehl, und der Schah glaubte dem Anblicke der wunderbar Geretteten. Die Räthe ſaßen ſtumm und ſtaunten.

Kommenden Jahres aber ward ſtatt der großen Woche ein Feſt der Liebe ausgeſchrieben, an welchem jeder Liebesklage ſogar das Ohr des Herrſchers offen blieb.

Schuld und Wahn.

Die freundlichste Dezembernacht goß ihren hellsten Schimmer über die schneebedeckte Erde aus. Alle Glocken und Glöcklein riefen zur Mette. Die Landbewohner wanderten über den knisternden Schnee der Stadt zu, während die Städter hinauseilten zu dem freundlichen Zukirchlein, welches vor dem östlichen Thore geisterhaft von der Höhe eines mäßigen Hügels herabsah.

Unter den Scharen, welche die Stadt verließen, um ihre Andacht in jenem heiligen Hause am Hügel zu verrichten, befand sich auch die liebliche Ernestine, die siebzehnjährige Tochter des wohlhabenden Handelsmannes Stollmers, welcher unter den Bürgern des Städtchens seit mehr als einem Jahrzehend unbestritten den ersten Rang behauptete. Die alte Haushälterin Agathe diente dem jungen Kinde zur Begleiterin.

An Seitenwege war da nicht zu denken, denn Agathe hatte ein gar wachsames Auge, so lange sie wachte, und nebstdem die strengsten unbezweifeltsten Grundsätze, auf deren Unerschütterlichkeit Stollmers ohne Mißtrauen die Leitung seines Töchterleins begründen konnte. Ihren Blicken entging nichts, wie ein treuer Argus bewachte sie das Haus, und Stollmers konnte sich zu ihrem Besitz in jeder Hinsicht

Glück wünschen, indem sie ihm die Stelle seiner früh verstorbenen Hausfrau hinlänglich ersetzte.

„Ach seht doch, liebes Mamsellchen“, sprach die fromme Agatha zu ihrer Schutzbefohlenen, als sie auf dem letzten Absatze der Stiege rastete, welche zum Hügel hinan führt, „ach! seht doch, wie freundlich der liebe Christ aus der hell erleuchteten Kirche uns entgegen winkt! Seit meinem fünften Jahre schon, also über ein halbes Jahrhundert, hab' ich ihm in dieser Nacht immer hier auf dem Hügel meinen Besuch gemacht, und noch jetzt freu' ich mich jedesmal darauf, wie das Kind auf den Christbaum. Blüht doch für jeden Menschen einmal ein Christgeschenk im Leben, — und euch, Mamsellchen, wird die Bescheerung nicht ausbleiben!“

Ein tiefer Seufzer war Ernestinens Antwort auf diese hingeworfene Bemerkung, welchen jedoch Agathe aus allzugroßer Bescheidenheit auf Rechnung der etwas beschwerlichen Stiege schrieb.

„Nun, nun,“ fuhr sie fort, jeder Pfad zum Guten ist etwas steil! Noch fünfzehn Stufen und es ist überstanden; aber langsam Tinchen, damit wir nicht erhitzt in die Kirche kommen. Wer weiß, welches Plätzchen für uns übrig bleibt! Wir gingen etwas spät vom Hause!“

Agathe hatte recht geahnt. Alles in der Kirche war schon dicht besetzt, und kaum in der äußersten Ecke am linken Seitenthore, welches auf den ehemahligen Friedhof führte, war noch in einem schmalen Stühlchen für vier Knie Platz. Ernestine drängte ihre Begleiterinn unter dem Vorwande, daß der bequemere

Platz dem Alter gebühre, in den Stuhl hinein; sie selbst blieb am Rande desselben knieen. So schlecht der Platz war, auf welchem durch die halbgeöffnete Thüre ein eisiger Windzug hinstrich, so schien er dem unruhig um sich blickenden Mädchen dennoch lieb, ja sogar willkommener, als jeder andere, denn nur ihr mehr als zufälliges Zögern, als Agathe zu Hause mahnte und drängte, trug die Schuld, daß sie Alles schon besetzt fanden. Aber auch die gute Alte hatte sich bald zu recht gefunden. Nachdem sie an dem Lichtstümpfchen ihrer Nachbarinn ihren Wachsstock angezündet hatte, zog sie ihr mächtiges Gebethbuch aus dem schwarznarbigen Lederfutteral, enthüllte die großscheibige Brille, und versenkte sich bald, ihre Nase damit bewaffnend, so tief in das Meer ihrer Betrachtungen und Empfindungen, daß die ganze Umgebung für sie verschwand. Die Orgel fiel nun mit einem freudigen Pastorale ein, der Gesang der Gläubigen begann, und der Fluß der wohlbekannten Melodie wiegte manches andächtige Gemüth in ein süßes Vergessen seiner selbst ein. So ging es auch Agathen. — Unwillkührlich fingen die Riesenlettern ihres Gebetbuches an, vor ihren blinzelnden Augen durch einander zu hüpfen, die Brille entglitt ihrer Nase, und ihr Haupt nickte immer tiefer, bis sie zusammenfuhr, und ihre Lippenbewegung bis zu einer neuen Erschütterung dieser Art mechanisch fortsetzte; dabei war sie Ernestinens so sicher, daß sie ihr nicht einen einzigen Blick zuwarf.

Das Mädchen schien Agathens Schwäche wohl zu kennen, und ihr Plänchen darauf angelegt zu haben. Denn kaum hatte die alte Wächterinn Miene gemacht,

einzunicken, als Erneſtine den Stuhl verließ, in welchem ein nebenſtehendes Landmädchen ungebethen ihren Platz erſetzte, und zur Seitenthüre hinausſchlüpfte.

Es galt nichts weniger, als eine lange verabredete Beſtellung auf dem alten Friedhofe. Die Liebenden, welche ihr Verhältniß ſo geheim zu halten wußten, waren Erneſtine und Karl Seeberg, ein trefflicher junger Mann, der Verwalter eines nahe gelegenen gräflichen Schloſſes, deſſen Eigenthümer auf ſeinen weitläufigen Gütern in einer andern Provinz lebte, und dieſes Schloß kaum einmal in mehren Jahren zu beſuchen pflegte. Seeberg war in Bezug auf die Eigenſchaften ſeines Kopfes und Herzens vielleicht zu beſcheiden, wenn er ſeine Liebe zu Erneſtinen geheim hielt, allein ſeine Vermögensloſigkeit konnte ihn bei einem Kaufmanne, wie der alte Stolmers, nur wenig empfehlen. Er ward auf demſelben Schloſſe, deſſen Verwalter er vor wenigen Jahren geworden, von fremden Händen erzogen, und wußte von ſeinem Vater, an deſſen Züge er ſich kaum mehr erinnern konnte, nur ſo viel, daß er in der Stadt eine Bedienſtung hatte, bald aber in die Ferne zog, und von dort aus nur ſelten ſchrieb, und es auch nicht gerne hatte, wenn man ihm oft ſchreiben wollte. Die Verbindung zwiſchen Vater und Sohn blieb daher immer ſo locker, daß Karl ſich faſt für eine Waiſe hielt, die das Schickſal ſich ſelbſt überlaſſen. Und was konnte er als ſolche einem Manne für die Hand ſeiner einzigen Tochter bieten, welcher nur bares Geld achtete, und vor welchem höchſtens die Hinweiſung auf ein anſtändiges Auskommen und eine beſſere Zukunft einigen An-

ſpruch auf Berückſichtigung begründen konnte. Deßhalb hielt er ſeine wahre und innige Liebe zu Erneſtinen ſo geheim als möglich, ſparte im Stillen, arbeitete ſo viel er konnte, ſuchte ſeine Lage nach allen Richtungen hin zu ſichern, und legte ſeiner Geliebten bei unbelauſchten Zuſammenkünften von Zeit zu Zeit genaue Rechnung, um ihre Hoffnungen zu beleben, wobei er jedoch nie vergaß, ſie zu bitten, auf ihn nur in ſo fern Bedacht zu nehmen, als dadurch einer ſchöneren Ausſicht für ſie kein Hinderniß vorgeſchoben würde.

Die für heute verabredete Zuſammenkunft ſollte Erneſtinen mit Wichtigem bekannt machen. Der zwölfte Streich der Stadtuhr tönte eben von unten herauf, als Erneſtine vor das Thor trat, und ſich fröſtelnd auf den Hügeln umſah, welche wie Schneewolken ſich bis zur kleinen Kapelle hinzogen. Seeberg ließ ſie nicht warten, leiſe ſchlüpfte er hervor, ſchlug Erneſtinen ſeinen Mantel um, und zog ſich mit ihr in das Verſteck zurück, welches er nach ſorgfältiger Prüfung auserwählt hatte.

„Bald, liebe Erneſtine“ begann er, „ſoll das Geheimniß, welches bisher über unſere Liebe waltete, aufhören; das iſt es was ich dir heute mittheilen wollte. Ich habe mir ein paar hundert Thälerchen zurückgelegt, welche für die erſte Einrichtung im Eheſtande hinreichen, habe mir meine Stelle durch einen ſchriftlichen Kontrakt mit meinem Gutsherrn geſichert, wodurch ich in Zukunft für das Nöthigſte gedeckt bin, und will es nunmehr wagen, bei deinem Vater ohne weitere Anſprüche, die ihn erzürnen könnten, um deine Hand zu werben. Auch habe ich mein Vorhaben meinem Va-

ter geschrieben, und von ihm zur Antwort erhalten, daß er selbst hierher kommen werde, um sich vor diesem wichtigen Schritt mit mir noch ernstlich besprechen zu können. Ohne Zweifel wird er Zeuge meines Glückes seyn wollen, und ich werde in kurzer Frist die doppelte Freude genießen, an der lang entbehrten Vaterbrust zu liegen, und ein liebes, gutes Weib jubelnd in seine Arme zu führen. Das neue Jahr soll uns ein neues Glück bringen!"

Mit froher Zuversicht vernahm Ernestine diese Mittheilung: sie war ihr in der That das Wichtigste und Erfreulichste, was sie hören konnte. Mit zitternder Hand zog sie den Goldring, das Erbstück ihrer seligen Mutter ab, und steckte ihn als Pfand ewiger Treue, an Seeberg's Finger, welcher ihn entzückt an seine Lippen drückte. Noch wurde Manches besprochen und verabredet, Manches erwogen und überlegt, als die laut zusammenhallenden Glocken das nahe Ende der Mette ankündigten. Karl's heißer Abschiedskuß mit einem nicht minder heißen erwiedernd, wollte sie eben in die Kirche zurückschlüpfen, als ihr ein widrig kicherndes: „Bravo, bravo, Tinchen!" von halbbekannter Stimme nachtönte, woraus sie entnahm, daß sie belauscht worden sei. Ohne sich umzusehen, eilte sie dem Stuhle zu, wo sie die alte Agathe noch in der nämlichen Stellung fand, in welcher sie dieselbe verlassen hatte; von ihrer Seite war daher nichts zu befürchten. Ziemlich einsilbig trippelte die Gute, ihre Schutzbefohlene am Arme, nach Hause, und nahm mit einem schläfrigen: „Guten Morgen" von ihr Abschied, als die Uhr eben Eins schlug.

2.

Stollmers war kein Freund von Beſuchen. Den Tag brachte er im Kaufladen oder in den Magazinen, den Abend und oft einen großen Theil der Nacht in dem kleinen ebenerdigen Stübchen zu, welches an ſeine Kaſſe ſtieß. Dort brütete er über ſeinen Handlungsbüchern, ſchrieb Briefe, verglich Wechſel, zählte Geldſummen, und bewegte ſich in ſeinem Elemente mit regem Geſchäftseifer und eherner Theilnahmloſigkeit gegen alles Übrige.

Unter die wenigen Menſchen, welche Stollmers öfter um ſich litt, gehörte der alte Kalkulator, Doctor Pankrazius Wichtlein, ein Original in jeder Hinſicht. Im Aktenſtaube, ſo zu ſagen, gebeitzt, verrieth er ſchon in ſeinem Äußeren all' die Spuren jenes langweiligen Pedantismus, welcher die Schattenſeite des Kanzleilebens bildet. Wer das D vor ſeinem Namen mit ſeiner Perſönlichkeit verglich, fand gewiß manches, mit dieſen Buchſtaben anfangende Wort der deutſchen Sprache für ihn weit paſſender, als das Prädikat Doctor, welches doch in der Regel Studien und Beſtrebungen vorausſetzt, für welche ſich in ſeinem Antlitz auch nicht ein entfernter Keim von Möglichkeit auffinden ließ. Man war verſucht, ihn für eine wunderbar erhaltene Doctorsmumie aus jener fabelhaften Zeit zu halten, wo jeder für einen Gelehrten galt, der ſeinen Namen ſchreiben konnte. Ohne eben beſcheiden zu ſeyn, oder ſeiner Doctorswürde etwas zu vergeben, begnügte er ſich mit ſeinem mechaniſchen Schreibgeſchäfte ſeit mehr als dreißig Jahren, und hatte nie Anſpruch auf Vorrückung in eine ſelbſtſtändigere Dienſt-

ſphäre gemacht. Mit abgemeſſener Bewegung ſtellte er ſein ſpaniſches Rohr mit dem Elfenbeinknopfe bei Seite, hängte den breitkrämpigen Fiſchbeinhut an den Nagel, zog die grauleinwandenen, mit wunderbaren Tintenkleren, wie mit Runen, beſchnörkelten Überärmel an, und begann ſein Tagewerk damit, daß er einen Bogen Papier mit mächtiger Scheere beſchnitt, jede Öffnung derſelben gleichzeitig mit einer ſchnappenden Bewegung ſeines beſtändig geöffneten Mundes begleitend. Dann ging es an's Federſchneiden, und endlich, nach Aufſteckung der ſchwarzgeränderten Augengläſer an's Schreiben, wobei er eine überaus ſeltſame Figur ſpielte. Er dictirte ſich jedes Wort und jede Ziffer laut vor, und verfolgte jeden Federzug mit einer parallelen Nachahmung des Kopfes, welche bei ſeinem poſaunenähnlichen Manupropria in ein convulſiviſches Zucken überging.

Wer den Doctor Wichtlein bei Stollmers einmal ſah, und zugleich das Glück hatte, der alten Agathe zu begegnen, konnte ſich des Gedankens unmöglich erwehren, daß dieſe beiden Weſen für einander geſchaffen ſeien. Denn auch Agathe war ein Original: die ſchmutzig graue Falbelhaube nach verſchollenem Schnitte, um welche ein ſchwarzſeidenes Kopftuch mit flatternden Enden lief, contraſtirte ſel[illegible]m mit den halbmodernen Formen ihrer Kleidung, in welcher ſich ein kleiner Anflug von Eitelkeit nicht verkennen ließ. Wer ſie ſo in der räucherigen Küche zwiſchen Töpfen und Keſſeln mit Feuerzange oder Fleiſchgabel walten ſah, wurde unwillkührlich an jene geſpenſtiſchen Erſcheinungen aus dem ſchottiſchen Hochlande erinnert, die der gemeine Mann Heren nennt. Mit einer gewiſſen ſitt-

samen Züchtigkeit begegnete sie jedes Mal dem nicht minder bescheidenen Doctor Wichtlein, und konnte sich selbst die Vermuthung nicht verhehlen, daß der trockene Geschäftsmann vielleicht nur ihr zu Liebe den Gang zu Stollmers so oft wiederhole, und nur in ihrer Nähe sein sonst so steifes Wesen in schmiegsame Lebhaftigkeit verwandle. Auch Stollmers war dieser Meinung, und hatte gegen das zarte Verhältniß so bedachtsamer Individuen um so weniger einzuwenden, da eine gefährliche Steigerung der Gefühle zum Übermaße hier nicht so leicht zu befürchten stand. Allein ein ganz unerwarteter Auftritt belehrte den Kaufmann bald eines Anderen.

Es war am Vormittage des 25. Decembers, als Doctor Pankrazius Wichtlein mit ganz besonders geheimnißvoller Miene in des Kaufmannes Stollmers Schreibstübchen trat, und ihn fragte, ob er allein sei. Auf die Antwort, daß Alles noch der Andacht obliege, begann der Doctor mit gezogenem Tone:

„Der Andacht? — Schön, schön! — So hat man also sein Herz in der Nacht noch nicht hinlänglich ausgeschüttet und erleichtert? — Nun — ja der Ort war doch wirklich zu unbequem, und die Luft für Geständnisse dieser Art viel zu rauh und winterlich!“

Stollmers sah den boshaft lächelnden Doctor groß an. „Für welche Geständnisse?“ fragte er gedehnt.

„Je nun, — es gibt allerlei Geständnisse, die ein Doctor einem Kaufmann zu machen hat, Geständnisse, die ein Verwalter einer Kaufmannstochter zu machen hat; Geständnisse, welche wie die letztern, heute Nacht schon vor sich gegangen sind, und Geständnisse,

welche wie die ersteren, erst jetzt bei Tage vor sich gehen sollen, weil sie das Taglicht nicht zu scheuen brauchen.“

„Schenken Sie mir reinen Wein ein,“ drängte Stollmers ungeduldig, „wir Handelsleute lieben Klarheit und Bündigkeit.“

„Nun denn, klar und bündig gesagt, — Dero Töchterlein hat heute Nacht auf dem alten Kirchhofe am Hügel ein sogenanntes Rendezvous gehabt!“ —

„Albernheit, — meine Ernestine geht an solche Orte nie ohne Agathe, — und die ist wachsam.“ —

„Wenn sie nicht schläft, was ihr denn mitunter öfters passirt, wie eben die vergangene Nacht, wo sie auf ihrem Gebetbuche recht behaglich einnickte, worauf Dero Töchterlein nur gewartet zu haben schien, um sich schleunigst zu entfernen. Aber meinen Augen war Solches nicht entgangen, zumal da ich schon lange auf Bestätigung meiner dießfälligen Ahnung harrte; ich schlich leise nach, und siehe da, die Kontrebande ward ertappt. Was geplaudert wurde, konnte ich nicht vernehmen, weil der sorgsame Galan ein luft- und lautdichtes Dach um seine Dulcinea aus seinem selbsteigenen Mantel bildete; eine große Vertraulichkeit leuchtete aber immerhin aus der gegenseitigen Applicirung des Abschiedskusses, welche ich, meiner selbst vergessend, mit einem vorlauten „Bravo!“ belohnte. So stehen die Actien!“

„Kommt mir nicht unerwartet!“ erwiederte Stollmers, seine Sammetkappe hin und wieder rückend. — „Ich bin's gewöhnt, betrogen zu werden; habe mir auch von meiner Tochter nichts Besseres ver-

ſprochen. Wenn's nur ihr nicht zu arg heimkommt! Wer iſt der Verführer?«

»Ein hübſcher, junger Mann, der Verwalter vom Schloſſe drüben, Karl Seeberg!«

»Seeberg? — Kenn' ihn, iſt mein Kunde, — gibt mir viel zu löſen, — nun — er ſucht ſeinen Rabatt! — Warum er's aber heimlich anfing?«

»Warum? — je nun, — weil er nichts zu nagen hat, — weil er arm iſt wie eine Kirchenmaus, — weil er von ſeinem Einkommen noch einen alten unwiſſend wo befindlichen Vater atzen muß, der ihm nur zeitweilig anzeigt, wo er ſeine Proviſion erwarte.«

»Der Poſten iſt aber einträglich, — und der Mann iſt noch jung!«

Dem Doctor kamen dieſe Bemerkungen zu Gunſten des Verwalters unerwartet. Er warf ſich daher ſtolzer in die Bruſt, zog die Augenbraunen mächtig empor, und begann, dem Kaufmann eine Priſe aus goldener Doſe anbietend, mit ernſterem Nachdrucke: »Alles recht und richtig! Aber ich denke mir, ein geſetzter Mann, der einen einträglichen Poſten ſchon einige Jahrzehende bekleidet, und ſo bekleidet, daß er davon etwas ſich zu Nutzen gemacht hat, wäre denn doch beſſer, als ein junger Mann, dem ſein Poſten vielleicht erſt in einem Jahrzehend etwas abwerfen wird. Wenn man ſo allein ſteht in der Welt, wenn man ſo ganz frei von Bedürfniſſen iſt, wenn man Jahre lang keinen Schritt über die Schwelle eines Gaſt- oder Kaffeehauſes geſetzt hat, und ſich die langen Sonntagsabende lieber damit verkürzt, alte runde Metallbildchen mit Bergkreide zu glätten und blank zu bürſten, welche

man im gewöhnlichen Leben Thälerchen nennt, und größtentheils nur mehr aus der Tradition kennt, so hätte man auf den Besitz eines ehr- und tugendsamen Weibchens doch giltigere Ansprüche, als so ein windiger Guckindiewelt, der am Ende nichts hat als seine magere Liebe und seine aufgeblasene Einbildung."

„Sie gerathen ja ganz in's Feuer," bemerkte Stollmers überrascht, „wenn man Sie so reden hört, sollte man fast glauben —"

„Daß ich auf Dero Töchterlein mein Auge geworfen habe," — fiel ihm Wichtlein in die Rede, „ja — ja — Freund Stollmers, das sollen Sie auch glauben!"

„Das ist wohl nur Ihr Scherz!" —

„Scherz — Scherz? — Was Scherz," brauste Wichtlein auf. „Bin ich etwa zu schlecht für Ernestine'n? — Aber nicht wahr, für Ernestinens Vater war ich gut genug, als er vor so und so viel Jahren, von Freunden betrogen und verlassen, von seinen eigenen Hausleuten bestohlen, sich durch Schleichhandel und anderen Unfug aufhelfen zu müssen glaubte, und ohne Zweifel ein Opfer der Gesetze geworden wäre, wenn ich ihm nicht ein Hinterpförtchen geöffnet hätte? Da war ich für den Vater gut genug, — nun, mein' ich, dürfte ich es wohl auch für die Tochter seyn. Das ist meine Ansicht, — und sie zu vertheidigen, bin ich der Mann, Docter Pankrazius Wichtlein!"

So rief er mit kreischender Stimme, und ein convulsivisches Zucken begleitete dieß mündliche Manupropria.

Stollmers war aufgeregt; Wichtlein's

Worte hatten ihm widerwärtige Erinnerungen zurückgerufen. Er war ihm zum Danke verpflichtet, das konnte er nicht läugnen; allein eben diese Verpflichtung klagte den Fehler selbst des verletzten Diensteides an. Auch liebte Stollmers, trotz seiner materielen Ansichten vom Leben, seine Erneſtine, sein liebes, einziges Kind zu sehr, um es einem dürren, alten Pedanten in die Arme zu werfen, der, außer seinen blanken Thalern, ihr für alle Zukunft nichts zu bieten vermochte. Ungeachtet er daher Erneſtine'n wegen ihrer Unaufrichtigkeit zürnte, so suchte er den Doctor dennoch für den Augenblick auf eine Weise hinzuhalten, welche diesen nicht erbittern und zur Bosheit reizen konnte.

„Sie fahren auf, Doctor," begann er nach einer Pause, „als ob ich Sie durch meine Frage hätte beleidigen wollen? — Mußte mich denn Ihr Antrag nicht überraschen? Sie gingen in meinem Hause täglich aus und ein, ohne ihrer Neigung für Erneſtine'n auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen! — Ich dachte nichts sicherer, als daß Agathe der Gegenstand sei, auf welchen Sie Ihr Augenmerk geworfen, und Sie dürfen mir glauben, daß sich Agathe für vollkommen davon überzeugt hält!"

„Maske, — Freund," begann Wichtlein, beruhigt, „Maske, um Erneſtine'n desto ungestörter beobachten zu können! Verrathen Sie mich ja nicht. Agathe darf nichts ahnen, sonst wäre die Sache in der ersten Stunde Stadtgespräch. Wir wollen eher im Reinen seyn; dann möge die Klatschsucht ihre Backen voll nehmen!"

Stollmers ſuchte den intriguanten Brautwerber bei guter Stimmung zu erhalten, und entließ ihn mit dem Verſprechen, ſich ſeine Sache angelegen ſeyn zu laſſen.

Der Doctor ſollte aber nicht ſo leicht durchkommen. Agathe, welche indeß aus der Kirche zurückgekehrt war, kleidete ſich in ihrem Zimmer, welches an die Schreibſtube ſtieß, langſam aus, und hörte in unzuſammenhängenden Bruchſtücken einen Theil des lebhaften Geſpräches mit an, worüber ſie ſich allerlei Gedanken machte. Sie pflanzte ſich daher mit wachſender Ungeduld im Vorſaale auf, um den Doctor in flagranti zu empfangen, wenn er aus der Schreibſtube träte. Allein dieſer war auf eine ſolche Begegnung ſchon gefaßt, und half ſich für den Augenblick mit der Lüge draus, daß er mit ſeiner erheuchelten Aufmerkſamkeit für Erneſtine'n nur ſeine wahre Liebe zu Agathe'n bemänteln wolle.

Agathe war durch des Doctors ſiegende Suada ziemlich beruhigt. Als ihr aber nach ein paar Tagen Erneſtine geſtand, daß Wichtlein bei ihrem Vater um ſie angehalten, und dieſer ſie um ihre Meinung befragt, und ihr Manches ernſtlich vorgehalten habe, da ging ihr die Sache doch zu Kopfe, und ſie nahm ſich vor, bei nächſter Gelegenheit den Doctor in ein ſtrengeres Examen zu nehmen.

3.

Buntes Schneegeſtöber trieb ſich am Morgen des Sylveſtertages in luſtigem Wirbel durcheinander.

Die Amtskanzlei des Schloſſes, in welchem See-

berg als Verwalter residirte, war verlassen; denn der letzte Tag des Jahres galt den Beamten von jeher für einen Ferialtag, und Seeberg wollte nichts Neues aufbringen; konnte ja doch er eine Ausnahme machen, und vielleicht war seine Dienstleistung Ersatz für die aller Übrigen.

Plötzlich pochte es leise an der Thüre, und dazu ertönte ein Geräusch, wie das eines Menschen, welcher den Schnee von Kleidern, Hut und Schuhen abschüttelt. —

„Herein!“ rief Seeberg mit unwillkürlich zitternder Stimme.

Die Thüre ging auf; vor derselben stand ein Mann, noch immer bemüht, der dichten Schneedecke los zu werden, welche sein ganzes Äußeres mit einer zähen Kruste überfirnißt hatte.

„Tretet immer ein!“ ermunterte Seeberg den Fremden, „bei uns ist es nicht so blank; für die Amtsstube gibt es keine Feiertage!“

Indessen hatte sich der Fremde zusammengeklaubt, und trat schüchtern um sich blickend ein. Ein grauer, abgeflickter Mantel umhüllte die abgezehrte Gestalt; dem alten brüchigen Hute waren die Haare längst entfallen, und aus den abgetretenen Stiefeln sah das Stroh, als karges Mittel gegen den Frost hervor. Baumwollene Fausthandschuhe, welche an einer Schnur um den Nacken des Mannes hingen, und ein gemeiner Alpenstock vollendeten das Bild eines Bettlers, von welchem Loose auch das ausgearbeitete, runzlichte Gesicht mit den glanzlosen blauen Augen, den borstigen

Brauen und dem spärlichen weißen Haare auf glänzender Glatze Zeugenschaft zu geben schien.

„Legt ab, Alter,“ begann Seeberg, „und macht Euch's bequem, und wenn Ihr Euch erwärmt habt, so sprecht womit ich Euch dienen kann. Es muß allerdings eine Sache von Wichtigkeit seyn, die Euch bei solchem Wetter an einem Tage herführt, wo Ihr jede andere Kanzlei geschlossen fändet, die nicht den Verwalter selbst zum Pförtner hat.“ —

„So hätte ich die Ehre mit dem gestrengen Herrn Verwalter zu sprechen?“ — rief der Bettler lebhaft aus, Seeberg's hingeworfene Bemerkung aufgreifend. „Ja — ja,“ fuhr er gedehnt fort, und musterte den erstaunten Seeberg mit starren Augen, „ja — ja — Sie sind's, — so muß sich der Knabe ausgewachsen haben, der jetzt Karl Seeberg heißt!“ —

„Wie? drang Seeberg in den Alten,“ seid Ihr vielleicht ein Bote von einem Verwandten Seeberg's?“ —

„Sind Sie Seeberg selbst — sind Sie es wirklich?“ —

„Ich bin's! — Und mein Vater?“

„Er steht hier, unglücklicher Sohn, — steht als Bettler, als Verbrecher vor Dir, a's Hiobsbote, als trauriger Beweis, wie die Sünde der Väter sich an den Kindern rächt!“ —

Die Stimme der Natur siegte. So abstoßend es auch für einen Menschen seyn muß, seinen Vater, dessen Bild ihm mit den früheſten Erinnerungen der Kindheit verblichen und erst im Bereiche der Ideale neu erstanden ist, im Wuste des Jammers und Elendes vor

ſich zu ſehen, alle bisher unbefriedigten Gefühle der zärtlichſten Sehnſucht, der reinſten Kindesliebe auf die traurige Geſtalt eines zerlumpten Bettlers übertragen zu müſſen: ſo warf ſich Seeberg doch, in dieſem Augenblicke alles Äußerlichen vergeſſend, an die langentbehrte Bruſt, an die theuere Herzensſtelle, deren er ſchon für immer entbehren zu müſſen geglaubt hatte.

„O, hinweg mit allen trüben Erinnerungen, Vater,“ begann er nach der Freude der erſten Umarmung, „laſſen Sie jetzt das böſe Leben ruhen! Seien Sie mir jetzt nichts, als Vater! Erholen Sie ſich, ſtärken Sie ſich! denken Sie ſich, daß Sie hier zu Hauſe ſind!“

„Hier zu Hauſe?“ wiederholte der Alte mit gellendem Lachen „wohl war ich es hier einſt! — Doch davon ſpäter! Jetzt lieber Karl, handelt es ſich nur um Eins! Ich bin geſtärkt, ich bin erwärmt, ich bin Alles, nur Eins nicht, — nur kein Menſch der werth iſt, dich Sohn zu nennen, und ob ich es je wieder werden könne, darum allein handelt es ſich. Ich bin hergewandert durch Eis und Schnee, um mein Urtheil von dir zu hören, ehe es für immer zu ſpät iſt!“

Der Alte zitterte krampfhaft in Seeberg's Armen, der ſich das Wiederſehen anders gedacht hatte.

„Sind wir allein?“ forſchte der Alte haſtig, ſich auf einen Armſtuhl neben den Ofen niederlaſſend.

„Allein!“ war Seeberg's Antwort; zur größeren Vorſicht ließ er das knarrende Schnappſchloß am Kanzleithore ab.

„Karl,“ begann der Alte, ſeines Sohnes Hand faſſend, „du biſt mein Sohn, mein echter, leiblicher Sohn; aber Seeberg iſt nicht mein Name, daher

auch nicht der Deinige; Seeberg ist der Name deiner Mutter, die dich erzog bis zu ihrem Ende. Ihr Vater war mein Amtsgenosse auf den Gütern des alten Grafen, dessen Sohne du hier dienst. Die ländliche Abgeschiedenheit und jugendlicher Leichtsinn verlockten uns zu einer strafbaren Vertraulichkeit, deren Frucht du bist. Nach dem Tode Seeberg's wurde seine Tochter mit einem Theile der Dienerschaft hierher übersetzt, indem man ihr aus Gnade eine Stelle anwies, um ihr für die Sorglosigkeit ihres Gatten Ersatz zu gewähren, welcher sie ohne Hinterlassung eines Vermögens hilflos mit dir zurückließ. Der Drang meines Herzens zog mich Euch Beiden nach; um die Sache nicht auffallend zu machen, suchte ich im nahen Städtchen Dienste und fand sie auch im Hause eines redlichen Gewerbsmannes. Bis dahin war ich nicht von Sünde frei, — aber noch frei von einem Schurkenstreiche!" —

„Vater," fiel Seeberg dem Alten in die Rede, „Sie verändern die Farbe, — die Erzählung greift Sie zu sehr an! Was es auch sei, Sie haben ja eine Fürsprache bei mir voraus, — mein Daseyn!"

„Ach — daß ich dein kostbares Daseyn in meiner Thorheit durch einen Schurkenstreich erkaufen zu müssen wähnte! — Das macht der Mangel an Glauben! Hätt' ich dich hinausgesetzt in den Wald oder an die Heerstraße, und dein Loos Gott anheimgestellt, du lebtest wohl auch noch, — und dein Vater wäre kein — doch nein! Ich kann es nicht über meine Lippen bringen; die Scham würde mich vor dir erdrücken! Und doch, — doch ist es so! — Deine Mutter war in Noth! für deine Zukunft sollte gesorgt seyn, du solltest

etwas lernen, eben weil du kein Vermögen zu erwarten hatteſt. — Ich verſchaffte deiner Mutter die nöthige Summe, welche ausreichen mochte, biſt du dir ſelbſt weiterhelfen könnteſt! — Ich verſchaffte ſie ihr, — und verließ dann dieſe Gegend, — verließ ſie belaſtet mit dem Bewußtſeyn eines Schurkenſtreiches, verfolgt von dem Fluche des ſchwärzeſten Undankes, umſonſt nach Ruhe, nach Troſt, nach Beſſerung ringend. In vielen Gegenden trieb ich mich umher; unter vielen Namen ſucht' ich Brot, aber nirgends wollte es mir mehr gelingen, eine ehrenwerthe bürgerliche Exiſtenz zu begründen; ein ſtrafender Zufall riß mir den Becher des Glückes immer wieder vom Munde weg. Oft — ich muß es dir geſtehen — rettete mich ein Nothpfennig, von dir eingeſendet, noch eben zu rechter Zeit von dem entehrendſten Erwerbe. Die ganze Stufenleiter verächtlicher Schleichverdienſte, vom Spion bis zum Schmuggler, habe ich durchgemacht, um endlich zu jenem Ziele zu gelangen, an welchem du mich jetzt ſiehſt — zum Bettelſtabe!"

Seeberg verbarg ſein Geſicht ſchluchzend in die Hände.

„Wie kann ich Sie retten, Vater? — Sprechen Sie! — Ich will ja Alles thun! — Nicht wahr, ich kann es?"

„Du kannſt es," rief der Vater aufſpringend, und ein Feuer edlerer Art belebte ſeine Augen, du kannſt es, Karl! Vaterſegen wird dir's lohnen, der Segen des Vaters, den du entſühnt haſt, gilt bei Gott gewiß auch! — Du kannſt es, wenn du den Fluch des Undankes, der Schurkerei, der Verworfenheit von mir

nimmſt! Nur dieſer Fluch lähmt meine Kräfte; ich bin erſt in den Fünfzigen, dieſer Fluch krümmt mich zum Neunziger zuſammen, nimm ihn von mir, und elaſtiſch ſoll mein ganzes Weſen aufleben; nimm ihn von mir, und ich kann arbeiten, entbehren, hungern, ſparen, kann Alles — Alles, denn ich nähre ja dann die Hoffnung, durch Reue gebeſſert, ſterben zu können! Willſt du mich um dieſe Bedingung retten, da du es kannſt?“

„Ich will es, — ich muß es!“

„Und wenn es dich dein Liebſtes koſtete?“ —

„Auch — dann!“

„Nun denn! ſo ſchwör' es mir!“

„Ich ſchwör' es!“

„Wohlan! Höre — Du ſtehſt im Begriffe zu heirathen!“

„Ja — Vater! — Sie ſollen meine Braut noch heute kennen lernen! Ein liebes, gutes, häusliches Geſchöpf; — ich habe mir ſo viel erſpart, als für die erſte Einrichtung hinreicht! Vierhundert Thaler! Ich ſchrieb es Ihnen ja! doch deßhalb ſollen Sie nicht vergeſſen werden, Vater! da meine bisherige Beiſteuer nicht hinreichte, dieß Kleid Ihnen abzunehmen“ — —

„Dieß Kleid?“ lachte der Alte; „o mein Sohn, daran trägſt nicht du die Schuld! Läge kein Fluch auf mir, ſo wäre deine Beiſteuer reichlich genug geweſen, um jetzt dein Spargut durch die Zinſen um die Hälfte zu vergrößern! Gibſt du mir Millionen, — und nimmſt mir den Fluch nicht, ſo muß ich Bettler bleiben bis an mein Ende! — Nun — wer iſt denn deine Braut? — Du haſt den Namen mir nie genannt?“ — —

„Ich ſchrieb Ihnen ja erſt einmal, als die Sache

ſchon gewiß war, und ich bin im Voraus überzeugt, daß Sie meine Wahl billigen, und künftighin gern in unſerem Kreiſe verweilen werden.“

Der Vater ſeufzte tief auf, und heiße Thränen entquollen ſeinen Augen.

„Erneſtine heißt ſie,“ fuhr Seeberg fort, welcher im Wonnegedanken an ſeine Braut des Vaters Thränen nicht bemerkte; „ſie iſt die Tochter eines Kaufmannes im nächſten Städtchen, des wohlhabenden Stollmers —“

„Stollmers!“ ſchrie der Vater laut auf, ſich krampfhaft erhebend, und plötzlich in ſich zuſammenſinkend. „Das iſt die Hand des Schickſals,“ murmelte er halblaut vor ſich hin, „ich habe auch das verdient! — Nun — faſſe dich mein Sohn! — Du ſchworſt mich zu retten! Nicht wahr?“

„Ich ſchwor es, — und werde meinen Schwur halten!“

Wenn du mich retten willſt, — iſt deine Braut für dich verloren, wenigſtens für jetzt verloren!“

Seeberg fuhr überraſcht zuſammen, ſchüttelte dann wie träumend das Haupt und ſprach mit ungläubigem Lächeln: „Vater, das iſt wohl nur Prüfung!“

„Prüfung, — wohl, mein Sohn! Aber ernſte Prüfung! — Wenn du mich retten willſt, iſt Erneſtine für jetzt dir verloren! Gerade die Summe, welche dir zu ihrem Beſitze verhelfen ſoll, bedarfſt du, um mich von einer Schuld loszukaufen, deren Namen dir zu geſtehen ich mich ſchäme. An dem Bettel von vierhundert Thalern iſt die Rettung meiner Exiſtenz, die Sühne von dem Fluche geknüpft, der mich niederdrückt!

Kannſt du dieſe Summe und mit ihr die Hoffnung auf dein nahes Glück deinem Vater opfern? Kannſt du die Erfüllung deiner ſehnlichſten Wünſche ihm zu Liebe auf Jahre hinausſchieben? Haſt du ſo viel Glauben an Gott, daß du's über dich gewinnſt, ein Kleinod, das jetzt in deinen Händen liegt, mit dem feſten Vertrauen bei Seite zu legen, daß Gott, der keine gute That unbelohnt läßt, es dir unverſehrt verwahren werde? — Ich weiß, mein Sohn, was ich fordere! Aber wer durch die Sünde zum Vater ward, wer Schurke ward, um ſeinen Sohn zu erhalten, muß auch das Herz haben, ihm ſein Liebſtes zu entreißen, um den Fluch von ſeinem Geſchlechte hinwegzunehmen! — Biſt du noch entſchloſſen, zu halten, was du mir ſchworſt?"

„Ich bin es!" antwortete Seeberg nach kurzem aber heftigem Kampfe, der ſein ganzes Innere ſo erſchüttert zu haben ſchien, daß er zum willkürloſen Weſen herabſank. „Hier — Vater, nehmen Sie den Schlüſſel, er öffnet Ihnen das blaue Zimmer im erſten Stockwerke — Sie kennen es wohl?"

„Es iſt das Zimmer, in welchem dich die arme Seeberg erzog —"

„Jetzt bewohne ich es; links in meinem Rollkaſten, den Ihnen dieſer zweite Schlüſſel öffnet, finden Sie ein Portefeuille, welches die genannte Summe in Bankbilleten enthält."

Der Alte nahm mit bebenden Händen die Schlüſſel, ſegnete ſtumm ſeinen Sohn, welcher ſtarr vor ſich hinſah, und wankte hinaus.

Jetzt brach ein Thränenſtrom aus Seeberg's Augen; die Hände zu Gott faltend, rief er aus: „Dir

himmlischer Vater, stell' ich mein Schicksal anheim! Erhalte mir Ernestinens Liebe, bis ich wieder im Stande bin, um sie zu werben, und rechtfertige mich vor ihrem Herzen! Ich war eher Sohn, als — Bräutigam!"

Dann stürzte er hastig zum Schreibtische, und schrieb mit zitternder Hand folgende Zeilen an Ernestine: „Theure Geliebte! Ich bleibe ewig dein, bleibe du mein! Ein Zufall, der außer meiner Berechnung lag, zwingt mich, meine Bewerbung um deine Hand aufzuschieben. In zwei Jahren siehst du mich wieder! Bis dahin dulde, hoffe. Sollte dir ein besseres Loos winken, so kümmere dich nicht um mich! Für jetzt kann ich dir das Räthsel nicht lösen. Nur zweifle nie an der Treue Deines unglücklichen Karl." —

Er hatte das Billet kaum gesiegelt, und zu sich gesteckt, als sein Vater eintrat mit einem Päckchen in den Händen.

„Sohn," sprach er, „halb entsühnt fühl' ich mich schon; ganz mich zu sühnen, liegt in deiner Hand. Nimm dies Päckchen, dessen Inhalt du wohl ahnen magst, ohne jedoch seine ganze Bedeutung zu kennen. Das Haus des Kaufmannes Stollmers ist dir leider nur zu bekannt. Schleiche dich unbemerkt heute noch hinab; suche dieß Päckchen in sein Kassezimmer zu werfen; das: „Wie?" stell' ich dir zur Aufgabe, nur gib Acht, daß dich ja Niemand sehe. Es wäre um mich geschehen, wenn er je erführe, daß ich dabei im Spiele war. Fürchte übrigens nichts; du thust einen guten Gang, — einen Gang, der deines Vaters Gewissen von einer Zentnerlast befreit, der ihn der Menschheit zurück gibt, wenn

er gelingt; deſſen Mißlingen dagegen mich und dich ewig unglücklich machen würde. Nur darum vertraue ich ihn dir allein an! Bedenke, daß es ſich dabei auch um Erneſtine'n handelt. Willſt du mir dieſen großen, wichtigen Liebesdienſt erweiſen, mein Sohn?"

„Ich will es, Vater!" ſchwor ihm Karl, und nahm das Päckchen. Der Vater faltete im ſtillen Gebete die Hände.

Es war ein ſtiller, trauriger Sylveſtertag.

4.

Stollmers feierte mit ſeiner Erneſtine in Wichtlein's und Agathen's Geſellſchaft die Sylveſternacht, wie alljährlich, bei einer Bowle Punſch. Das Geſpräch war nicht ſehr warm; deſto wärmer war das Stübchen, in welchem die vier Punſchgäſte beiſammen ſaßen; denn die Magd hatte, wahrſcheinlich um den Reſt der Sylveſternacht ungeſtört zuzubringen, den Ofen ſo tüchtig geladen, daß er im alten Jahre gewiß keiner Nachhilfe mehr bedurfte. Agathe ſtand auf, öffnete die Thüre, welche in das anſtoßende Kaſſezimmer führte, ſchob einen der eiſernen Fenſterbalken zurück, und zog den Schuber am Doppelfenſter empor, damit die von Außen eindringende Luft die Wärme ſanft mäßige.

Unter mannigfachen Verſuchen, die Zeit zu tödten, nahte die Stunde, wo das alte Jahr Abſchied nahm, und von der Salve zwölf gedehnter Hammerſtreiche begleitet, beim matten Schimmer der Sterne, welche mühſam durch das zerreißende Schneegewölk

hindurch flimmerten, in sein Grab hinuntersank, um dem jüngsten Sohne der Zeit Platz zu machen.

„Sonderbar,“ rief Agathe, „als ob man's einschappen hörte!“

„Das neue Jahr soll leben!“ rief Doctor Wichtlein „und Jedem den gebührenden Zoll geben, — Junggesellen — eine brave Hausfrau, und Jungfrauen einen braven Mann!“

Agathe war entzückt über diesen Trinkspruch, und bewunderte den Seitenblick, den der Doctor, über dessen Absichten sie längst schon wieder beruhiget war, auf die erröthende Erneſtine warf, als ein Meisterstück wohlberechneter Verstellung. Erneſtinens Erröthen war eine Folge ihres Bestrebens, sich der gewaltsam hervorbrechenden Thränen zu erwehren.

„Auf Rückkehr von Treue und Redlichkeit unter den Menschen!“ rief Stollmers aus, und stürzte das Glas mit einer Hast hinüber, welche einen richtigeren Blick in sein Inneres gewährte, als all' sein angenommener Menschenhaß und seine erzwungene Trockenheit.

„Nun aber, Tinchen, ist's Zeit zum Aufbruche! drängte Agathe, mögen die Herrn noch plaudern; für Frauenzimmer ist der Termin längst vorüber; in sechs Stündchen heißt es schon wieder in die Kirche, — und der liebe Schlaf will doch auch sein Recht! Somit: „Gute Nacht! — oder vielmehr guten Morgen!“

Agathe trippelte, noch einen bedeutenden Blick auf den Doctor werfend, voraus, und Erneſtine folgte ihr langsam, den herzlichen Kuß ihres Vaters

als Bürgschaft besseren Glückes in's neue Jahr mit hinüber nehmend.

„Ja, Doctor,“ nahm Stollmers das Wort, „Sie können mir's glauben, — es ist mir nicht angeboren, so rauh, so einsylbig, so mißtrauisch zu seyn; aber die Leute haben mich dazu gemacht. Sie wissen, wie man mich betrogen, wie man mich bestohlen, wie mich mein treuester Diener in dem Augenblicke verlassen hat, wo auf seine Beihilfe, auf seine Aussage, auf seine Unterstützung das Meiste, wenn nicht Alles, ankam. Doch das ist vorüber! Mit Gottes Hilfe“ —

„Und mit meinem Beistande,“ fiel der Doctor ein, „unsere Freundschaft soll leben und blühen!“

„Dieser Artikel ist uns ausgegangen!“ rief Stollmers, dem Doctor bedeutend, daß er das leere Glas zum Munde führe. „Aber zum Glücke ist noch Vorrath dort im Napf auf dem Ofen. Zwei Gläschen füllt er noch; — aber das soll Männerpunsch seyn, Doctor; — nicht so laues, mattes Weibergesöffe! Ich hab' in meiner Kassa drinnen eine Flasche echten Jamaika, der soll heraus! Warten Sie, Doctor; — ich finde sie im Finstern!“ —

Der Doctor protestirte aus zwei Gründen nicht, für's erste, weil er ein gutes Tröpfchen gerne trank, wenn er es umsonst haben konnte, und für's zweite, weil er den Kaufmann etwas warm werden sah, und ihn für seine Bewerbung um so leichter zu stimmen hoffte, während Stollmers hinwieder die erhöhte Gesichtswärme des Doctors dazu benützen wollte, um ihm we-

gen Agathe'n die Hölle heiß zu machen, und ihm Erneſtine'n zu verleiden.

Pankrazius Wichtlein nickte ſchlaftrunken, als ihn des Kaufmann's Ausruf: „Halt, halt, hab' ich dich!“ plötzlich aufrüttelte.

„Haben Sie ſie ſchon?“ lachte Wichtlein, an die Jamaika-Flaſche denkend — „Nur her damit!“

„Helfen Sie mir, helfen Sie mir!“ rief Stollmers dringender! —

„O Sie Schalk,“ lachte Wichtlein lauter, „als ob Sie ſo ein Fläſchchen nicht allein bemeiſtern könnten.“

Plötzlich tönte ein dumpfer Schlag von innen, — und „Ha! entwiſcht!“ rief Stollmers mit ängſtlich kreiſchender Stimme. Wichtlein ſprang auf, und rief lallend: „Schleichhändler?“

Geiſterblaß trat Stollmers aus dem Kaſſazimmer.

„Wirklich, Schleichhändler?“ wiederholte der Doctor, ſich gewaltſamer faſſend.

„Diebe!“ war des Kaufmanns Antwort, und erſchöpft ſank er auf den Stuhl.

„Diebe?“ fragte Wichtlein zitternd, und ſchob den Riegel vor die Stubenthüre, ſtatt hinaus zu eilen und Lärm zu machen.

„Ich trete hinein,“ begann Stollmers, ſich erholend,“ durch den Balken, den Agathe vorhin halb geöffnet, fällt ein mattes Lichts auf die Kaſſatruhe, die gerade unter dem Fenſter ſteht. Da hör' ich etwas zu Boden fallen; raſch blick ich hin, und ſehe eine Hand, welche ſich gewaltſam durch das enge Fenſtergitter hereingezwängt hatte, wahrſcheinlich um mit

einer Feile, die ihr eben entfiel, das Werk des Einbruchs zu beginnen. Ich schleiche mich leise, durch den vorstehenden Balken gedeckt, hin, und fasse die Hand die, aalgewandt, sich mir zu entringen strebt; umsonst, ich halte sie fest, krampfhaft fest, rufe um Hilfe, ohne von Ihnen verstanden zu werden, und würde, wenn Sie mir Beistand geleistet hätten, des Diebes ohne Zweifel habhaft geworden seyn. Allein er sah seinen Vortheil, schwang sich empor, stieß mir mit der andern Hand den Balken vor die Stirne und riß die eingeklemmte mit Riesenkraft aus meinen Fingern los, zwischen welchen mir etwas, wie ein Ring, hinabkollerte, was sich im Zimmer vorfinden muß. Leuchten Sie mir, Doctor; — es kann zur Aufklärung führen!"

„Was im Zimmer ist, bleibt Ihnen sicher," stotterte der Doctor, ängstlich nach seinem Fischbeinhut und dem spanischen Rohre suchend; — „Diebe in der Sylvesternacht, es ist entsetzlich! Wenn sie's etwa bei mir auch versuchten, einzubrechen! Ich muß fort, — nach Hause! Meine armen Thaler! — Auf die Spur muß ich dem Diebe kommen; — morgen hab' ich ihn! Kein Schmuggler kam mir noch durch; ein Dieb soll mir auch nicht zu pfiffig seyn! — Sicherheit muß in der Stadt herrschen! — Drum verlassen Sie sich auf mich; morgen in aller Frühe bin ich mit dem löblichen Gerichte hier, um dem Schurken auf die Kappe zu gehen."

Er war nicht aufzuhalten. — „Die Schurken haben uns von Außen eingesperrt!" schrie er, als die Thüre nicht aufging, die er kurz vorher aus Angst selbst zugeriegelt hatte. — Stollmers sah, woran es fehlte,

und entließ den feigen Egoisten mit unwilligem Kopfschütteln.

Um seinen Schlaf war es geschehen. Lärm zu machen war zwecklos, da der Dieb entwischt und gewiß nicht Willens war, in derselben Nacht zum zweiten Male zu kommen. Er verschloß daher die Thüre, nahm das Licht, und durchsuchte das Kassazimmer. Auf dem Fenstergesimse waren einige Blutstropfen zu bemerken. Stollmers schob das äußere Fenster zu, und verriegelte den inneren Balken. Was anfänglich der Hand des Diebes entfallen seyn mochte, war nicht zu finden.

Mitten in der Stube glitzerte aber etwas; begierig leuchtete Stollmers hin; es war ein gesprungener Goldring, woran Blutspuren kennbar waren. — „Kein Zweifel," rief Stollmers, des Fundes froh, — „es ist der verrätherische Ring, welchen ich im Ringen vom Finger des Schurken herabgerissen. Dieses Wahrzeichen wird ihn entdecken helfen."

Er beleuchtete den Goldreif näher, und fuhr entsetzt zurück, denn je genauer er ihn betrachtete, desto bekannter kam er ihm vor. Selbst die Buchstaben F. S. stimmten überein. Ja, er hätte darauf schwören mögen, daß es derselbe Ring sei, den er einst am Altare seiner verstorbenen Gattin gereicht, derselbe, den nach ihrer Mutter Tode Ernestine als theueres Erbstück getragen hatte.

Wie konnte dieser Ring an den Finger des Diebes kommen? — Ein gräßlicher Gedanke blitzte durch des Vaters Seele. — Sollte der Dieb eher Mörder gewesen seyn, als er den Einbruch gewagt? Sollte das am Ringe klebende Blut Ernestinen's Blut seyn?"

Von furchtbarer Unruhe gefoltert, ergriff Stollmers das Licht, öffnete leiſe, ſchloß eben ſo leiſe hinter ſich ab, und wankte die Treppe geiſterblaß empor. Sein Kabinet war verſchloſſen wie ſonſt, am Schloſſe nichts verletzt, er ſperrte mit dem Hauptſchlüſſel, den er ſtets bei ſich trug, auf, und eilte, des Entſetzlichſten gewärtig, der Schlafkammer ſeiner Tochter zu. Kaum ſeiner mächtig, leuchtete er durch die halbgeöffnete Thür auf Erneſtinens Bett hin. — Da lag ſie leiſe athmend, ein Bild der Unſchuld, die in Thränen einſchlief, die Hände über die Bruſt gekreuzt. Der Ring am Mittelfinger ihrer Linken war verſchwunden.

5.

Der Neujahrsmorgen war angebrochen. Erneſtine'n erwartete eine ſchmerzliche Begegnung. Beim erſten Frühgeläute war ſie mit Agathe'n zur Kirche geeilt. Als ſie aber, nach verrichteter Andacht, durch's Thor treten wollte, ſteckte ihr ein täppiſcher Bauernjunge, mit der Frage: „Ob ſie die Krämer-Mamſell aus der Stadt wäre?“ Seeberg's verhängnißvolles Briefchen zu.

Erneſtine war außer ſich. Alles ſchien ihr verloren. Agathe hatte große Mühe, ſie nach Hauſe zu bringen, und ihr ſo viel Faſſung zu predigen, daß ſie ſich wenigſtens nicht gleich bei dem erſten Zuſammentreffen mit ihrem Vater verriethe.

„Wenn mir nur heute,“ ſeufzte ſie, „Niemand ein glückliches Neujahr wünſchte! Es iſt ſo peinlich, für etwas danken zu müſſen, was uns wie bitterer Hohn klingt!“

In das Haus des Kaufmanns Stollmers hatte der Doctor indeß bereits große Thätigkeit gebracht. Kaum war es Tag geworden, als er die Gerichtsbehörde aufrumorte. Der Assessor, ein tüchtiger Handhaber der Gesetze, wegen seiner Fündigkeit, Strenge und Wachsamkeit allgemein „der kleine Fouché“ genannt, sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette, und verfügte sich mit dem Denunzianten ungesäumt an den Ort des Attentates.

Nach einigen höchst kalten Neujahrsförmlichkeiten ging es an die möglichst umständliche Beaugenscheinigung. Über alles Vorfindige wurde ein genaues Inventarium aufgenommen, die Kassatruhe von zwei Dienern abgeschraubt, und jeder Winkel durchsucht, ob man nicht die Feile, oder was sonst der Hand des Diebes entfallen war, fände, aber umsonst. Auf dem Tische lag Alles in derselben Ordnung, oder vielmehr Unordnung, wie am Vortage, weßhalb man ihn verschonte, und die ganze Untersuchung lieferte daher kein anderes Resultat, als welches gleich der erste Augenblick gegeben hatte, nämlich: daß ein nächtlicher Einbruch versucht worden sei.

Die Anhaltspunkte beschränkten sich, da frischgefallner Schnee die Fußtritte vor'm Hause vertilgt hatte, auf die Blutspuren am Simse, und auf den, mitten im Zimmer neben verstreuten Briefkouverts (welche Stollmers zu den übrigen Papieren geworfen) gefundenen Ring, von welchem Stollmers zu Protokoll gab, daß er sich überzeugt halte, dieser Goldreif habe bisher, als Erbstück seiner Seligen, Ernestinens Finger geschmückt.

In Wichtlein's Kopfe zündete dieser Gedanke augenblicklich; mit maliciösem Lächeln bestätigte er die Behauptung des Assessors, daß dieser Ring Licht verschaffen würde, und erwartete mit Ungeduld das Frühstück, bei welchem Ernestine mit Schonung, und wo möglich unvermerkt in's Verhör gezogen werden sollte.

Das arme Mädchen, welches in der Zwischenzeit mit Agathe'n nach Hause gekommen war, machte, während diese das Frühstück bereitete, so gut, als es ihre Stimmung erlaubte, Toilette, um ihrem Vater ihren Wunsch darzubringen. Die Anwesenheit von Gästen hatte für die Haushälterin nichts Befremdendes; aber die beiden tristen Kerle mit den Spechtnasen und den Luchsaugen, welche im Vorhause umherpatrouillirten, kamen ihr verdächtig vor. Von den übrigen Hausleuten konnte sie nichts erfahren, weil von ihnen selbst Niemand wußte, was in der Nacht vorgegangen war. So kam sie zuletzt gar auf die Vermuthung, Wichtlein, dessen schnarrende Stimme sie herauszuhorchen so glücklich war, habe ihr am Neujahrsmorgen eine Überraschung in Gestalt eines gerichtlich aufgesetzten Heirathskontraktes bereitet.

Das Frühstück erschien und wurde mit seltsamer Spannung, nach wechselseitiger Beglückwünschung, eingenommen.

Nach einigen gleichgültigen Reden zog Stollmers mit erkünstelter Ruhe den zerbrochenen Ring aus der Tasche und reichte ihn Ernestinen mit der Frage: „ob sie ihn kenne?"

Ernestine stieß einen lauten Schrei aus, als sie

den Ring näher betrachtet hatte, und sank heftig ergriffen zurück. Allgemeines Staunen folgte diesem Momente; nur Wichtlein's Züge wetterleuchteten vor Schadenfreude.

„Kennst du diesen Ring wirklich?“ fragte Stollmers sanfter, als sich das Mädchen erholte.

„Ja, — Vater“ — schluchzte sie, — „es ist meiner seligen Mutter Trauring.“

„Wann und wie kam er von deinem Finger, an welchem du ihn, als theueres Erbstück, trügst? — Sprich ohne Scheu! — Ich werde dich's nie entgelten lassen!“ —

„Seit der Christnacht,“ stammelte Ernestine erröthend, „und ich selbst verschenkte ihn.“

Wichtlein's Spannung stieg auf's Höchste; Agathe ließ jedes ihrer Augen in entgegengesetzter Richtung manövriren, ihr rechtes maß mit Bedauern die unglückliche Ernestine, während ihr linkes an Wichtlein's boshafter Neugierde reichlichen Nahrungsstoff fand.

„Und wem schenktest du diesen Ring?“ fragte Stollmers nach einer Pause weiter.

Ernestine sah nun ihr ganzes Geheimniß verrathen. Vor einer Stunde der Brief, jetzt der zerbrochene Ring, Alles bestätigte sie in ihrem Wahne, daß sich Seeberg auf ewig von ihr losgesagt habe, und sie glaubte nun ferner nichts mehr gewinnen zu können, wenn sie länger etwas verschweigen wollte, was Andere, wie es schien, besser wußten, als sie selbst. Indem sie sich unter heißen Thränen ihrem Vater zu Füßen warf, gestand sie Alles.

Um sie zu schonen, verschwieg man ihr das Übrige und führte sie auf ihr Zimmer, wo sie in brünstigem Gebete ihr Schicksal Gott anheimstellte.

Die Person also, von deren Finger der Ring abgezogen wurde, war nun mit größter Wahrscheinlichkeit — Seeberg.

„Was konnte nur diesen Mann zu einem solchen Schurkenstreiche bewegen?“ fragte Stollmers, indem er sich ungläubig vor die Stirne schlug.

„Es ist unglaublich,“ stimmte der Assessor ein, „eben so unglaublich als evident!“

Doctor Wichtlein hätte wohl einen Mittelweg gewußt, die ganze Sache auf eine glimpfliche Weise zu lösen, aber er beklatschte schon im Stillen seine Pfiffigkeit, und feierte einen schadenfrohen Triumph über Seeberg's eklatantes Fiasko.

Ernestine war in Verzweiflung, Agathe hielt dem Doctor, der seine Schadenfreude allzusehr verrathen hatte, eine überaus erbauliche Strafpredigt; Stollmers monologisirte über Falschheit und Gemeinheit, und der Assessor beorderte in seiner officielen Gespensterseherei ein handfestes Paar wohldressirter Schergen, um den Inculpaten ja gewiß mit Haut und Haar einzufangen.

6.

Wie viele Menschen gibt es wohl, welche sich nicht selbst schon in einer Stimmung befanden, wo man durch eine unerwartete Wendung verblüfft, den klaren richtigen Zusammenhang der Verhältnisse, den natürlichen Maßstab der Handlungen aus dem Auge verliert,

und von Widerſpruch zu Widerſpruch fortgeriſſen, ſich in ein Labyrinth verirrt, aus welchem nur ein Maſchinengott retten kann, worauf man dann freilich zur Einſicht ſeiner Luftſtreiche, zur Erkenntniß ſeiner Selbſttäuſchungen gelangt? Wer die Geſchichte ſeines Lebens überhaupt, und den Roman ſeiner Jugendliebe insbeſondere durchblättert, dürfte nun auf mancher Seite Stoff zum Lächeln finden, welche ihm, als er ſie erlebte, kalte Schweißtropfen und bittere Thränen gekoſtet hat.

Solche Schweißtropfen ſtanden auch auf Seeberg's Stirne, als am Neujahrsmorgen ſein Vater zu ihm ins Zimmer trat, und ihn mit ängſtlicher Unruhe fragte: ob er ſeinen Schwur ſchon erfüllt habe.

„Es iſt geſchehen!“ antwortete Karl mit angegriffener Stimme. „Sie, Vater, haben nichts mehr zu beſorgen.“

„Aber vielleicht Du!“ fragte der Alte beſorgt, „hat dich Jemand geſehen?“

„Niemand, Niemand, Vater! Aber wenn ich Ihnen lieb bin, ſo laſſen Sie einige Tage über die Geſchichte vergehen, und entfernen Sie ſich indeß. Sobald Alles verſchollen und verklungen iſt, was jetzt meine Bruſt beunruhigt, werde ich Sie ſelbſt wieder bitten, zu mir zurückzukehren. — Hier iſt Geld, Vater! — Gehen Sie mir nach!“

„Nicht ſo, mein Sohn! — Ich bin nicht gekommen, um dich zu berauben! Jetzt, wo du den ſchweren Fluch der Schuld von mir genommen, werden meine Hände ſtark genug ſeyn, um mir ſo viel zu erwerben, als ich für meine geringen Bedürfniſſe brauche. — Al-

lein du willst es, du beschwörst mich, zu gehen! Wohlan, so gehe ich, meinen Segen lasse ich dir aber zurück für deinen Edelmuth, möge er dir mit dem neuen Jahre auch ein neues Glück bringen!“

Er umarmte seinen Sohn mit inniger Rührung, und entfernte sich. Allein die Besorgnisse, welche dieser laut werden ließ, hatten einen zu tiefen Eindruck auf ihn gemacht, als daß er ruhig seines Weges hätte weiterziehen können. Von bangen Ahnungen gefoltert, verbarg er sich unfern vom Eingange in den Schloßhof in einer kleinen Breterhütte, welche den Sommer über zur Aufbewahrung des nöthigsten, im täglichen Gebrauche stehenden Gartengeräthes diente. Hier wollte er, in seinen Mantel verhüllt, lauschen, was da käme, so lange es die Kälte oder das Tageslicht zuließe.

Er war nicht lange versteckt, als des Assessors Leute, im lebhaften Gespräche begriffen, anrückten, um den Verwalter zum summarischen Verhör in des Kaufmanns Wohnung zu citiren.

Seeberg verlor, als die beiden Amtsdiener mit der schriftlichen Vorladung eintraten, alle Fassung. Erblassend stand er da, ein sprachloses Opfer des Wahnes, bereit zu Allem, was man von ihm forderte. Die Ungewißheit über die Art der Schuld, von welcher er seinen Vater zu sühnen übernommen hatte, das Bewußtseyn, in eine Sache mit verwickelt worden zu seyn, in der er seinen bisher so unbescholtenen Namen auch nicht mit einem Worte vertheidigen könnte, ohne vielleicht Ehre und Leben seines Vaters zu gefährden, benahm ihm alles Selbstvertrauen, alle Überlegung. Ja, hätte man ihm in diesem Augenblicke gesagt: „Einer

von euch Beiden ist Mörder, — du oder dein Vater!“ — er würde mit vorschnellem Wetteifer gerufen haben: „Ich bin's!“

Ohne ein Wort einzuwenden, folgte er daher den Amtsdienern, indem er in seiner Betäubung nicht einmal daran dachte, daß es das Haus des Kaufmannes Stollmers sei, wohin man ihn führe, daß er in Ernestinens Nähe seine Katastrophe erfahren solle.

Der Alte hatte aus seinem Verstecke nicht sobald bemerkt, daß Seeberg in Begleitung verdächtiger Personen forteile, als er sich schon hervormachte, um nachzuschleichen.

Mit niedergeschlagenen Augen trat Seeberg bei Stollmers ein. Trotz seines verstörten Äußeren widersprach der Adel seiner Züge und sein ganzes aus besserem Stoffe geformtes Wesen dem garstigen Anwurfe, welchen man ihm zu machen im Begriffe stand. Stollmers kam zuerst von seinem Wahne zurück, und gestand sich selbst ein, daß sein ganzer Eifer vielleicht nichts als die Nachwirkung einer übernächtigen Aufwallung gewesen sei, und daß es besser wäre, die ganze Sache zu unterdrücken. Allein das Gericht hatte einmal Notiz genommen, und der kleine Fouché verstand keinen Scherz.

„Kennen Sie diesen Ring?“ — fragte der Assessor, nach den herkömmlichen Eingangsformeln den Inquisiten.

„Ja,“ war Seeberg's trockene Antwort.

„Wurde er von Ihrem Finger abgezogen?“

„Ja,“ — zugleich bemerkte des Examinators scharfes Auge, daß der Ohrfinger an Seeberg's linker Hand wund war.

„Sie waren es also wirklich, der heute Nacht —?“

„Ich war's —!“

„Was um des Himmels Willen! konnte Sie zu einem so verzweifelten Schritte bewegen —?“

„Etwas, was ich nie verrathen werde?“

„Ein Mann, der in Ämtern und Würden steht, der des besten Rufes genoß, der sein erkleckliches Einkommen hat, — versucht es, — in die Kasse eines geachteten Bürgers einzubrechen —!“

„Einzubrechen?“ wiederholte Seeberg auffahrend, — lächelte dann verächtlich — und schwieg.

„Waren Sie in Geldnoth?“ forcirte der Assessor.

„Nach Belieben!“ erwiederte Seeberg mit dem Ausdrucke des bittersten Widerwillens.

„Sie hätten vielleicht gern über Nacht ein Sümmchen zusammengezaubert, um Ernestine'n etwas bieten zu können?“ fiel Wichtlein giftig ein.

„Nach Belieben!“ wiederholte der Beschimpfte mit einem verächtlichen Seitenblicke auf den Doctor, dem Stollmers auch einen verweisenden Wink zuwarf.

„Sonderbar ist und bleibt es!“ — begann nun der Letztere ruhig, — „man kann einem Manne, wie Sie, keinen Schurkenstreich zumuthen, — und für eine Burschikosität, für ein Studentenstücklein sind Sie doch auch zu gesetzt. Was war's denn also? Reden Sie!“

„Denken Sie, was Sie wollen!“ — war Seeberg's gleichgültige Antwort, — „die Wahrheit darf ich Ihnen nicht sagen, — und zum Lügner fühl' ich mich zu gut. Was mir diese Herren anwerfen, ist zu albern, um darauf zu antworten; daß es um meine bürgerliche

Ehre geschehen ist, weiß ich; — was Sie weiter mit mir thun, gilt mir unter solchen Umständen gleich!“

Des Assessors Gesicht verlängerte sich in's Unglaubliche, während Wichtlein ohnmächtige Rache schnob, und Stollmers den räthselhaften Inquisiten bemitleidete.

Da scholl plötzlich von Außen eine Stimme: „Lassen Sie mich hinein, meine Herren! Lassen Sie mich hinein!“ Und die Thüre ging auf.

„Was thun Sie, um Gotteswillen?“ schrie Seeberg auf, als er seinen Vater auf sich zustürzen sah.

„Mein Gott! die Züge soll ich kennen,“ rief Stollmers dem Doctor zu, der ebenfalls that, als ob sie ihm nicht fremd schienen.

„Nein, Karl,“ begann der Alte, Seeberg mit Inbrunst umschließend, „meinetwillen soll Deine Ehre nicht gebrandmarkt werden. Die Schuld büße, nicht der Wahn. Ich Thor glaubte um so leichten Preis durchzukommen, aber ich sehe nun ein, daß Reue und Ersatz nicht hinreichen, um eine Schuld zu tilgen, auch die Buße gehört dazu! Nun denn, so will ich sie geduldig tragen!“

Eine Pause des Staunens fesselte Alles. Stollmers unterbrach sie zuerst, indem er Seeberg's Vater fragte: „Sind Sie nicht Noring, mein ehemaliger Buchhalter, der mich vor zehn Jahren gerade in meiner bedenklichsten Lage rücksichtslos verließ?“

„Ja, ich bin's,“ antwortete dieser, „und der junge Mann hier, den Sie Seeberg nennen, ist mein Sohn, mein braver, edelmüthiger Sohn! Heute war der Tag, wo er um die Hand Ihrer Tochter werben

wollte; er hatte sich eine Summe von vierhundert Thalern zusammengespart, um wenigstens etwas bieten zu können, und der Edelmüthige trat die ganze Summe gestern mir ab, um eine schwere Schuld, die ich — in Ihrem Hause auf mich geladen — von mir abzuwälzen."

Seeberg wollte seinem Vater die Rede wehren, aber dieser fuhr mit tiefer Ergriffenheit fort: „Ja — hören Sie Alles, Herr Stollmers. Eben in jener bedrängten Zeit, wo Verluste aller Art, schlechte Streiche von Seite falscher Freunde, verunglückte Speculationen u. s. w. Ihre Vermögensumstände zerrütteten und Sie in jenem Stumpfsinne, in welchen uns großes Unglück gewöhnlich stürzt, das ganze Kassawesen mir überließen, eben in jener Zeit, — hören Sie und verachten Sie mich! — eben in jener Zeit besaß ich Schlechtigkeit genug, aus Ihrer Kassa vierhundert Thaler zu entwenden, um sie der Mutter meines Sohnes, die nicht mein Weib war, zuzuwenden. Niemand konnte das Defizit bemerken, denn mein Gewissen war meine einzige Kontrole, und das ließ sich durch die Leichtigkeit zu sündigen, verlocken!"

Er hielt bewegt inne.

Stollmers versank in Nachdenken; Seeberg schlug, für seinen Vater erröthend, die Augen nieder.

„Aber unrecht Gut gedeihet nicht," fuhr Noring fort. „Meine Schuld ließ mich kein Glück mehr finden; trotz reichlicher Unterstützung von Seite meines Karl bracht' ich es doch nicht weiter, als zum — Bettler; ein böser Geist riß mir Alles aus den Händen, was ich hatte, — der böse Geist war — das böse Gewissen.

Seit Jahren dacht' ich an Ersatz; es war mir aber unmöglich, so viel zu ersparen. Da schreibt mir mein Sohn von seiner Liebe, von seinem Spargute; ich eile zu ihm, er tritt es mir ab, ohne zu wissen, wofür; und es fragte sich nun nur mehr darum, wie ich die verhängnißvolle Summe, ungesehen, durch zuverlässige Hand, an den Ort zurückbringen könnte, wo ich sie schändlicher Weise entwendet hatte. Nur meinem Sohne konnte ich diesen Gang anvertrauen; er schwor mir, mich nicht zu verrathen. Unbemerkt verschwand die Summe, unbemerkt sollte sie wieder ersetzt werden; und wenn auch Niemand sie je fände, mir genügte das Bewußtsein, Ersatz geleistet zu haben. Er verrichtete diesen Ehrengang heute Nacht. — Daß er unglücklich ausfiel, mußte ich sowohl aus seiner Stimmung, als aus dem Umstande vermuthen, daß ihn Leute vom Gerichte aus seiner Wohnung holten. Ich eilte nach, — und kam Gott sei Dank! noch früh genug, um durch meine verdiente Demüthigung ihm unverdiente zu ersparen! Verfügen Sie nun über mich, Herr Stollmers! Die vierhundert Thaler müssen Sie unter Couvert in Ihrem Kassazimmer finden!"

Stollmers, welcher den Sprechenden bisher mit immer größerer Theilnahme betrachtet hatte, erinnerte sich nun des Papieres, das er neben dem Ringe am Boden gefunden und unbeachtet auf den Tisch nebenan geworfen hatte; er eilte in das Kassazimmer und kehrte mit dem bezeichneten Päckchen in der Hand zurück, das er vor den erstaunten Zeugen augenblicklich öffnete.

„Beim Himmel!" rief er, „vierhundert Thaler! — Moring! Vergessen sei, was zwischen uns vorfiel!

Jetzt sind Sie mir ein Ehrenmann, ein Mann, der meinen Glauben an Rechtlichkeit, der sehr im Wanken war, besser und wirksamer aufrichtet, als tausend schöne Floskeln und tausend zweideutige Dienstleistungen. — Ihrem wackeren Sohne aber bin ich eine eklatante Ehrenrettung schuldig für all' das tolle Zeug, was wir im Wahne mit ihm getrieben!"

Vater und Sohn lebten neu auf; der Assessor klaubte seine Protokolle kopfschüttelnd zusammen, und der Doctor schnitt ganz abscheuliche Gesichter, während Stollmers zu Karl trat, und ihn bei der Hand ergreifend, fragte: „Junger Mann, denken Sie von meiner Ernestine noch so, wie in der Christennacht?"

Karl's Antwort läßt sich leicht denken; eben so die Lösung der ganzen Verwickelung. Noch am Neujahrstage umarmten sich Ernestine und Karl als ein glückliches Paar; Noring trat neuerdings in die Dienste des Kaufmanns, welcher mit einem Male seine heitere Stimmung wieder gewonnen hatte, und Doctor Pankrazius Wichtlein beehrte Agathe'n mit seinen Anträgen, welche nachsichtig genug war, ihn nicht zurück zu weisen.

So fand die Schuld ihre Buße und der Wahn seine Aufklärung. Noch oft belächelte Karl nachher seine damalige Fassungslosigkeit und gestand offen, daß, wenn der pedantische Assessor ihn an jenem verhängnißvollen Tage zum Strange verdammt hätte, er sich ohne Widerrede dazu würde herbeigelassen haben; so groß ist die Einwirkung fremder Schuld auf ein schuldloses Gemüth, welches sich ihr mitverschrieben wähnt.

Fra Pizzo.

1.

In einer kleinen Stadt verliebt seyn, ist eine große Pein. Man kann sich der unwillkommenen Ehre, Gegenstand des Tagsgespräches zu werden, beim besten Willen nicht entschlagen. In einer großen Stadt verbirgt man sich hinter der Masse, ändert die Wohnung, wählt andere Spaziergänge, wechselt die Rendezvous-Plätzchen, theilt sich die Stunden anders ein, macht sich, mit einem Worte, unsichtbar, bis man aus dem vielbesprochenen Zustande der Verliebtheit in den Ehestand übergegangen ist. In einer kleinen Stadt fällt das Alles weg; wie soll man dort, wo man mit seiner eigenen Wenigkeit einen namhaften Theil der Bevölkerung ausmacht, wo alle Häuser zusammen kaum ein großes Wiener-Vorstadthaus ausmachen, wo es nur eine Promenade gibt, und wo die Leute sich, wie in einem unablässigen Rendezvous, gegenüberstehen, wo sich der Mann nicht nach der Uhr, sondern die Uhr dienstfertig nach dem Manne richtet, es anfangen, um den Leuten aus den Augen und Ohren, aus dem Munde und dem Gedächtnisse zu kommen? — Man müßte ein größerer Eskamoteur als Döbler seyn, um die Leute nur eine Woche lang irre zu führen. — Am trostlosesten denk' ich mir aber den Zustand jenes Verliebten in einer Kleinstadt, der nebst dem Glücke der Liebe noch das Unglück hat, eifersüchtig zu seyn. — Armer

Gequälter! Wie kannſt Du Deine Geliebte bewahren vor den Blicken des gefürchteten Nebenbuhlers, des faden Süßwörtlers, des plumpen Bonmotiſten, des kecken Liebeſtörers? — Jede Geſellſchaft führt Deine Angebetete mit ihm zuſammen, denn es gibt ja nur Eine Geſellſchaft; auf jeder Straße begegneſt Du ihm, denn eigentlich iſt ja die ganze Stadt nur Eine Straße; von ihrem eigenen Zimmer kannſt Du ihn nicht fernhalten, ohne Dir die Zungenrache der ganzen Bewohnerſchaft zuzuziehen, denn eigentlich iſt ja die ganze Stadt nur Ein großes Zimmer, bewohnt von Einer Familie. Man glaubt es gar nicht, wie einem recht ernſtlich verliebten Manne jeder Geck in einer kleinen Stadt das Leben verbittert, da die Liebe nun einmal aus übertriebener Selbſtſucht ſo übertrieben beſcheiden iſt, ſich von jedem Gecken bedroht zu glauben. Ich hab' es zwar nicht ſelbſt erfahren, denn als ich das erſte — und hoffentlich das letzte — Mal verliebt war, lebte ich noch in einer großen Stadt; — aber ich war Augenzeuge der Qualen, welche dem Großſtädter, der an die Fraternität und Nonchalance des Miniatur-Lebens nicht gewohnt iſt, ſein hyperſentimentales Herz verwunden.

Ein armes Opferlämmchen dieſer Art war der Adjunct Heinold in dem netten Grenzſtädtchen X., welches der liebe Gott wie einen Vogelkäfig an die Heerſtraße hingeſtellt hatte, damit die Vorüberreiſenden erführen, daß es auch in dieſem Winkel des Landes luſtige Zeiſige gebe. Den Adjuncten hatte ſeine erſte Anſtellung aus der Reſidenz in dieſes Städtchen geführt. Schon das reichte hin, um ihm ſeinen Stand-

punkt zu erschweren. Die Eitelkeit steht im umgekehrten Verhältnisse zur Größe der Städte; je kleiner das Nestchen ist, desto größer dünken sich die Vögel, die drinnen sitzen. Sie glauben, die schönsten Federn zu haben, am schönsten zu singen, am höchsten zu fliegen, und in gerader Linie vom Wundervogel Phönix abzustammen. Wenn nun der Wind so einen Residenzvogel in ihr Gehäge verschlägt, so muß er sich gar vorsichtig ducken und gar heimlich schmiegen, um nicht für einen Guckuk oder gar für einen Gimpel gehalten zu werden. Das kam denn unserem guten Heinold, der ein junger Mann von wahrer Bildung war, anfänglich recht schwer an. Er sollte sich daran gewöhnen, Alles, was er bisher für das Höchste im Leben gehalten hatte, für nichts als Ballast anzusehen; sein Herz an nichtiges, erbärmliches Zeug zu hängen, und vor Köpfen unterthänigst den Hut zu ziehen, die nicht einmal bemerkt, geschweige denn geachtet zu werden verdienen. Wenn er in manchem Abendzirkel, von welchem man im Städtchen vierzehn Tage vor- und eben so viele nachher als von einer Fête erster Größe sprach, all' das tolle Bünterlei mit anhören mußte, was da zu Markte gebracht und als Bildung und Lebensklugheit feilgebothen wurde, so stieg ihm das Blut in die Wangen und das Wasser in die Augen. Übrigens nährte er die süße Hoffnung, bald weiter befördert zu werden. Bis zu dem Augenblicke seiner Erlösung beschloß er, trotz seiner angebornen Gutmüthigkeit, das zu thun, was in solcher Umgebung das Beste ist, nämlich sich unwissend zu stellen, die Leute beim Glauben zu lassen, daß man an ihnen Weisheit und Bildung bewundert, und

sich zu Hause als Entschädigung eine kleine Porträts- und Charakteren-Sammlung anzulegen, an der man sich in manchen trüben Stunden der Zukunft herzlich erbauen und erheitern mag.

Dieser Entschluß des Adjuncten war allerdings recht weltklug, aber leider wollte es sein Unstern, daß er die Consequenz verlor. Um Herr des Elementes zu bleiben, in welches Heinold versetzt worden war, muß man Alles vermeiden, was demselben assimilirt. — „Laß Dich bei einem Haare von ihm fassen, und Du bist sein auf ewig," sagt Lessing vom Teufel; vom Treiben in Kleinstädten könnte man sagen: Tritt mit einer Zehe in seinen Zauberkreis, und Du gehörst ihm an mit Haut und Haaren! — Und eben darin hatte es der Adjunct versehen, eh' er es sich noch recht bewußt wurde. —

Unter die weiblichen Honoratioren des Städtchens gehörte auch eine Acht und neunzigerin, das heißt, die im Jahre Eintausend siebenhundert und acht und neunzig geborne Frau Juliana Goldlack, welche damals in ihrem vier und dreißigsten Lebensjahre noch mehr Anbeter zählte, als sie Jahre nach der Volljährigkeit zurückgelegt hatte. Sie war die Witwe eines Lieutenants, eines Gutsbesitzers, eines Pächters und eines Amtschreibers. Damit soll nicht gesagt seyn, daß sie viermahlige Witwe war; das Alles war ihr einziger und alleiniger Gatte, welchen sie geheirathet hatte, da er Lieutenant war, worauf er ein Gut erbte, nach dessen Verschuldung er es als Pachter verwaltete, bis er wegen rückständigen Pachtzinses durch einen andern er-

ſetzt wurde, dem er dann als Amtsſchreiber bis zu ſeinem Tode diente.

Der Witwe Goldlack koſtbarſter Schatz war ein ſechzehnjähriges Töchterlein. Betty war auch unbedingt das hübſcheſte, bravſte und vernünftigſte Mädchen nicht nur von ganz X. — ſondern von allen, bei denen Heinold je ſich gedacht hatte: „Sieh einmal, Heinrich, — dieſer könnteſt Du gut ſeyn!“ — Und wenn ſich das ein junger Menſch denkt, ſo iſt er's auch ſchon halb; Heinold machte nur in ſo ferne eine Ausnahme, daß er's gleich beim erſten Anblicke ganz war. Es koſtete ihm zwar manchen Monolog, eh' er ſeinen Kopf beſchwichtigte, welcher dem Herzen manchen nicht ungegründeten Einwurf machte, — zuletzt aber wußte er beide zu dem Entſchluſſe zu vereinigen, Betty's getreuen Ritter vorzuſtellen. In kleinen Städten thut ſich das Alles ohne lange Präliminarien. Eh' er noch ernſtliche Schritte traf, um ſich im Goldlack'ſchen Hauſe einzubürgern, wußte bereits das ganze Städchen zu ſagen, daß Betty des Adjuncten Braut ſei, und daß der junge Herr von ***, welcher ihr bisher aus Leibeskräften den Hof gemacht hatte, darüber gewaltig das Geſicht verziehe.

Der junge Herr von ***, Supernumerär beim Landgerichte des Städtchens, ſpielte auch den Supernumerär in allen Häuſern. Er war ein nettes, zartgedrechſeltes Männlein mit einem wahren Stecknadelköpfchen, blonden Löckchen, kühn geſtelltem Näschen, blauen Äuglein und überaus gelenken Beinchen. Dabei beſaß er eine Selbſtgefälligkeit, einen Dünkel, eine Keckheit und eine Fertigkeit, über ein Nichts Stunden lang zu

plaudern, daß man sich nicht wundern durfte, ihn bald als das Schooßkind des Städtchens gepriesen, geliebt, bewundert und vergöttert zu sehen. Er war der Angel, um welchen sich die ganze Geselligkeit drehte; er arrangirte im Frühlinge Landpartien, im Sommer Luftschiff-Fahrten, im Herbste Dilettanten-Theater, im Winter Spielkränzchen, Schlittschuhlaufen und Bälle; von seinem Erscheinen datirte sich die goldene Ära von B.— Ein Hauptstrahl dieses Glanznebels, welcher vor dem Herrn von *** herwogte, fiel auf das Goldlack'sche Haus. Die eilfte Stunde Vormittags an jedem zweiten Tage führte ihn dem Hause der Witwe zu, welche jedesmal mit einem freudigen: Ach! der Herr von *** zur Thüre flog, während Betty mit einem ärgerlichen: „Ach! der, der Herr von***," noch vor seiner Ankunft ihr Zimmer zu erreichen suchte. Wiewohl Frau von Goldlack genug Erfahrung hatte, um zu wissen, wem diese Besuche eigentlich vermeint waren, so besaß sie doch auch Bescheidenheit genug, um mit den Abfällen der Galanterien, welche Betty fallen ließ oder zurückwies, wonneselig vorlieb zu nehmen. Der Herr von *** war ihr in's Herz gewachsen; er war ganz der Mann der Stadt, so wie sie die Frau der Stadt war. Er machte ihren Geheimnißbewahrer, ihren Zuträger, ihren Hausfreund, ihren Ritter, — kurz Alles, was sie wollte, um sich dadurch Ansprüche auf die liebenswürdige Betty zu erwerben, welche trotz ihrer kindlichen Liebe sich doch nicht verpflichtet glaubte, die Eitelkeit ihrer Mutter entgelten zu müssen. Betty that ihr Möglichstes, um dem Herrn von *** begreiflich zu machen, wie vergeblich seine Bemühungen seyen; aber

es gibt gewiſſe Menſchen, welche eher begreifen würden, daß Shakeſpeare ein Schafskopf war, als daß Jemand ſie nicht liebenswürdig finden könne.

Damit war aber dem Adjuncten noch immer nicht hinlänglich gedient. Er glaubte wohl ſeiner Betty ſicher zu ſeyn, der er, außer ihrem unverdorbenen, unter den Händen ihrer Mutter auf wunderbare Weiſe unverſehrt gebliebenen Herzen, auch zu viel Geſchmack zutraute, als daß ſie einen Gecken je mit ihm in eine Parallele ſtellen könnte; aber der Gedanke, ſie von dem zudringlichen Herrn von *** wöchentlich wenigſtens vier Mal beläſtiget zu wiſſen, ward ihm nachgerade unerträglich. Dieſes bald vornehm abſtoßende, bald beleidigend familiäre Betragen des Herrn von ***, ſein Zuhauſethun im Hauſe der Goldlack, als ob er die Honneurs zu machen und Beſuche zu empfangen oder abzuweiſen hätte, dieſe kontraſtirende Miſchung von Welton und Unbehilflichkeit, die ihn zur lächerlichſten Dantan'ſchen Charge qualificirte, erregten Heinold's Widerwillen und Galle oft in ſo hohem Grade, daß er des Lächerlichen ganz vergaß, und nur das Ärgerliche bemerkte. Und doch konnte er nicht offen gegen ihn auftreten, denn die Meinung des Städtchens hatte ihn unantaſtbar gemacht. Er wünſchte daher, wiewohl ſonſt Schadenfreude nicht ſeine Sache war, nichts ſehnlicher, als daß der Herr von *** einmal, was man ſagt, anrenne, und eine Lection bekomme, die ſeinem uſurpirten Anſehen ein wohlverdientes Ende mache. Der Zufall, der geſchäftige Diener der Liebe, blieb gegen dieſen Wunſch nicht taub.

2.

Zwei wichtige Ereigniſſe bildeten ſeit einigen Tagen den Gegenſtand des Geſpräches in allen Häuſern und Zirkeln von X. Man lebte völlig auf bei dem Gedanken, das Alltagsleben wieder durch etwas unterbrochen zu ſehen, was geeignet wäre, die Zungen Mondenlang zu beſchäftigen. Was für England ein neuer Roman von Walter Scott war, was für Paris ein neues Schreckens-Drama von Victor Hugo, und für die deutſchen Leihbibliotheken eine neue dreibändige Geſchichte von Spindler iſt, das war für X. die überraſchende Doppel-Erſcheinung, durch die ich meine Leſer weiter unten zu erheitern gedenke. Wie das freundliche Brüdergeſtirn tauchte es an dem regneriſch trüben, langweilig grauen Werktags-Himmel der X-Bewohner empor. Es war keine theatraliſche Neuigkeit, denn mit derlei Poſſen gab man ſich in X. nicht ab, weil man keine Bühne hatte; nur ſelten ging ein Kotzebue'ſches Luſtſpielchen, von wohlanſehnlichen Dilettanten dargeſtellt, über die beſcheidenen Bretер einer Wohnſtube. Es war keine neue literariſche Erſcheinung; denn der Kunſtgeſchmack in X., von gerechter Scheu gegen die Frivolitäten der neueren Schule erfüllt, drehte ſich noch um den Spieß, und reifte in mäßigen Fortſchritten der Empfänglichkeit für Clauren entgegen. Auch war es nicht die Ankunft eines Paganini, oder die Durchreiſe eines Lamartine, oder eines andern großen Mannes, was Alles in Bewegung ſetzte; denn in X. herrſchte noch jene goldene Sitten-Einfalt Arkadiens, welche, wenn man ihr ge-

ſagt hätte: „Sieh' hin, dort geht Göthe!“ achſelzuckend geantwortet haben würde: „Hm! Was weiter? — Da ſeh' ich einen Bauer an; es iſt eben ſo viel!“

Die wichtige Doppel-Erſcheinung, welche ſo allgemeine Zungenregſamkeit verbreitete, war: Die Ankunft einer großen Menagerie, und die Vorbereitung zu einem Maskenball im Caſino. Erſtere nahm in animaliſcher, letztere in äſthetiſcher Hinſicht das ganze Städtchen in Anſpruch. Wohin man kam, hörte man entweder von dem majeſtätiſchen gemüthlichen Elephanten ſprechen, welcher vor den Damen die Knie beugte, und den Herren mit zierlich gebogenem Rüſſel den Hut abnahm, oder von dem ſchwerzüngigen Krokodile mit den waſſerblauen Augen, oder von dem reinlichen Waſchbären, der, wie ein Recenſent, nichts unbeleckt und unbewinſelt genoß, oder von Fra Pizzo, dem luſtigen Waldteufel, deſſen Converſationston die junge Welt von X. unwiderſtehlich hinriß. Das war das Morgengeſpräch. Die Abendſtunden flogen unter Berathung über die zu wählenden Masken, unter Kritiken über die bereits gewählten und unter freudigem Vorſchmack des bevorſtehenden Göttergenuſſes wonneſelig vorüber. Der Schöpfer dieſes Genuſſes war wieder niemand Anderer, als der unerſchöpfliche Herr von ***. Er hatte eine Idee, welche wie ein Nachklang aus vergangenen ſchöneren Tagen oft an den Seelen der Stadtbewohner, Sehnſucht weckend, vorüberzog, aber jedesmal wieder als unausführbar zurückgelegt wurde, mit ritterlichem Enthuſiasmus feſtgehalten, und manche Amtsſtunde darauf verwendet, um die Mittel zur Ausführung zu erſinnen. Als ein nicht ungeübter Karikatur-

zeichner — (er hatte sein eigenes und mehrerer Honoratioren Porträt mit glücklichem Crayon ausgeführt) — entwarf er die Conturen zu den complicirtesten Masken selbst, und theilte, nach gegenseitiger Verabredung, den Ball-Lustigen die Skizzen der Costume mit, in welchen sie einander am wichtigen Tage überraschen sollten. Eine erwünschte Erweiterung seines Masken-Planes gab ihm die Ankunft des französischen Bestien-Bändigers mit seiner Menagerie. Im Pantheon dieser Natur-Kinder fand seine fast erschöpfte Fantasie eine unerwartete Nachhilfe. Er versäumte daher keinen Augenblick, sich mit dem Menagerie-Inhaber bekannt zu machen und dessen Rath zu benützen, um eine getreue Copie der interessantesten Thiergestalten auf den Casino-Boden zu übertragen.

„Was glauben Sie wohl, schönes Fräulein, — sprach er am Vortage des Maskenballes zu Fräulein Betty, — welche Maske ich mir ausgewählt habe?“

„Das soll ich ja nicht wissen, — entgegnete diese, — da Sie mir sagten, daß Sie mich überraschen wollen!“

„Das thut der Überraschung keinen Abbruch! Nicht die Maske an und für sich, sondern die Natürlichkeit der Erscheinung soll überraschen! Ich werde als Affe Pizzo auf dem Casino erscheinen!“

„Als Waldteufel? brr!“

„Ja, als Waldteufel! Und Sie sollen sehen, wie getreu ich die Bestie zu copiren weiß. Zwei Stunden saß ich vorgestern in der Menagerie, um dem Teufelskerl sein Costüme nachzuconterfeien, dessen genaues Abbild Meister Fluck bereits unter der Nadel hat.

Und heute bracht' ich abermal zwei Stunden vor dem Käfige dieſes Schmeichlers unſerer Damen zu, um ihm ſeine Sprünge, Grimaſſen, Wendungen und Nüancen abzulauſchen. Es ſoll einen Hauptſpaß geben!"

Mit dieſen Worten ſprang er auf den Tiſch, ſetzte vom Tiſch auf's Canapee, vom Canapee auf den Kaſten, klapperte mit den Zähnen, ſchnalzte mit der Zunge, kratzte ſich an den Beinen, und hielt ungebeten eine ſo erbauliche Generalprobe von ſeiner Affen-Komödie, daß Frau Goldlack, welche während dieſes Manoeuvres eingetreten war, nicht umhin konnte, ihm über dieſe naturgetreue Copie die ſchmeichelhafteſten Komplimente zu machen.

„Aber der Affe iſt nicht nur ein poſſierliches Thier, fuhr Herr von ***, durch dieſe Komplimente aufgemuntert, fort, der Affe hat auch ſeine Doſis Bosheit. Bosheit — himmliſches Wort! Dich will ich, deiner ganzen Bedeutung nach, in meiner unſcheinbaren Maske geltend machen!"

„Bosheit!" lächelte Betty ſchelmiſch, — „wer ſollte denn ſo unglücklich geweſen ſeyn, Ihre Bosheit aufgeregt zu haben?

„Wie? Sie können noch fragen, ſchöne Betty? — Erinnern Sie ſich nicht des abſcheulichen Auftrittes, den ich im letzten Caſino hatte? — Fräulein Schnippling mit dem großen Geſichte, die froh ſeyn ſollte, wenn ein Menſch von der beſſeren Klaſſe mit ihr tanzt, hatte ſich mit mir für den zweiten Walzer förmlich engagirt. Ich entfernte mich nur auf einen Augenblick, um Ihnen, meine Schätzbarſte, Zuckerwerk aus der Kredenz zu holen, — und was find' ich, als ich zu-

rückkehre? Die Unartige walzt bereits, uneingedenk des Engagements, mit unserem Schullehrer. Ich falle ihm in den Arm, ziehe die Tänzerin an mich, und bedeute ihm, unter Androhung der nöthigen Zwangsmaßregeln, daß sie mir zugehöre, und er seine unrechtmäßigen Ansprüche gutwillig aufgeben möge. Der frappirte Schulmann steht, mit unbeschreiblichem Phlegma, von seiner Prätension ab, und erklärt ihr ins Gesicht: daß sie an dem Irrthum Schuld sey! — Verdient solch ein Verstoß gegen die Ballordnung nicht eine Rüge? Zumal an einer Person, mit der man nur aus Verzweiflung tanzt, wenn andere Tänzerinnen grausam genug sind, ihre schönen Füße allzukarg zu schonen?"

„Das soll wohl ein Stich auf meine Betty seyn?" bemerkte Frau von Goldlack. — „Ich weiß auch in der That nicht, wie sie mir manchmal vorkömmt. Sie geräth mir in keinen Stücken nach. Wenn ich in ihren Jahren einen Tänzer gefunden hätte, wie Herrn von ***, ich würde mir die Füße bis zu den Knöcheln weggetanzt haben. Aber die jetzigen Mädchen haben kein Feuer!" —

„Wenigstens nicht für alle!" setzte Herr von *** hinzu, um das Fräulein verlegen zu machen.

„Nun — und wie gedenken Sie sich zu rächen?" lenkte Betty ein.

„Fühlbar, aber noble! — Ich habe das hoffärtige Fräulein Schnippling durch den Junker Bolzer, der ihr die Cour macht, zu einer Maske bereden lassen, die einzig in ihrer Art ist. Sie wird als Weihnachtsbaum erscheinen. Ihr schlanker Leib, das einzige Schöne, was sie noch hat, bildet den Stamm, um die Hüften

ſchlingt ſich ein zierlicher grüner Kübel, aus welchem die Wunderpflanze emporragt, und aus dem Kopfe gehen die Äſte aus, an welchen Backwerk, Nüſſe, Deviſen und Bänder hangen. Wenn ich nun als Affe Pizzo hereinhüpfe, werd' ich vorerſt die Ronde machen. Da fällt mir plötzlich der wandelnde Weihnachtsbaum mit den ſchwebenden Süßigkeiten und vergoldeten Nüſſen auf. Meine Affennatur treibt mich hin, ich falle in die reichlich behangenen Äſte, fange die bunten Leckerbiſſen abzuwinden an, werfe Zuckerwerk aus, und knacke Nüſſe. Da wird denn nun durch den gewandten Herrn Bolzer, welcher die Ehre hat, den Weihnachtsbaum aufzuputzen, auch ſo ein unſchuldiges Nüßchen unter die übrigen mit hineinprakticirt werden, welchem man ſeinen maliziöſen Inhalt gar nicht anſähe. Ich haſche, wenn die übrigen Masken, mein tolles Treiben belachend, umhertreten, dieſes für mich kennbare Nüßchen, knacke es, ſtreue den Zettel, den es ſtatt des Kernes enthält, heraus, und reiche ihn zähneklappernd dem Herrn Schullehrer, der ſeinem lieben Weihnachtsbaume gewiß nicht untreu werden wird. Und was glauben Sie, was ſteht auf den Zettelchen?« —

»Ihre Bosheit en miniature?!« lächelte Betty.

»Getroffen, ſinnreiches Fräulein! Meine Rache in zwei Verſen, die ich ſelbſt gemacht habe, und welche, ohne mir ſchmeicheln zu wollen, ſo liebſam gepfeffert ſind, daß dem Fräulein Schnippling gewiß die ſchnippiſche Luſt vergehen wird, auf eingegangene Engagements in Zukunft zu vergeſſen. — Ich freue mich kindiſch auf dieſe Scene, und überhaupt auf dieſen Ball;

er ſoll den Stadtbewohnern zeigen, daß ich mein Möglichſtes thue, nur ſie zu beluſtigen!“

Frau von Goldlack war entzückt über das köſtliche Komplot, und übergoß Herrn von *** mit einem liebkoſenden Schwalle zärtlicher Prädicate, als: „Sie boshaftes Geſicht! Sie Grasteufelchen! Sie Wettermännchen!“ während Betty im Stillen nichts ſehnlicher wünſchte, als daß der Ballabend mit allen ſeinen Fadaiſen und Narrenpoſſen ſchon vorüber wäre. Der unermüdliche Herr von *** aber eilte fort, um das ſchöne Werk, zu welchem er den Grund gelegt, nach beſten Kräften zu vollenden.

3.

„Sie gehen alſo heute nicht auf den Ball?“ fragte Betty den Adjuncten, der verſtimmt und einſilbig ihr gegenüber ſaß.

„Sie kennen mich ja, erwiederte Heinold, — ich habe ſolchen Mummenſchanz zur Genüge geſehen. Ich bin kein Liebhaber von Masken!

„Alſo auch heute nicht von mir! — Aber ich kann nicht anders! Sie wiſſen, meine Mutter würde mir eher eine Sünde verzeihen, als einen verabſäumten Ball, und ſo muß ich denn leider auch heute als Veſtalin paradiren!“

„Sie werden vielleicht allein keine Maske ſeyn, wenn ſie als Veſtalin gehen.

„Ich danke Ihnen für dieſe Artigkeit, — aber lieber wäre es mir, wenn ich nicht in die Lage gekommen wäre, Sie Ihnen abzunöthigen. Ich war vor kur-

zer Zeit noch eine leidenschaftliche Freundinn aller Bälle, aber Sie haben mir jeden verleidet!«

Ach Gott! ich fühl' es tief, wie viel ich dadurch Ihnen und der Stadt entzogen habe, ohne Ihnen und ihr den geringsten Ersatz zu leisten. Man schöpft bereits Verdacht, und wenn man sich überzeugt, so bin ich ein Opfer der allgemeinsten Rache.

»Spotten Sie nicht, lieber Heinrich; Sie thun mir damit wehe! Kann ich denn, wie ich will? Ich finde Alles, was Sie sagen, begründet; ich fühle, daß Sie es gut mit mir meinen; ich gebe mir alle Mühe, Ihre Ansichten mit denen meiner Mutter zu vereinigen, und wenn Sie mir bei Manchem, was ich um des Geredes Willen mitmache, in's Herz sehen könnten, so würden Sie sich überzeugen, wie schwer es mir oft ankommt, lustig zu seyn!«

»Daran zweifle ich nicht; aber werden Sie immer so standhaft seyn können? Wird der Schwall Sie nicht einmal fortreißen? Können Sie sich's nicht möglich denken, auf jenen gefährlichen Punkt gebracht zu werden, wo man seine bessere Überzeugung, weil Niemand aus der täglichen Umgebung sie theilt, als unpraktisch wegwirft und sich verpflichtet glaubt, in die allgemeine Misere fügsam einzustimmen!«

»So lang' ich Sie zum Freunde habe, gewiß nicht!«

»Und wenn Sie mich nicht dazu hätten?«

»Sind Sie es denn müde, mir es noch länger zu bleiben?«

»Das nicht, liebe Betty! Aber es gibt Leute, die täglich daran arbeiten, einen Patron, wie ich bin,

Ihnen wenigſtens langweilig zu machen, — und wer einem weiblichen Weſen einmal langweilig iſt, der mache ſich immerhin auf baldigen Abſchied gefaßt!“

„Abſcheulicher Menſch! Iſt das übertriebene Beſcheidenheit, — oder Eitelkeit? Ich glaube faſt, die letztere. — Ah, nun merk' ich, auf wen Sie zielen? — Sie ſehen in dem Herrn von *** einen Nebenbuhler? — Ja freilich! der iſt wohl der Mann, mit dem ein Heinold eifern könnte! Es iſt wahr, er macht mir ganz entſetzlich den Hof. Der macht Ihnen Sorge!“

„Die macht er mir auch! Nicht als ob ich mit ihm eiferte, —“

„Sondern? —“

„Ich kann Ihnen das nur in einem Gleichniſſe ſagen. Denken Sie ſich eine Roſe blühend und duftend in einem Glaſe; ſie iſt Ihnen Alles; ein Blick auf ſie weckt einen ganzen Frühling in Ihrem Innern. Da ſtellt Ihnen eine ungeſchickte Hand neben der Roſe im Glaſe eine dürre, farbloſe Diſtel. Sie wiſſen, daß die Diſtel der Roſe nicht ſchadet; wird es Sie aber nicht doch ärgern? Wird es Ihrem Auge nicht wehe thun? Wird es Sie nicht verſtimmen, wenn Jemand Ihnen ſagt: Du darfſt die Diſtel nicht herausnehmen; Du mußt ſie neben der Roſe dulden? — Die Roſe ſind Sie! —“

„Danke ſchönſtens! Und die Diſtel iſt — Herr von ***! Und eine Diſtel ſticht ſie ſo?“

„Sie iſt mir unerträglich, neben der Roſe! — Und ich kann nichts dawider thun!“

„Sorgen Sie nicht, lieber Heinold, vielleicht

verſetzt eine geſchicktere Hand die Diſtel in ein anderes Glas!“

„Das gebe Gott! — Ich kann nicht dafür; ich ſehe ein, daß ich kindiſch bin, daß ich Ihnen keine Ehre damit anthue, wenn ich Sie durch Bewerbungen dieſer Art gefährdet glaube; aber ich kann nicht anders. Es kränkt mich ſogar der ſchmeichelhafte Gedanke, daß vielleicht eine Zeit kommen könnte, wo Sie nur der Scheu vor mir, oder einem anderen Sonderlinge meiner Art etwas verdankten, was Sie ſich ſelbſt verdanken ſollten. Wer immer nur Eine Sprache ſprechen hört, vergißt am Ende ſeine Mutterſprache; zwar wenn Sie die Mutter-Sprache vergäßen!? —“

„Sprechen Sie nicht aus, — fiel ihm Betty in's Wort, — Sie wollen mir ein Compliment auf fremde Koſten machen! — Seien Sie übrigens ruhig! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich die Reinheit Ihrer Abſichten zu würdigen weiß, und ich habe Sie noch nie belogen! — Wenn Sie's über ſich gewinnen können, auf den heutigen Ball zu kommen, ſo wird es mir lieb ſeyn; ich werde in Ihrer Anweſenheit wenigſtens den Troſt finden, daß ich nicht ohne Intereſſe zugegen war. Wenn Sie's nicht können, ſo quälen Sie ſich nicht ſelbſt mit einem Argwohne, der Ihrer unwerth iſt. Dem Manne ziemt es, denk' ich, etwas auf ſich zu halten, und wenn Sie das thun, ſo können Sie doch unmöglich ſich mit Leuten in eine Colliſion verſetzt glauben, die in Ihrer Gegenwart zu körperloſen Luftgeſtalten verſchwimmen. Alſo kommen Sie?“

„Ich komme nicht, Betty; — aber ich werde ruhig ſeyn! Wie kein Buch ſo ſchlecht iſt, daß es nicht eine

gelungene Stelle enthielte, so ist auch kein Winkel der Welt so abgelegen, daß er nicht eine Perle umschlöße!«

So spann sich das Gespräch noch eine Weile fort in tändelnden Antitheſen, in einem belebten Wechſel von Zartheiten und Stichreden, zwiſchen Lächeln und Mundverziehen, wie es unter Verliebten eben iſt. Was hatte der Adjunct, als er die Treppe emporſtieg, ſeiner Betty Alles zu ſagen ſich vorgenommen! Eine förmliche Vorleſung über die Verwerflichkeit der Bälle überhaupt und der Maskenbälle insbeſondere wollte er ihr halten; was er lange in ſich herumtrug, ohne den Muth zu haben, es auszuſprechen, ſollte heute zur Sprache kommen. Und was war das Reſultat des ganzen Geſpräches? Kein anderes, als daß er ſich mit der Hoffnung vertröſtete, durch eine baldige Weiterbeförderung ſeines Widerſachers aus ſeiner widerlichen Lage heraus zu kommen, und daß Betty zum böſen Spiele gute Miene machen mußte.

Schon in den erſten Nachmittagsſtunden war das Städtchen wie ausgeſtorben. Nur Handwerker und Bauern ſah man auf der Straße. Alles, was beſſere Kleider trug, hatte ſich in ſeine Gemächer vergraben, und arbeitete an dem großen Werke der Maskirung. Alle Vorhänge waren vorgezogen, und nur hier und dort erblickte man durch die Scheiben ebenerdiger Wohnungen den Kopf eines Arlequins oder einer Kolumbine, welche vor dem Spiegel am Schreib- oder Nähtiſchchen Generalprobe hielten.

Adjunct Heinold benützte dieſe ungewöhnliche Zurückgezogenheit der Bewohner zu einem Spazier-

gange, denn er ging am liebsten aus, wenn er Wenigen zu begegnen hoffte. Sein Weg führte ihn über den Stadtwall, welchen eine halbabgetragene Mauer von den äußersten Häusern trennt. Am südlichen Ende derselben lag das Gasthaus, dessen oberes Stockwerk zum Casino benützt wurde. Nicht ohne Herzklopfen konnte Heinold zu den Fenstern emporsehen, welche weit offen standen, und einladend die bronzenen Kronleuchter mit den hohen Wachskerzen zeigten, bei deren Flimmer sich heute halb X. selig fühlen sollte. Trotz seines Vorsatzes, die nöthige Ruhe zu behaupten, und was sich nicht ändern ließe, geduldig zu ertragen, empfand er doch Stich um Stich in seinem Herzen und kehrte dem verhängnißvollen Gebäude unwillig den Rücken.

Da fiel ihm die Breterhütte auf, in welcher die Menagerie zur Schau gestellt war. Ein ironisches Lächeln überflog sein Gesicht, als er dieses Gerüste mit seinem vis-à-vis verglich, und es regte sich fast die boshafte Lust in ihm, eine satyrische Vergleichung beider anzustellen. Die Thiere brüllten, winselten und schnarrten so einladend in der Breterhütte, und der Eingang schien so sehnsüchtig einen Thierliebhaber zu erwarten, daß es sich Heinold nicht versagen konnte, den Menagerie-Inhaber durch sein Legegeld zu überzeugen, daß es auch an einem Casino-Tage in X. noch Menschen gebe, welche für die Natur Sinn haben. Er trat wohlgemuth ein und wandelte, von einem Wächter begleitet, unter den Bestien als aufmerksamer Beobachter auf und ab. Seine gerunzelte Stirne erheiterte sich allgemach, und sein Herz fing freier zu klopfen an, als er sich nach Langem wieder einmal

in einem Kreise von Wesen sah, die doch alle ihr natürliches Gefühl ungeschminkt und unmaskirt zur Schau tragen. Als er jedoch zum Käfige des Waldteufels trat, und Meister Pizzo ihn mit freundlichem Zähnefletschen bewillkommte, da brach er bei dem Gedanken, daß Herr von *** sich denselben für heute zum Vorbilde gewählt habe, unwillkührlich in lautes Gelächter aus. Der Affe schien das gewaltig übel zu nehmen, und rüttelte an den rostigen Stäben so ungeberdig, daß der Wärter ihn fühlbar zurechtweisen mußte.

„Er hat heute seinen schlimmen Tag! bemerkte dieser. — Überhaupt scheint ihm das hiesige Klima nicht zu behagen. Wir müssen ihn in einen stärkeren Käfig bringen, sonst könnt' er uns am Ende spektakeln!“

„Ein abscheuliches Thier!“ versetzte Heinold, und wendete sich zu dem Elephanten, der ihm schnuppernd seinen Gruß entgegenblies.

„Ach könntest du mir heute etwas von deiner gewöhnlichen Ruhe abtreten!“ seufzte der Adjunct, und warf ein Geldstück in die Sammelbüchse, die der riesige Phlegmatiker ihm bescheiden vorhielt. Und so wußte der Adjunct an jedem Thiere etwas Beneidenswerthes zu entdecken, und fand die Conversation mit diesem Kränzchen transatlantischer Gäste so angenehm, daß er erst an den Aufbruch dachte, als die rollenden Pauken im Casino das behagliche Verdauungs-Brüllen des Löwen überwirbelten.

„Da oben ist sie!“ rief er, als er aus der Hütte trat, und hinter den dunstumflorten Scheiben des Ballsaales flüchtige Schatten vorüberhuschen sah. — „Da

oben ist sie, — und da oben ist vielleicht auch schon er, der Unerträgliche, in seiner Nichtigkeit Ungeheuere! Vielleicht umhüpft und umklappert er sie schon als ekelhafter Affe. Ein Liebhaber in einer kleinen Stadt ist doch ein gequältes Wesen! — Nun denn, weil ich nicht bei ihr seyn kann, so will ich wenigstens in ihrer Nähe seyn. Vielleicht schweben die Wünsche und die Besorgnisse, die ich für sie hege, durch die Breter und Wände, die mich von ihr trennen, empor, und umgaukeln sie als freundlich warnende Genien!«

In solche sentimentale Gedanken versenkt, schlich der Adjunct in das trauliche Gemeinstübchen des Gasthauses, dessen oberes Stockwerk, wie gesagt, der Ballsaal einnahm, und setzte sich zu einem Tische, an welchen außer einigen ehrsamen Spießbürgern, auch ein stattlicher Mann mit olivengelbem Gesichte und buschichtem Backenbarte saß. Abseit am Ofen kauerten ein paar Thierwärter, ihr Abendbrot in Ruhe verzehrend. Die Balken erzitterten von dem Tanzgewühle, dessen dumpfes Brausen begleitet von abgebrochenen Walzertönen von oben herabscholl. Heinold fühlte das Bedürfniß, ein Gespräch anzuknüpfen. Die Spießbürger aßen und tranken, und wenn so ein Spießbürger ißt und trinkt, so läßt er wohl mit sich essen und trinken, aber durchaus nicht sprechen. Der Adjunct wendete sich daher an den Mann mit dem buschichten Backenbarte, mit der einfachen Bemerkung: »Heut' ist also Maskenball im Casino!«

»Ja das hab' ich gespürt!« antwortete dieser im gebrochenen Deutsch. — »Meine Menagerie fühlte es am besten.«

Nun wußte der Adjunct, daß er es mit dem Menagerie-Inhaber zu thun habe.

„Wie lange gedenken Sie noch hier zu bleiben?“ fuhr er fort.

„Bis meine Wagen reparirt sind, — erwiederte der Bestien-Bändiger. Ich wäre schon früher fort; aber die hiesigen Handwerker lieben die Umständlichkeit. Drei Wochen in einem solchen Städtchen zuzubringen, würde mich und meine Thiere mager machen. Die hiesigen Einwohner müssen große Kunstfreunde seyn, weil sie für die Natur so wenig Sinn haben. Ein einziger Herr war mein täglicher Gast!“

„Sympathie!“ bemerkte Heinold lächelnd, indem er den täglichen Gast errieth. — „Morgen aber, denk' ich, werden Sie eine gute Losung machen. Man hat einige Thiere zu Masken-Mustern benützt, und da werden sich morgen Viele überzeugen wollen, ob man der Natur treu blieb.“

Der Fremde schmunzelte wohlgefällig, und setzte das Gespräch eifrig fort. Alle Thiergattungen wurden besprochen, alle Welttheile durchwandert, alle Naturhistorien kritisirt.

Da eilte plötzlich ein dritter Thierwärter, derselbe, der des Adjunkten Cicerone war, mit ängstlicher Hast in die Stube.

„Was gibt's?“ rief der Herr ihm zu.

„Nichts, Meister,“ erwiederte dieser ausbeugend, — „Pizzo todt.“

„Je nun, so last ihm wieder einmal die Peitsche fühlen, dem Satan!“ entgegnete dieser, und setzte das Gespräch mit dem Adjuncten fort.

Die Thierwärter, denen der Eintretende etwas ins Ohr geraunt hatte, sprangen schnell auf und eilten hinaus.

Vom Tanzsaal herab scholl gellendes Gelächter, welches in ein wildes, polterndes Getümmel überging.

4.

Im Casino-Saale wogte es bunt durch einander. Alle Garderoben, Rumpelkammern, Schränke und Truhen schienen geplündert worden zu seyn, um eine Masken-Mosaik zusammenzustellen, wie man sie vielleicht auf keinen venetianischen Carneval noch bunter gesehen hatte. Alle Raritäten und Kunststücke verschollener Jahrhunderte waren innerhalb der vier Wände zusammengedrängt, welche, mit Wachskerzen besteckt und mit Spiegeln behangen, das volle Gewühle beleuchteten und wiederstrahlten. Da sah man Zuckerhüte sich mühsam fortschieben; Ungeheuer mit drei Beinen und zwei Köpfen einherschreiten; Pierots und Pantalons auf Hähnen und Drachen über den Saal traversiren; wandelnde Bühnenrepertoirs aus Theaterzetteln der Residenz zusammengekleistert, Papageno's, Bären, Adler und andere Thiere, Sclavenhändler, Spanier, Bauern in National-Tracht, und historische Charaktere in anachronistischem Costüme. Auch Fräulein Schnippling wackelte als Weihnachtsbaum herein, und Frau von Goldlack erschien als massive Kaffehmühle mit der lieblichen Vestalin Betty. Eine Polonaise aus Pleyel's Zeiten eröffnete den Ball. Dann zogen sich die schwerfälligeren Masken allgemach an die Wände zurück, um den Tanzfähigen Raum zu gönnen. Die Kettenbrücken-

Walzer von Strauß, die neueſten, welche man in K. kannte, ertönten jetzt, vorgetragen von dem Stadt-Orcheſter unter der Leitung des rührigen Kapellmeiſters Stöſſel, welcher nach den erſten acht Tacten ſeine ſechs Spieler ſiegreich in das gehörige Tempo hineinpolterte.

Noch fehlte aber der Herr von ***, als Fra Pizzo, auf deſſen Erſcheinen Alles geſpannt war. Nur mit Mühe entſchloß man ſich, ohne ihn, den ſtadtbekannten Vortänzer, den Tanz zu beginnen. Der Schullehrer, als Fauſt maskirt, eröffnete endlich mit der Veſtalin den Ball, und bald folgten ihm in langer Windung, taktlos und taktgemäß, wie es eben kam, die übrigen Masken in contraſtirenden Zuſammenſtellungen.

Plötzlich ging die Thür auf, und ein freudiges „Ah!“ ſcholl laut unter allen Larven hervor, als man den Herrn von *** in ſeiner Affenmaske erkannte. Er war täuſchend coſtümirt, und ſein Benehmen rechtfertigte die Erwartungen, die man von ſeiner Gewandtheit und Tournüre gehegt hatte. Er ſchien bei Laune. Mit einem einzigen Satze ſtand er mitten im Saale; blickte grinſend um ſich, klapperte mit den Zähnen und kratzte ſich, — zwar nicht hinter den Ohren, aber doch ſo natürlich, daß ihn ein allgemeines Gelächter für ſeine getreue Copie belohnte. Mit einem Sprunge, der Alles in Erſtaunen ſetzte, hüpfte er aufs Orcheſter, faßte den Kapellmeiſter beim Kopf und zauſte ihn ſo wacker, daß dieſer in nicht geringe Verlegenheit gerieth, und mit dem Fidelbogen, als ob es ihm Ernſt wäre, parirte, während der falſche Pizzo, als ob es auch ihm

Ernſt wäre, ihn für alle falſchen Töne zu züchtigen ſchien, die er ſich ſeit Anbeginn des Carnevals zu Schulden kommen ließ. Mit einem Male ſchwang ſich der flinke Spaßmacher vom Orcheſter wieder in den Saal herab und ſchoß wie ein Pfeil auf den Weihnachtsbaum zu, welcher, zwiſchen ſeinen Äſten mühſam durchblinzelnd, in der Ecke des Saales ſtand. Mit unnachahmlicher Behendigkeit fiel ihm Pizzo in die Äſte, ſtreifte Zuckerwerk und Äpfel ab, knackte die Nüſſe mit ſcharfen Zähnen, warf die Schalen den Gäſten in's Geſicht, und verſchlang alles Eßbare mit ſolchem Heißhunger, daß man vor Gelächter kaum zu Athem kam. Endlich fand er auch die Nuß, in welche Junker Bolzer die rächende Deviſe verborgen hatte. Begierig auf den Erfolg ſeiner Liſt, hatte ſich dieſer, als Spanier maskirt, in die Nähe gedrängt und den Schullehrer Fauſt unvermerkt neben ſich hingeſchoben, um ihm den ſtrafenden Zettel alſogleich in die Hände zu ſpielen. Haſtig knackte Pizzo die verhängnißvolle Nuß, zog den papierenen Kern heraus, und ſchob ihn, ſeiner Rolle wie es ſchien vergeſſend, in den Mund. Als er aber ſein Verſehen merkte, zog er ihn erboſt wieder heraus, und warf ihn dem Junker zu Füßen. Dieſer bückte ſich darnach, um das edle Werk der Rache an den armen Fauſt triumphirend zu vollenden; aber in demſelben Augenblicke ſaß ihm auch Pizzo ſchon auf dem Nacken, riß ihm das Barett vom Kopfe, zerfaſerte die Federn, und warf dann die Reſte der zerriſſenen Kopfbedeckung dem nebenanſtehenden Fauſt ſo derb auf die Larve, daß dieſer wie durch einen Zauberſchlag demaskirt daſtand. Nun machte Pizzo ſeine Ronde von Nacken zu Nacken,

von Bank zu Bank, bis er zuletzt wieder auf's Orchester zurück kam, wo er eine der flackernden Unschlittkerzen aus dem Leuchter riß, und sie so appetitlich durch die Zähne zog, daß der kahle Docht verglimmend zur Erde fiel.

Staunend und befremdet sahen die Ballgäste einander an, und konnten sich nicht verhehlen, daß ihnen die Sache verdächtig vorkäme. Sollte sich der drollige Herr von *** absichtlich etwas exaltirt haben, um seine Rolle natürlicher zu spielen, und in dieser Exaltation zu weit gegangen seyn? Oder war das Alles wirklich nur ein gesellschaftliches Späßchen? Sie wagten es sich kaum zu gestehen, daß es, als letzteres, doch nicht ganz ballgerecht sei.

Endlich riß sie der geheimnißvolle Ballgast im wahren Sinne des Wortes aus ihrem Zweifel, indem er sie nach der Reihe so riß, kratzte, biß und mißhandelte, daß sie blutend und entsetzt einsahen, nicht Herr von ***, der falsche Pizzo, sondern der wahre leibhafte Pizzo aus der Menagerie sei durch einen unglücklichen Zufall in ihre Mitte gerathen. Ein furchtbares Hilfegeschrei, welches sich bis ins Erdgeschoß hinab hörbar machte, erfüllte bei dieser Entdeckung den ganzen Ballsaal. Die Damen verkrochen sich unter die Sitze; einige unbehilfliche Masken, unter diesen die deroutirte Kaffehmühle, der entästete Weihnachtsbaum, die enthülsten Zuckerhüte und andere retirirten sich unter das Bretergerüste des Orchesters, welches durch den Andrang aus den Angeln gehoben, dem Einsturz drohte, und die Männer machten Alles mobil, was sich werfen und schleudern ließ,

um den böſen Waldteufel in die oberen Regionen des Saales zu ſcheuchen. Mit einem Salto mortale ſetzte dieſer vom Orcheſter auf die Aſtrallampe, die von der Decke des Saales herabhing, und betrachtete, ſich behaglich ſchaukelnd, die intereſſanten Gruppirungen zu ſeinen Füßen.

Indeſſen war durch den Lärm aufmerkſam gemacht, der Wirth hinaufgeeilt, welchem Heinold und der Menagerie-Inhaber folgten. Zu ſeinem nicht geringen Entſetzen erkannte Letzterer ſogleich die ſaubere Beſtie, aus deren Anweſenheit er ſich nun das haſtige, athemloſe Eintreten des Wärters, von dem wir vorhin ſprachen, erklären konnte. Ein gellender Pfiff in die große Hetzpeitſche, die er am Gürtel trug, brachte das Thier ſchnell zum Gehorſam zurück. Die Geſellſchaft athmete freier, die Verſteckten krochen hervor, die Zerkratzten freuten ſich, gerächt zu werden, und ein langer Zug ſtrömte dem Beſtien-Bändiger nach, welcher ſeinen Flüchtling beim Ohre ganz unſanft fortzog. Heinold ſuchte ängſtlich beſorgt nach ſeiner lieben Veſtalin; — aber ſie flog ihm freudig und unverſehrt entgegen, und folgte an ſeinem Arme den Übrigen, um den Ausgang dieſes ſeltſamen Ball-Abenteuers mit anzuſehen.

„Kerle,“ rief der Menagerie-Inhaber wüthend den Wärtern zu, welche am Thore behaglich ihr Pfeifchen ſchmauchten, „iſt das Eure Achtſamkeit! Ich hätte gute Luſt, Euch auf eine Nacht zu dieſem Wildfange da in den Käfig zu ſperren!“

„Per Dio!“ riefen dieſe erſtaunt, „iſt uns die Beſtie noch einmal durchgegangen? — Haben wir ſie doch erſt vor einer halben Stunde auf dem Stadtwalle,

wohin sie entsprungen war, wieder eingefangen und so gut verwahrt, daß wir glaubten, sie könne sich nicht regen!“

„Da seht, wie gut ihr sie verwahret habt!“ donnerte der Meister, und begleitete seinen Donner mit ein paar Peitschen-Blitzen, indem er ihnen den Affen übergab.

Sie zündeten ihre Laternen an und gingen in die Breterhütte, aus welcher ihnen verworrenes Geheul und Gewinsel, wie das Gestöhne schwer träumender Bestien entgegenscholl.

Der größte Theil der Ballgäste strömte neugierig nach, und auch Heinold mit seiner Betty mischten sich unter die Schaulustigen.

„Alle Wetter! was soll das seyn?“ — rief der Herr der Menagerie, als er mit einer Laterne in der Hand zum Käfige des Waldteufels trat. — „Hier Pizzo, — und da drinnen auch Pizzo? — Kerle, wo habt Ihr diesen Doppelgänger aufgetrieben!“

„Da ist ja der Kauz, den wir vom Stadtwalle hereingeschleppt haben!“ erwiederten die Wärter. — „Noch ist der Riegel vor, wie wir ihn zugezogen!“

„Nicht Kauz, — nicht Pizzo!“ wimmerte es mit kläglicher Stimme im Käfig. — „Es ist Herr von ***, der arme maskirte Herr von ***, der schon eine halbe Stunde in diesem Kerker, umgeben von den grimmigsten Bestien, auf Erlösung wartet!“

„Herr von ***?“ schrie Alles entsetzt, aber bald löste sich das Entsetzen in ein unwillkürliches, den armen Verkannten tief kränkendes Gelächter auf, als man den Riegel wegschob, den zitternden, vor Furcht,

Wuth und Scham faſt beſinnungsloſen Arreſtanten heraushob, und ihm die unheilvolle Maske lüftete.

Es war in der That niemand Anderer, als Herr von ***, der Mann des Städtchens, der ein Opfer ſeiner naturgetreuen Maske geworden war, von der er ſich ſo viel verſprochen hatte.

Um bei ſchon voller Verſammlung in den Kreis der Masken einzutreten und deſto effectvoller wirken zu können, hatte er ſich, da ſämmtliche vier Equipagen des Städtchens von den Damen in Anſpruch genommen waren, zu Fuß in ſeiner Maske vom Hauſe weggemacht und den kürzeren und unbelauſchteren Weg über den Stadtwall eingeſchlagen.

Unglückſeliger Weiſe bemerkte gerade, als er auf dem Wege war, ein Wärter die Flucht des Waldteufels.

Die Furcht vor der Peitſche des Herrn zwang Letzteren zur Verſchwiegenheit, weßhalb er in aller Eile ſeine Kameraden holte, um, ehe der Herr es merkte, den Affen wieder einzufangen.

Sie waren kaum auf den Stadtwall getreten, als Herr von *** in Pizzo's Maske an ihnen vorüberhuſchte.

Schnell packten ſie ihn von rückwärts, ſchlugen ihm ein Bein unter, preßten ihm einen Knebel in den Mund, daß er nicht beiße, und ſchleppten den Ohnmächtigen, der ſich von Mörderhänden ergriffen glaubte, in die Hütte.

Hier warfen ſie ihn in den leeren Käfig, ſchoben den Riegel vor, gaben ihm einige tüchtige Peitſchenhiebe, und gingen, ehe der Unglückliche noch die Spra-

che wieder gefunden, in die Gaststube zurück, um jedem Verdachte zu begegnen.

Der wahre Pizzo, der sich indessen versteckt haben mochte, schlich nun wahrscheinlich spionirend hervor, und gerieth, dem Speisengeruch und der Musik folgend, in den Casino-Saal, wo er anfänglich solche Freude, und bald darauf solches Entsetzen verbreitete.

Der Eindruck, den diese Ballgeschichte in A. und in der ganzen Umgegend hervorbrachte, läßt sich leicht denken und schwer verargen.

Der Name Herr von *** war schon am nächsten Morgen aus den Annalen verschwunden und Pizzo an dessen Stelle gesetzt.

„Dort geht Pizzo!“ lachten die Schulknaben. —

„War Pizzo nicht bei Dir?“ fragte Fräulein N. neckend das Fräulein A. —

Selbst Frau von Goldlack ward gegen ihren ehemaligen Liebling ungnädiger. — Was Heinold und Betty dachten, brauch' ich den Lesern wohl nicht zu verrathen.

Das unselige Opferlamm, oder vielmehr der unselige Opfer-Affe nahm nach einigen Tagen Urlaub, und in einem Monate darauf hieß es, daß ihm die Übersetzung in eine andere Provinz bewilliget worden sey.

So half wirklich der Zufall, der geschäftige Diener der Liebe, auch unserem Adjuncten Heinold durch etwas, worauf er nie seine Hoffnung gebaut hatte, nämlich durch einen Maskenball.

Der alte Deſerteur.

Es war eben Amtstag. Ich hatte eine Anfrage zu thun, und besuchte den Herrn Auskultator, meinen alten Jugendfreund, auf seinem Bureau. Mein Geschäft war bald abgethan und ich wollte mich empfehlen; er hielt mich aber zurück mit der Bemerkung, daß es mich nicht reuen würde, dem Verhöre, das er vorhabe, beizuwohnen. Ich nahm sein Anerbieten mit Vergnügen an. Gerichtsstuben sind oft bessere Fundgruben für Freunde des Seelenstudiums als die Hörsäle moderner Philosophen, aus deren Vorträgen man oft nichts mit fortträgt, als — Schwindel.

Der Auskultator klingelte. Ein alter, verkrüppelter Mann mit widerlich verzogenem Gesicht und ausgerenkten Gliedern, derselbe, der auch mich angemeldet hatte, trat wieder ein, erkundigte sich nach dem Befehle des Beamten, und entfernte sich, nachdem ihm dieser auf der Vormerkungsliste die Nummern der vorzulassenden Partei gezeigt, mit der bittweisen Äußerung: „Da dürften Euer Gnaden Herr Auskultator wohl ein Auge zudrücken!“ Es war der Amtsdiener, ein unter dem Paniere der Göttinn Themis ergrauter, Scherge und zugleich ein abschreckender Beweis der Grausamkeit, welche ehemals unter dem Namen Gerechtigkeit geübt wurde. Er war vor etwa sechzig Jahren durch das Zusammentreffen zufälliger Ereignisse in

den Verdacht gerathen, an einer Mordthat Theil genommen zu haben, deren Vollbringern man lange nicht auf die Spur kommen konnte. Das hochnothpeinliche Halsgericht machte nicht viele Umstände, wo es einmal Inzichten hatte, der arme Teufel wurde auf die Folter gespannt un gepeitscht und gequält, daß ihm die Seele auf der Zunge saß, und sein armes Leben in einzelnen Tropfen aus seinen Adern spritzte, aber seine Natur und sein Bewußtseyn waren stärker als die Folter, und er ward frei gesprochen. In wenigen Wochen darauf wurden die Thäter eingebracht, deren Aussage den Beweis lieferte, daß man dem Unglücklichen die Glieder umsonst schief gezogen habe. Aus Mitleid und zum Ersatze für das Andenken, das man ihm für seine ganze Lebenszeit deutlich aufgedrückt hatte, nahm ihn das Gericht in seine Dienste. Diese verrichtete er mit Gewissenhaftigkeit und Strenge, und man nannte ihn, in so fern die Erscheinung eines Gerichtsdieners selten einen günstigen Eindruck macht, in scherzhafter Doppelbeziehung allgemein in der Stadt den hinkenden Boten.

Schon die Bekanntschaft mit diesem seltsamen fast grauenhaften Krüppel hätte mir genügt, um mir für meinen Besuch auf dem Bureau zu entschädigen; allein mich erwartete noch eine weit interessantere Erscheinung.

Die Thüre ging auf, und unter dem Vortritte des hinkenden Boten erschienen zwei Personen, welche ebenfalls einem früheren Jahrhunderte angehörten: ein alter weißköpfiger kleiner Mann, mit stark ausgearbeitetem, halb verwitterten Gesichte, und ein Mütterchen, dem Greise gleich an Jahren, und fast auch in

ſeinen Zügen ähnlich. Mit ſichtbarer Ängſtlichkeit und unter vielen Bücklingen traten ſie ein, und wollten dem Auskultator die Hand küſſen, der ſich aber ablehnend zurückzog. Man ſah es dem Paare deutlich an, daß es, ſo alt es war, noch nie vor Gericht ſtand, und wie ſauer ihm dieſer unerwartete Gang angekommen ſeyn möge.

„Wißt Ihr, warum Ihr vor Gericht ſteht?“ — begann der Auskultator üblicher Weiſe das Verhör.

„Gott ſoll uns ſtrafen, wenn wir die geringſte Ahnung haben,“ — antwortete das Mütterchen, welches mehr Faſſung verrieth, als der Mann. — „Wenn uns Jemand geſagt hätte: Ihr müſſet morgen vor Gottes Richterſtuhl treten, ſo hätten wir uns gedacht: Es iſt an der Zeit; wir haben ſein Brot auf Erden lange genug gegeſſen! Aber vor das weltliche Gericht noch einmal in unſerem Leben zu kommen, hätten wir uns nicht eingebildet. Oft wenn wir den Herrn hinkenden Boten da an unſerer Stube vorübergehen ſahen, zu Dem und Jenem im Hauſe, dachten wir uns: Nun in Gottes Namen! Es geht uns oft recht ſchwer; aber ehrlich haben wir uns doch noch immer durchgebracht, und das löbliche Gericht hat uns nichts anhaben können. Weiß der liebe Himmel, wie wir jetzt ſo plötzlich zu der unverhofften Ehre kommen!“

Der Auskultator beruhigte ſie; forderte Beide auf, ihm auf ſeine Fragen kurz und bündig zu antworten, und tröſtete ſie mit der Verſicherung, daß wenn ſie ſich wirklich nichts vorzuwerfen hätten, ſie von dem Gerichte nicht das Geringſte befürchten dürfen.

„Nun wenn das iſt,“ meinte der Alte, — „ſo hätte

man uns den sauern Gang leicht ganz ersparen können. Aber der hinkende Bote ist vielleicht auch so hergelockt worden, und jetzt hinkt er schon seit sechzig Jahren!«

Der Auskultator gab dem kindischen Alten sein Wort, daß er so etwas Arges nicht zu befürchten hätte, und fuhr in seinem Examen fort:

»Ihr waret einmal Soldat?« — lautete eine von den Fragen. —

»Ei freilich,« — antwortete der alte Thomas Gürtler, so hieß der arme Kleiderputzer. — »Woher wissen nur der Herr Auskultator sogar dieses, was ich beinahe schon vergessen hätte, wenn ich nicht vor Kurzem daran erinnert worden wäre?«

»Soldat warst Du?« — fragte Marthe verwundert — »das hör' ich jetzt selbst zum ersten Male! — Und bei welchem Regiment hast Du denn gedient — ?«

»Du lieber Gott! Sie konnten mich zu keinem Regimente brauchen; ich war ihnen viel zu klein. Weil ich aber sonst rüstig war und mit den Pferden umzugehen wußte, so verwendeten sie mich zu dem Corps, welches die Bespannung zu besorgen hat, zum Fuhrwesen, mein' ich. Damals schon als der selige Kaiser Joseph im Lager vor Belgrad stand, war ich im Dienste und saß auf einem der Pferde, die das Pulver zuführten.«

»Kennt Ihr keinen Eurer alten Kameraden mehr?«

»Vielleicht wenn ich einen sähe, daß ich mich erinnerte; aber es ist schon lange her, und hier in der Stadt ist mir Niemand desgleichen vorgekommen!«

„Besinnt Euch wohl! Ich möchte Euch auf keiner Lüge ertappen!“

Warum sollt' ich denn lügen? Es würde mich ja freuen, einen alten Bekannten wieder zu finden. Mir ging's damals gar nicht schlecht. Ich war ein rüstiger Bursche; litt an nichts Mangel; für's Leben sorgte Gott, und für's Essen der Kaiser, und weiter hatte ich keine Bedürfnisse!“

Der Auskultator sagte dem hinkenden Boten etwas in's Ohr. Dieser humpelte hinaus, und führte nach einer kurzen Pause einen zerlumpten Mann herein, dessen feuerfarbiges Antlitz den Trunkenbold nicht verkennen ließ.

„Kennt Ihr diesen Mann?“ — frägte der Auskultator den Inquisiten. —

„Diesen da?“ — erwiederte Thomas. — „Ja, den kenn' ich! Vor einigen Tagen führte uns der Zufall bei einem Herrn zusammen, welcher einen Kleiderputzer suchte. Eine Muhme meiner Alten hat mir den Dienst zuschanzen wollen. Auch dieser Mann bewarb sich darum. Als wir im Vorzimmer warten mußten, bis der Herr Zeit hätte, uns vorzulassen, betrachtete er mich vom Kopf bis den Füßen, fragte mich, ob ich nicht bei den Soldaten gewesen, wo ich gelegen sey, was ich für Schicksale gehabt habe. Da ich ihm Alles ohne Hehl mittheilte, schien er nachzudenken; brummte, den Mund verziehend, ein um das andere Mal ein mürrisches Hm! Hm! in den Bart, und muthete mir zuletzt ziemlich barsch und unfreundlich zu, ich sollte auf jenen Dienst weiter keine Ansprüche machen. — Warum? konnt' ich in der That nicht begreifen.“

„Wenn ich dem Herrn nicht zu Geſicht ſtehe!“ war meine Antwort, — ſo hat's ohnehin ſein Bewenden! — Er aber wollte, daß ich mich gar nicht vorſtellte, und drohte mir, daß es mich reuen würde, wenn ich's thäte. — Da ich nicht wußte, wie das zuſammenhange, ſo ließ ich ihn ſtehen, und machte dem Herrn ohne Weiteres meine Aufwartung. Nach mir kam dieſer. Ich ſagte dem Herrn mehr zu, und ſo nahm er mich. Daß ich jetzt vor Gericht ſtehe, ſcheint mir durch die Bosheit dieſes Menſchen geſchehen zu ſeyn!“

„Das wird ſich finden!“ — fiel ihm der Auskultator in's Wort. — „Jetzt verſtändigt Euch mit dieſem Manne; er ſagt, daß er Euch ſchon von früher her kennt. Darüber müſſen wir in's Klare kommen!“—

„Kennſt Du mich wirklich nicht, Thomas? — begann der Mann mit dem feuerfarbigen Geſichte, boshaft grinſend — „Sieh mich einmal recht an! Freilich die Narbe da über dem Auge hat mich etwas entſtellt. Auch bin ich ein bischen röther geworden. Aber ich kann mich gar wohl noch entſinnen auf den krummbeinigen Thomas, auf den Stiegelhupfer, wie wir Dich nannten.“

„Bei meiner Seel', ſo hieß ich bei meinen Kameraden!“

„Du lagſt anno 1783 an der Donau, und wurdeſt dann, ſo wie ich, auf dem Rückzuge nach Caranſebes krank.“

„Das iſt wahr! Die Epidemie, die im Lager geherrſcht hatte, that mir keinen Schaden. Aber in der Eile des Rückzuges ſchlug mich ein Pferd, und ich

wurde als Marodeur in einem elenden Dorfe zurückgelaſſen!«

»Brachten ſie da nicht eines Abends einen Mann, den das Fieber ſo ſchüttelte, daß ihm alle Beine klapperten? — Du wurdeſt, da nur ein Bette in der Stube war, ausquartirt und auf die Ofenbank gelegt, und der Klappernde nahm Deinen Platz ein!«

»Ja — ja, jetzt erinnere ich mich auf Alles! Du haſt Recht. Und dieſer Mann warſt Du —?«

»Der war ich! — Mein Fieber verließ mich jedoch eher, als Dein wundes Bein gut wurde. Ich rückte zu meiner Abtheilung ein; diente dem Kaiſer noch länger; erhielt in der Folge in einem Wirthshausgefechte dieſe Schmarre, die mich etwas entſtellt hat, und hielt in meiner Dienſtzeit redlich und wacker bis zu Ende aus. — Glaubſt Du mir nun, daß ich Dich kenne?«

Der argloſe Thomas fand gar nichts einzuwenden.

Der Invalide mit dem Feuerantlitz ward wieder abgeführt.

»Mein lieber Thomas Gürtler!« — begann der Auskultator, nachdem er nochmals überleſen, was zu Protokoll gegeben worden war, — nach Allem, was da ſteht, und was Ihr als wahr ſelbſt beſtätigt, ergibt es ſich, daß der Mann, mit dem ich Euch konfrontirte, Recht hat. Er gab Euch nämlich an, als — Deſerteur!«

»Deſerteur!« — ſchrie die alte Marthe erſchrocken auf.

Thomas entfärbte ſich; ward wieder roth;

wälzte das Wort „Deserteur“ in seinem Kopfe ungläubig hin und wieder, und konnte nicht zu Worten kommen.

„Ihr waret Soldat!“ — half ihm der Auskultator d'rein — „Ihr mußtet also dienen, so lang' es vorgeschrieben ist.“

„Ja — ja — das sollt' ich!“

„Ihr laget krank! Wohin ginget Ihr, als Ihr genesen waret?“

„Ich machte mich auf, um meine Abtheilung einzuholen, welche indeß weit vorgerückt war!“

„Habt Ihr sie nicht eingeholt?“

„Ich wurde auf dem Wege recidiv und blieb in einem Bauernhause liegen. Als ich besser wurde, kam die mildere Jahreszeit. Der Bauer verwendete mich als Knecht. Es ging mir gut; ich gewöhnte mich ein, und da weiter keine Frage nach mir war, so dacht' ich mir: Ei, sie haben dich beim Fuhrwesen ganz vergessen. Wenn sie dich brauchen, so werden sie dich ohnedieß zurückfordern. Und brauchen sie dich nicht, nun so ist's auch gut. Wer weiß wie weit du zu laufen hättest, um deinen Zug wieder zu finden!“

„Das war eben gefehlt von Euch! Ihr hättet Euch an den ersten Transport anschließen, Euch beim Commando melden, über Euer Zurückbleiben rechtfertigen und Eure Dienstzeit, wie's einem Soldaten ziemt, aushalten sollen. Das habt Ihr nicht gethan! Der Mann, der Euch erkannt hat, wußte das, gab Euch an, — und da das Recht der Gesetze durch die Zeit keine Schmälerung erleidet, — so seyd Ihr leider! — Deserteur!“

„Mein Gott!“ — jammerte Marthe — „Er wird doch nicht jetzt, mit weißem Kopfe, wieder Soldat werden müssen?“

„Dazu ist er freilich zu alt! — Vermögen hat er nicht, sonst würde es ihm weggenommen, in dieser Hinsicht kann ihm die Militair-Behörde nun wohl nichts anhaben. Aber nichts Gesetzwidriges kann ungestraft bleiben; eine Strafe erwartet ihn leider vor dem bürgerlichen Gerichte, — eine Strafe, die ihm und Euch, Marthe, vielleicht schwerer fällt, als jede andere!“

„Du lieber Himmel!“ — seufzte Marthe — „Man wird doch nicht den Rücken meines alten Mannes, den so viel Leiden schon gebeugt haben, noch mit Spießruthen zerfleischen?“

„Dazu ist er auch schon zu alt, Mutter — aber auf etwas Anderes müßt Ihr Euch gefaßt machen, was Euch wohl hart ankommen wird!“

„Mein Gott! — was kann uns Leuten hart ankommen, wenn man uns Leib und Seele läßt?“

„Ihr müsset von einander gehen, liebe Leute! —“

„Von einander gehen? Wie meinen das der gestrenge Herr Auskultator?“

„Eure Ehe ist ungültig!“

Thomas sah sein Weib mit großen Augen an; sie erwiederte seinen starren, ungläubigen Blick mit Kopfschütteln. Der Gedanke, auf welchen sie der Auskultator bringen wollte, war ihnen so fremd, daß sie ihn durchaus nicht zu fassen wußten.

„Eure Ehe ist ungültig!“ — wiederholte der Aus-

kultator, der ihre Verblüfftheit bemerkte — „Versteht Ihr mich nicht?“

„Wir denken uns wohl etwas, gestrenger Herr Auskultator,“ — begann Thomas — „aber das kann nicht seyn. Das wäre so wunderbar, so unerhört, daß es fast lächerlich klänge. Wie soll unsere Ehe ungültig seyn? Vor zwei Jahren feierten wir unsere silberne Hochzeit; wir haben unsern Trauschein, welcher beweiset, daß uns der Herr Pfarrer nach christkatholischem Gebrauche copulirt hat. Unsere Ehe blieb zwar kinderlos, aber sie war immer gut und friedlich; wir trugen unser herbes Loos mit Ergebung und Zufriedenheit; hatten nie einen Zank mit einander, waren immer, in Leid' und Freud' (denn Gott schickte uns doch manchmal auch einen guten Tag) einträchtig und gottesfürchtig. Was wir brauchten, verdienten wir uns mit unserer Hände Arbeit, und Niemand ist, der sagen könnte, daß wir ihn jemals betrogen. Wir haben uns nichts vorzuwerfen; denn unsere Armuth ist nicht unsere Schuld. Nein — nein! der gestrenge Herr Auskultator wollen mit uns armen Leuten nur Ihr Spiel treiben, und uns die Hölle ein wenig heiß machen, weil ich denn einmal, was ich zwar wohl nicht begreife, ein Deserteur seyn soll!“

„Und doch ist's so, guter Freund! Und ich kann vor der Hand nichts, als Euch bedauern. Urtheilt einmal selbst, Thomas! Was waret Ihr, als Ihr Eure Marthe kennen lerntet?“

„Knecht bei einem Bauer im Ungarlande!“

„Waret Ihr's mit Recht? Hattet Ihr nicht noch

als Soldat die Verpflichtung, Eure Dienstjahre zu vollenden?“

„Ja — das ist freilich wahr! Aber ich wußte nicht, daß es damit so streng hergehe!“

„Nichtwissen dessen, was man wissen kann und soll, entschuldigt vor dem Gesetze nicht. Ihr waret also damals, obwohl Knecht, eigentlich noch Soldat; nicht wahr?“

„Ja — wenn man's so nimmt, so war ich's ohne Zweifel!“

„Darf aber ein Soldat heirathen, wie er will?“

„Nein!“

„Ihr habt also geheirathet, ohne heirathen zu dürfen, und was man thut, ohne es thun zu dürfen, ist so viel als wenn's nicht gethan wäre!“

„Das seh' ich ein!“

„Nun seht! da es durch die Klage und die Aussage jenes Mannes, den ich Euch vorführte, erwiesen worden ist, daß Ihr geheirathet habt, ohne heirathen zu dürfen, so ist es so viel, als wenn Ihr nicht geheirathet hättet; — Euere Ehe besteht daher vor dem Gesetze nicht; der Richter muß aber dafür sorgen, daß etwas Gesetzwidriges aufhöre, und so muß ich denn in allem Ernste Euch erklären, daß Euere Ehe null und nichtig ist.“

Jetzt begriffen die armen Leute, was der Auskultator meinte. Die hellen Thränen stürzten ihnen über die Wangen. Sie fielen sich mit einer Innigkeit um den Hals, daß es wohl am Hochzeitstage nicht inniger geschehen seyn mag, und schluchzten, die Hände einander mit Inbrunst drückend.

„Herr Auskultator, dürfen wir nicht jetzt uns heirathen, weil nun einmal das Gesetz sagt, daß wir nicht verheirathet sind.“

„Das kann Euch das Gesetz nicht bewilligen,“ — versetzte der Auskultator — „sonst würde es Euer Vergehen sanctioniren. Was würde herauskommen, wenn jeder das, was er nicht darf, thäte, damit das Gesetz nachträglich erlauben müsse, was nicht mehr zu ändern ist. Ihr müsset von einander gehen, und Ihr, Thomas, habt es Eurem Alter zu danken, daß man Euch die Strafe des Deserteur's nicht auch noch ausstehen läßt!“ —

Vernichtet stand das alte Ehepaar und empfand den Fluch, anheim gefallen zu seyn dem ehernen, unbeugsamen Gesetze, in seiner ganzen Schwere. Sie hatten sich immer für so blutarm gehalten, daß ihnen Niemand etwas nehmen könnte, als höchstens der liebe Herrgott, wenn's ihm gefiele, ihr Bischen Leben. Nun sahen sie ein, daß sie den größten Reichthum, den sie hatten, gar nicht kannten, nämlich ihre eheliche Liebe. Jetzt erst, da ihnen dieser Schatz angefochten wurde, da man ihnen drohete, ihnen denselben vom Herzen zu reißen, jetzt erst fühlten sie, wie grausam das Schicksal seyn kann, wie es selbst in der kahlen Stube des Bettlers noch immer irgend ein Kleinod aufzufinden weiß, dessen Verlust ihm sein früheres Bettlerthum als Wohlleben darstellt. Das war in der That ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. Feiner konnte der boshafteste Quäler seinen Plan nicht ausdenken, um sie ganz elend zu machen; empfindlicher der strengste Richter nicht strafen für eine Unvorsichtigkeit, deren

traurige Folgen nun auch ein zweites Weſen ſo ganz unvermuthet und unverſchuldet trafen.

„Geſtrenger Herr!“ — rief jetzt der alte Thomas, ſeine Marthe feſt, beinahe krampfhaft umſchließend, aus — „Gerſtrenger Herr! Thun Sie mit uns, was Sie wollen! Sperren Sie uns ein! Laſſen Sie mich Spießruthen laufen! Studieren Sie eine Strafe für uns aus! Aber von einander gehen können wir nicht! Wir ſind mit einander alt geworden, wir wollen mit einander ſterben! — Was ich gethan habe, geſchah aus Dummheit! Ich hab's nicht beſſer gewußt! Als ich meine Alte heirathete, dacht' ich lange nicht mehr daran, daß ich je Soldat war, da dacht' ich nur daran, daß ich heirathen wolle. Hätte man mir's damals nicht erlaubt; gut! Ich wäre vielleicht desperat geworden, aber wenigſtens hätte ich meine Marthe nicht in die Gefahr gebracht, ihre alten Tage allein, in Noth, Elend und Kummer zubringen zu müſſen. Jetzt iſt es zu ſpät, geſtrenger Herr! das kann das Gericht nicht wollen, daß Dummheit ärger beſtraft werde, als ein Criminalverbrechen. Und ſo würd' es ſeyn; denn ich ſag's rund heraus, — eh' ich von meiner Marthe weggehe, eher vergeſſe ich, daß ich ein Chriſt bin, und hole mir meinen Troſt in der Donau!“

„Und ich — auch!“ — weinte Marthe laut, und ſchmiegte ſich inniger an ihren Thomas! — „Was Gott verbunden hat, das ſoll der Menſch nicht trennen!“

Ich ſah den Auskultator mit mühſam unterdrückten Thränen an; er war ebenfalls gerührt. So klar

es mir war, daß die Armen nach dem Gesetze nichts zu hoffen hatten, indem der Fall zu offen vorlag, so wenig konnte mein Herz die strenge Anwendung desselben auf dieses Paar billigen, ja nur recht finden.

„Kindische Leute," — begann der Auskultator freundlich zu den Weinenden — „weint nicht; es ist umsonst. Vom Gesetze habe ich nichts zu hoffen; so sonderbar, so unbillig, so ungerecht, ja so widersinnig es Euch nach Euerem schlichten Verstande vorkommen mag; — aber es ist nun einmal so! Wer gefehlt hat, muß büßen, — und gefehlt hat Thomas, das ist erwiesen. Eine Gesetzübertretung verjährt nicht. Von dieser Seite ist's vorüber. Wenn nicht — höhere Gnade —!"

„Ja — Gnade — Gnade!" — fielen Beide laut rufend ein, warfen sich auf die Knie und bedeckten des Auskultators Hand mit Küssen und Thränen. — „Wir haben ja sonst ohnedieß nichts auf der Welt. Begnadigen Sie uns, Herr Auskultator! Lassen Sie uns mit einander uns abmühen, mit einander darben, betteln, krank seyn, sterben, verhungern! Aber nur mit einander, wie durch sieben und zwanzig Jahre. Alles Glück der Welt ist für das Einzelne von uns Tod; Alles Leid und Elend, vereint erduldet — Gnade!"

„Kinder, — ich kann Euch nicht begnadigen!" — beschwichtigte er hier, indem er sie sanft aufzog; — „ich bin nicht das Gesetz. Aber ich will mich für Euch verwenden; Ihr seyd gute Leute. Um solch' eine Ehe wäre es Schade. Nehmt mein Wort; ich will mein Möglichstes thun. Geht indessen wieder an Eure Arbeit; vertrauet auf Gott; wartet vertrauungsvoll ab,

was ihm beliebt, über Euch zu verhängen. Wenn sich etwas für Euch thun läßt, so werd' ich es thun. Geht!"

Mit dem Ausdrucke der innigsten, dankbarsten Rührung empfahl ihm das Paar weinend sein Schicksal und trat dann, von dem hinkenden Boten begleitet, ab.

„Das wäre doch in der That grausam, die Armen zu trennen," — sprach ich zum Auskultator. — „Der abscheuliche Kerl mit dem Feuerantlitze! Warum hat er den armen Alten verrathen müssen!"

„Boshafter Brotneid," — erwiederte mein Freund. — Aber ihr Glück ist es, daß sie unter keine schlechteren Hände kamen, als die meinigen. So ein verknöcherter Geschäftsmann, der es nicht der Mühe werth erachtet, eines gemeinen, armen Teufels willen dem Gesetze etwas abzuschmeicheln, hätte sie kurz abfertigen können. Aber ich hoffe die Sache auszufechten!"

Es reute mich nicht, geblieben zu seyn. Nach einigen Wochen begegnete ich meinem Freunde; er hatte dem armen, geängstigten Paare höheren Ortes Gnade erwirkt. Glühender Dank war der schöne Lohn für seine menschenfreundliche Bemühung.

Die feindlichen Nachbarn.

(Nach Mlle. de Sénancour.)

1.

Eines der ſchönſten Thäler des ſüdlichen Frankreichs befindet ſich am Flüßchen Gardon, welcher Nieder-Languedoc durchſtrömt. So lebhaft der Eingang in dieſes Thal iſt, ſo einſam und romantiſch iſt der zweite Keſſel desſelben, welcher durch einen Gebirgszweig von dem Hauptthale abgeſchnitten iſt. Der bekannte Dichter Florian hatte nicht mit Unrecht eine ſeiner rührenden Novellen in dieſem Thale ſpielen laſſen; denn einen zweckmäßigeren Schauplatz dürfte es für eine romantiſche Begebenheit ſchwerlich geben.

In jenem Thalkeſſel war es, wo die feindlichen Nachbarn, deren langwieriger Kampf der Gegenſtand meiner Erzählung iſt, ihre Schlöſſer hatten. Sie lagen einander gegenüber auf zwei Bergrücken, welche einſt zuſammengehört und nur dem nagenden Gewäſſer des Gardonflüßchens nachgegeben zu haben ſchienen. Das eine derſelben hieß Pouillan, und war von den Ahnen des jetzigen Beſitzers, eines lebensluſtigen, echt ritterlichen Eingebornen, erbaut worden. Das ehrwürdige Alterthum, welches ſich auf ſeiner Außenſeite ſpiegelte, war vielleicht ein Grund mit, warum ihm der Burgherr, Namens Herald, keine andere Geſtalt gab. — Das gegenüberliegende Schloß Tornac trug ganz das Gepräge der neueſten Zeit. Es war das Werk

eines eingewanderten deutschen Edelmannes, mit Namen Egbert, welcher in der Umgegend, deren Bewohner ihm größtentheils unterstanden, allgemein bloß der Burgherr von Tornac geheißen wurde.

Egbert galt bei allen seinen Nachbarn für einen Sonderling. Würde er jetzt leben, so würde er für einen Alltagsmenschen gelten, denn jetzt fällt es nicht mehr so, wie damals, auf, wenn Jemand Alles will, nur das nicht, was Andere wollen; wenn Jemand den Dienst eines Freundes ärger flieht, als den Lanzenstoß eines Feindes; wenn Jemand mit gleicher Grundlosigkeit liebt oder haßt. Alle diese Eigenschaften hatte Egbert, ohne daß man ihn deßwegen einen bösen Menschen hätte nennen dürfen. Denn eine gewisse Gutmüthigkeit, der Deutschen unbestreitbares Eigenthum, leuchtete doch überall durch, und wenn er mit sich reden ließ, so war er auch bald verständigt. Leider aber ließ er nicht gerne mit sich reden; denn was er sich in den Kopf setzte, das blieb wahr.

So setzte sich eines Tages Egbert in den Kopf, Herald hab' ihn entsetzlich beleidigen wollen. In der That auch hatte ein böser Dämon den unseligen Burgherrn von Pouillan, als er eben auf einen Hasen in's Thal hinab losdrückte, ein Bischen fehlen und des Tornakers Sperber tödten lassen. Ein Frevel, dem in jener Zeit kein anderer gleichkam. Sein scharfes Schwert und sein scharfer Sperber waren damals einem Ritter heilige Kleinodien, die er selbst als Gefangener nicht statt des Lösegeldes abliefern durfte. —

Unser niedergeschlagene Ritter beschloß daher in seiner Seele, das Schloß Pouillan zu belagern.

Herald kümmerte sich nicht viel um die Zurüstungen seines Gegners. Die Stirnseite seines Schlosses war durch Felsen, Klüfte, Sträucher und Bäume so wohl vertheidigt, daß er all' seine Mannen auf die Rückenseite desselben werfen konnte. Mehre Versuche des Beleidigten, der Burg den Rücken zu streichen, mißlangen; — seine Hülfstruppen nahmen ihren Abschied; — dennoch war Egbert nicht der Mann, der seinen Muth eben so schnell des Dienstes entlassen hätte. Schneller, als man es sich vermuthete, besetzte er einen nahen Berghang, um die Schwächen seines Gegners zu erlauschen, seine Nachlässigkeit zu benützen, ihn unausgesetzt zu beunruhigen, und mit der Zeit wohl noch ein höheres Schloß, als Pouillan, auf der Anhöhe zu errichten.

Er arbeitete mit unermüdetem Feuer, welches sein tiefgeheimer Ingrimm tagtäglich wieder anfachte. Eine gewisse Ruhe gab allen seinen Unternehmungen Festigkeit und Dauer. Wo aber flog seine Ruhe bei dem Anblick hin, welchen ihm eines Morgens sein unmenschlicher Gegner bereitet hatte? Hoch über der höchsten Zinne der Pouillaner Mauerkrone, vergoldet von der aufsteigenden Sonne, ragte gespießt das ausgestopfte Corpus delicti, — der edle Sperber, welchem Herald den Garaus gemacht hatte. Egbert sah es, erblaßte, schäumte, fühlte sich um und um an, denn es stach und packte ihn, als ginge der mörderische Spieß durch seinen eigenen Leib. Herald hatte sich diesen boshaften Sieg nicht versagen können. Er betrachtete nämlich den Sperber als einen rechtmäßigen Erwerb, und that es sich darauf zu gute, wie

auf ein Siegeszeichen. Übermüthig durch seine Sicherheit, beschloß er, sich nur vertheidigungsweise zu halten, den Herausforderungen seiner Nachbarn zu spotten, und jeden Ausfall, — müßt' er auch gelingen, — auszuschlagen. Er führte demnach daheim ein freudiges Leben, — schmeichelte seinen Widersachern, machte sich gemein mit seinen Anhängern, und stellte sich an, als ob er von des Tornaker's Wuth und Drohungen gar keine Kenntniß nähme. Diese verachtende Kälte brachte den Glühenden zur Verzweiflung. Allmorgentlich ließ er eine Schaar seiner besten Schützen aufmarschiren, und ein Schock Morgengrüße nach Pouillan hinübersenden. Herald war für derlei Höflichkeiten nicht empfänglich, — und nahm daher die Grüße nur selten an.

2.

Vor Erwiederungen seiner spitzigen Anfragen brauchte sich Egbert nicht zu fürchten. Sein Wirkungskreis war, wie meine Leser bereits oben gemerkt haben werden, geräumiger, als der des Pouillaners. Er konnte sich demnach leichter und schneller zurückziehen, und würde seinen Gegner unstreitig durch Langweile besiegt haben, wenn nicht ein unerwarteter Zufall den Strauß kurzweilig gemacht hätte.

Zwei Vögel, ein rauher Sperber und eine milde Taube, ließen den Tornaker die Wahrheit des Satzes erkennen, daß die Götter oft in sinnbildlichen Erscheinungen der Menschen Schicksale darstellen; — und diese zwei Vögel brachten ihn auch vollends um seine Behaglichkeit und Ruhe. Egbert hatte eine

blauäugige, blondgelockte Tochter von wundersamer Schönheit. Seiner deutschen Herzlichkeit und väterlichen Gutmüthigkeit zu Folge liebte er sie so, daß er, — von ihren Augen bittend angeblickt, — wohl nicht zum leisesten Widerspruche die Stirne runzeln konnte. War denn ein schönes Töchterlein haben ein Unglück? Keineswegs! Aber einen schönen Jüngling in der Nähe wissen, das war eines! — Dieser schöne Jüngling hieß Olivier, und war — Egbert bekam bei diesem Gedanken eine Gänsehaut — der leibliche Sohn und künftige Erbe des Pouillauers. Seine Kämpen nannten ihn den Cid, (beiläufig in dem Werthe, wie man jetzt einen jungen Musenhelden „Calderon" zu nennen pflegt). Cid hatte kurz vorher bei der Befreiung Montaubans tapfer mitgefochten und sich den Titel eines Ritters erworben, — als er die Nachricht von dem langweiligen Vernichtungskampfe der beiden Berghüter erhielt, und alsbald, um seines Vaters Sekundant zu werden, mit den Seinen heranflog. Löwenartiger Grimm überkam ihn, als man ihn von den seltsamen Morgengrüßen des Sperberherrn erzählte, deren Nichterwiederung dem jungen Kämpen in die Seele schnitt. Er freute sich aber auch zugleich, seinem Vater ein Muster seiner Heldenarbeiten vorlegen zu können, und erwartete nur einen günstigen Augenblick, wo er das Glück beim Schopfe fassen und für immer in Pouillan festbannen könnte. Der Zufall that auch dießmal das Beste.

Egbert ritt oft am frühen Morgen auf die Jagd. Nie doch entfernte er sich weit vom Schlosse, und zur Seite trabten ihm stets die auserlesensten seiner

Jäger. Der Leumund wollte dies, lieblos genug, einer gewiſſen Sicherheitsliebe (wohl gar Furcht) zuſchreiben; es war aber, ſo weit ich in ſein Herz geſehen, weiter nichts, als die echtdeutſche Überzeugung, daß man ſich nicht genug hüten könne vor den Ränken eines Schurken, der einen ritterlichen Leibſperber zu tödten im Stande war.

Olivier wuſte davon eben ſo viel, als von der wunderſamen Schönheit Bianka's, um die er ſich übrigens wenig kümmerte, weil er ſich für unverwundbar hielt, — weil er Cid hieß, und weil er die Geſchichte von ſeinem Namensträger und Ximenen vergeſſen hatte. Friſch und kühl ſtieg eines Tages der Morgen herauf, — ein herrliches Jagdwetter zog ſich über den Fuß der Tornaker Burg und der weiten Umgebung her, — als Olivier Rüdengebell und Hörnerklang zu vernehmen glaubte. Wirklich glänzte Speergeflimmer durch die Baumreihen, und auf der fernen Bergwieſe zeigte ſich Egbert von ſeinem Jagdgefolge umgeben, ſeinen Viceleibſperber auf der Fauſt; zur Seite Bianka auf langſam trabendem Zelter mit einem abgerichteten Täubchen, eben ſo lieb und ſcheu wie ſeine Gebieterin.

Unausgeſetzt mit ihrer blendendweißen Begleiterin beſchäftiget, wuſte Bianka um keine andere Gefahr, als um die, welche den friedſamen Bewohnern des Haines und der Lüfte drohte. Olivier hingegen, von ſeinen Kundſchaftern näher unterrichtet über des Tornakers Jagdritt, rüſtete ſich vom Wirbel bis zur Zehe; verſammelte die Keckſten ſeiner Geſellen um ſich, und ſtahl ſich, ohne Wiſſen ſeines Vaters,

unbemerkt in den Wald und in die Nähe der Jagenden. Der Stand war bequem: die Schaar legte sich demnach auf die Lauer. Indessen aber schnitt Egbert mit seinem Gefolge den geraden Weg ab, und nur Eine Beute, wenn gleich leichter erringbar und zarter, dennoch nicht zu verschmähen, — blieb unserem Helden im Gesichte. Er nahm sie gut auf's Korn und schlich behutsam und geräuschlos in die Nähe. Der Tornaker hatte sich nämlich in der Jägerhitze von seinem Töchterlein getrennt. Dieses scheue Rehlein kam nunmehr, nur von Frauen und drei Dienern umgeben, ruhigen Schrittes durch den Wald und lief ihrem Räuber selbst in die Hände. Da erblickte sie plötzlich fremde Lanzen und Schwerter, schrie auf, und fiel ohnmächtig in den Arm ihrer alten Amme zurück, welche sich selbst kaum erhalten konnte, während ihrem alten, zartnervigen Zelter ein gleicher Unfall drohte. Der Feind, froh seines schnellen Manoeuvre's, rückte näher, und wurde bald gut Freund mit seinen Gefangenen, als er die Anmuth und Schönheit seiner Beute betrachtete. Olivier war nicht minder betroffen, als die wiederaufathmende Jungfrau. Er vergaß die Rechte des Siegers, glaubte seine Kühnheit entschuldigen zu müssen, und begann in echt fränkischer Stutzerstellung dem Burgfräulein darzuthun, daß er eben so gut ihr Gefangener heißen könne, als sie seine Gefangene. Da erhob sich das Fräulein, und mit ihr ermuthigten sich alle Frauen. Mit wunderbarer Kühnheit blickte sie plötzlich dem Jünglinge durch des Helmsturzes Fugen in die Augen, und sprach die ganz herben Spottworte: „Ei, Ihr starker Herr Ritter, was

wollt Ihr von mir? Ist das auch Sitte, schwache, waffenlose Jungfrauen zu überfallen, wie es geschah in den Tagen der Rohheit? Was nützt Euch so geringe Beute! Hätt' ich doch nie geglaubt, daß ein Gewappneter, wie Ihr, dem der Adel auf dem Panzer steht, in die Berge gehen, sich in Klüfte legen, und in einem Strauße mit Frauen sich Lorbeern suchen würde!" — Das waren beiläufig ihre zürnenden Worte; ihre bittenden, welche fast noch mehr wirkten, verschweig' ich: vielleicht hat sie nicht einmal mit Worten gebethen. Olivier glühte vor Scham, bat um Vergebung, und forderte ein Lösegeld! — „Was könnt ich Euch nur geben, Grausamer!" sprach Bianka, und schlug die Augen auf ihr Täubchen nieder, damit das Niederschlagen natürlicher schiene. — „Gebt mir dies Täubchen," entgegnete Olivier, dem nun plötzlich dieser Preis der köstlichste schien: denn Bianka hegte das Täubchen allimmer an ihrem Busen und herzte und küßte es wohl zu tausend Malen, und jetzt um so inniger, da sie es hinopfern sollte für ihre eigene Befreiung. Weinend und seufzend nahm sie Abschied von ihrem Täubchen, welches der Jüngling im Triumphe hinwegtrug, und sah ihm (dem Ritter? nein, dem Täubchen!) lange mit sehnsüchtigen Blicken nach. Bianka's Begleitung freute sich, so gut losgekommen zu seyn, und wünschte dem Fräulein Glück zu dem Ausgange des Abenteuers. „Man sieht, daß Ihr das Täubchen nicht erzogen habt," sprach Bianka mit bitterem Vorwurf, — und ritt, in Gedanken versunken, manche Thräne dem geliebten Wesen nachweinend, voran. Auch Olivier soll unterwegs noch

recht trübsinnig geworden seyn, und oft an das holde Burgfräulein zurückgedacht haben, wobei ihm nichts ärgerlicher war, als der Gedanke, daß Bianka des Tornakers Tochter sey.

3.

Als Egbert von der Jagd in sein Schloß zurückgekehrt war und sich abgekühlt hatte, fiel ihm bei, daß er seine Tochter verloren habe. Rasch wurden Mannen, sie zu suchen, nach allen Seiten ausgesandt, Verwünschungen gegen Olivier und gegen sich selbst ausgestoßen, und manche Barthaare den Winden preisgegeben, wenn er die Gefahr seiner Tochter im Waldrevier bedachte. Aber inzwischen kam sie mit heiler Haut in des Vaters Arm zurück, der, nicht minder besorgt, zurückfuhr, als er sie verstört sah, und von dem geringen Lösegeld hörte, mit welchem sich der Sieger zufrieden gestellt hatte. Ein bedeutendes langes „Hm!“ schnurrte über seine Lippen, und durch sein Gehirn fuhr der böse Gedanke, daß sich ein Eisenfresser, wie Olivier, mit einem Vogel wohl nicht begnügt haben würde, — wäre nicht diesem Geschenke ein anderes, — einem jungen Manne weit süßeres, beigegeben worden. Wie hätte sich auch Bianka von dem Täubchen, daran ihr Leben hing, so leicht weggerissen, wenn nicht der gewapnete Tauber ganz absondere Künste gebraucht hätte! Die Gänsehaut, die er schon bei Oliviers erstem Erscheinen auf Pouillan bekommen, überlief ihn jetzt mit zwiefacher Kälte; zumahl wenn er bedachte, daß Bianka schön und Olivier nicht garstig sey; und da sehen meine Leser wieder einmal, was das „Schönseyn und

Nicht garstig seyn« auf sich hat. — Olivier kam indessen, das Täubchen in seinem Helm, auf Pouillan zugestürmt.

Als hätt' er die entschiedenste Schlacht gewonnen, schlug er an die Schloßpforte, zog durch die Burg, und trat in seines Vaters Gemach, der ihm bereits, — neugierig, was er in solchem Jubel mit sich brächte, — von ferne den Kopf entgegenstreckte. Aber nicht wenig erstaunt war er über des Sohnes Siegerstolz, da die ganze Beute weiter nichts als eine Taube betrug. Dennoch lernte er auch bald diesen vorläufigen Sieg schätzen, und stellte sich mit boshafter Freude die Angst des Tornakers vor, als er seine Tochter vermißte. — Schon wollte er die Taube dem besagten Sperber nachsenden, und ebenfalls auf die Mauerzinne stecken, als ihm Olivier sein Ritterwort entgegensetzte, kraft dessen er das Leben des unschuldigen Thieres zu schonen versprochen hatte. Er suchte sich denn nunmehr die Zuneigung der Taube zu gewinnen, schmeichelte ihr mit allen erdenklichen schönen Worten und Zärtlichkeiten, und gab ihr den holden Namen Bianka. Man wollte den Grund dieser Benennung durchaus einer gewissen fixen Idee oder Neigung Oliviers zuschreiben, da doch nichts natürlicher war, als eine weiße Taube Bianka, das heißt »weiß« zu nennen. Noch mehr Stoff zu böser Nachrede gab folgendes Ereigniß. Olivier bewachte die Taube nachlässiger, als Anfangs. Da geschah es denn eines Tages, daß sich das Thierchen seiner Haft entledigte, den Weg zu seiner vormaligen Gebietherinn suchte, und fand. Zufällig trug es eben damals ein Blumenkränz-

lein um den Hals, welches, nach den Geheimnissen der Blumensprache zusammengestellt, einen guten Sinn und Verstand zuließ.

Bianka merkte das wohl, und löste das Räthsel so gut sie konnte. Noch oft machte die geflügelte Bothin denselben Weg hin und wieder, bis es einst Bianka's Vater merkte, und der Taube den Rückweg sperrte, indem er sie für eine geheime Bothin verbothenen Einverständnisses zwischen seiner Tochter und Olivier hielt. So argwöhnisch sind oft die Eltern!

Welche kindische Freude aber empfand Egbert, als Olivier's Vater um Bianka's Hand für seinen Sohn anhielt! Fast zum Hüpfen bracht' ihn der Gedanke, daß er nun seinem verhaßten Sperbertödter etwas deutsch und derb abschlagen könnte. Herald fand diese spöttische, abschlägige Antwort keineswegs unerwartet, und ließ dem übermüthigen Tornaker ganz kalt erwiedern: »Er möge seiner Tochter immerhin den Brautschmuk zurechte halten; denn in Kurzem wär' er, die schöne Bianka zu holen, und mit Olivier, sage: mit seinem leiblichen Sohne, — zu vermählen gesonnen; möchte nun ihr Vater wollen oder nicht!« Egbert vergaß bei diesem Berichte seines ungetrübten deutschen Geistes, schäumte, rannte wüthend auf und nieder, und ließ den löblichen Abgesandten in einen finstern Kerker werfen, wo er ihn in alle Ewigkeit ohne Zweifel hätte kauern lassen, hätt' ihm sein mildgesinntes Töchterlein nicht die Augen geöffnet und geweissagt, daß man künftighin den Tornaker Burgherrn für einen argen Verletzer des Völkerrechtes er-

klären würde. Nur mit Mühe gab er dieſem Beſcheide Gehör; glaubte jedoch zugleich, auf ſeine Tochter doppelt aufmerkſam ſeyn zu müſſen. Darum gab er ihr eine alte Duenna, Sempronia mit Namen, an die Seite, welche recht drachenartig den anvertrauten Schatz bewachte. Selbſt das unſchuldige Täubchen kam zum zweitenmale in Todesgefahr, und nur ein Käfig, deſſen Schloß in der Donna Sempronia Händen lag, konnte es retten. Bianka durfte nie anders über die Schwelle des Schloſſes treten, als geſchützt von dem Argusauge der Duenna und einer Schaar alter Hatſchiren mit erzenen Panzern und roſtigen Hellebarden. Solch' ein beſchränktes, ödes Leben zwang ihr denn oftmals laute Seufzer ab, worüber ſich die Duenna nicht wenig ärgerte, und die Bemerkung hinzufügte, daß es ſich für ein edelbürtiges Mädchen gar nicht gezieme, Tag und Nacht zu ſeufzen, am allerwenigſten aber den dienſtfertigen Lüften und Winden Lieder preiszugeben, wie das folgende:

Wo weilſt Du, den ich meine,
Den ſich mein Herz erkor?
Du ſchwebſt beim Mondenſcheine,
Beim Morgenroth mir vor!

Du lebſt in allen Quellen,
Du wallſt in allen Au'n,
Mir iſt auf allen Stellen,
Dein Antlitz nur zu ſchau'n!

Und weilſt Du noch ſo ferne,
So biſt Du mir doch nah';
Denn ſieht man etwas gerne,
So iſt's uns immer da!

Endlich entfernte sich der Gegenstand, welcher des Vaters Unruhe und seine häufigen Vorwürfe gegen seine Tochter verursacht hatte. Montauban rüstete sich zu einem Feldzuge, in welchem sich Olivier mit Ruhme bedecken und neue Lorbeern erwerben sollte. Egbert veranstaltete ein Freudenfest bei der Abreise des jungen Eisenfressers und Mädchenräubers, und sah mit lächelndem Herzen die kühne Drohung des Pouillaners Lügen gestraft. Darob erhielt auch seine Tochter mehr Freiheit, ohne jedoch der unleidlichen Gesellschaft ihrer hölzernen Duenna los zu werden.

4.

Fast zwei Jahre waren schon seit Olivier's Abreise verronnen, die Feindseligkeiten längst ausgeglichen, von dem jungen Helden aber, der des Burgfräuleins gänzlich vergessen zu haben schien, noch keine Nachrichten angelangt. Egbert freute sich herzinniglich über seinen Nachbar, den Sperberherrn, den die Zeit so schnell um die Erfüllung seiner Weissagungen gebracht hatte, und ließ ganz öffentlich zwei Freier sich um die Hand seiner Tochter bewerben. Der eine von diesen Brautwerbern war ein benachbarter Edelmann, welcher recht adelig in seinem Burgfrieden lebte. Allmorgentlich hielt er über seine Meuten Musterung, lohnte, warnte, und machte denselben höfliche Anträge zu neuen Ausflügen. Denn man pflegte damals mit seinen Hunden eine ganz absonderlich artige, wohlklingende Sprache zu sprechen, während man sich gegen die Diener der gangbaren, unumwundenen bediente.

Abends unterhielt er sich damit, seine Bauern zu plagen, und ihnen tausend strenge, widersinnige Bedingungen aufzulegen, um sie ihrer natürlichsten Rechte sich freuen zu lassen. Sein Nebenbuhler war ein vornehmer Biscayer. Dieser trug an seiner hageren Windhundgestalt alle Spuren echt hispanischer Grandezza. Sein werther Name war Geronimo Marquese de la Rocca-Pelada. Eine faltige Stirne, ein halbgrauer Bart und ein langer winddürrer Wuchs thaten seinem gefühlvollen Herzen keinen Abbruch. Bianka's erstes Erscheinen erfüllte ihn über und über mit Liebe, und ließ ihn die sichere Hoffnung fassen, sie zur Gesponsin zu erhalten, sintemalen er ein Spanier war, Rocca di Pelada hieß, und mit seiner herkulischen Faust wohl einem Dutzend Mauren das Bad gesegnet hatte.

Dem Tornaker fiel bei seinem echtdeutschen Zweifelssinne die Wahl unter diesem seltenen Freierpaare schwer. Geronimo führte ihm Geld zu, würde aber Bianka mit sich nach Biscaya führen, was des guten Egbert's Vatersinn nicht ertragen könnte. Alvarez hatte sein Schloß in der Nachbarschaft, aber weiter auch nichts, weder nahe noch ferne. Der anderen, minder begünstigten Freier erwähne ich gar nicht, da sie auf mein Geschichtlein wenigen oder keinen Einfluß haben. Demnach wünschte Egbert nichts sehnlicher, als seine Tochter bald als Braut zu sehen, damit ihm der bösartige Herald nicht etwa Tochter und Täubchen durch geheime Ränke entführte. Als er nun seiner Tochter anlag, nur einen Mann, sey es, wer er wolle, zu nehmen, entschuldigte sich Bianka da-

mit, daß sie ihre Hand keinem zu schenken gesonnen sey, dem sie nicht auch ihr Herz schenken könnte! — Egbert kam fast außer sich, wenn er bedachte, daß seine Tochter ihr Herz selbsteigen zu verschenken und zu verwenden gesonnen sey. Dieser Frevel schien ihm unerhört; er verdoppelte seine Wachsamkeit, und hielt das arme Mädchen wieder so, als stände sie in einem offenbaren Einvernehmen mit dem Feinde. Und wozu dienten diese Vorkehrungen? Olivier erschien nicht, und falls er zurückgekehrt wäre, würde ihn doch Niemand erkannt, Niemand sich vor dem gänzlich Entfremdeten haben hüten können. Die ihn früher gesehen, wußten sich auf seine Züge nicht mehr zu entsinnen; und er selbst hatte sich seit drei Jahren gewaltig geändert. Es war demnach mehr des Tornakers Ärger über die Weigerung seiner Tochter, als Furcht vor Überrumpelung, die ihn zu diesem Schritte trieb. Ein Zufall brachte seine Lauersamkeit auf das Höchste.

An einem Abende kam nämlich ein junger Maure auf das Schloß zu, bat um Einlaß, und begehrte, den Schloßherrn zu sprechen. Er wollte demselben in aller Eile einen Brief, den er nach Pouillan bringen sollte, ausliefern, um sich an Olivier, seinem Herrn, für üble Behandlung zu rächen und die Gunst eines Ritters zu gewinnen, in dessen Diensten es ihn zu stehen verlangte.

Um diesen Preis ward er auch aufgenommen, und übergab den Brief. Olivier klagte darin die Trägheit seines Vaters an, und zeigte sich geneigt, dem Tornaker mit Einem Male den Garaus zu machen. In drei Monaten, schrieb er, wären seine Waffengenossen

zum Beistande bereit; er habe ihnen seinen Plan mitgetheilt, und Aller Einwilligung erhalten. Um aber seines Vaters Zweifelsinn und Einwendungen nicht bekämpfen zu dürfen, bat er nur um seine stillschweigende Beistimmung. Mit einer deutlichen Entwirrung des listig genug geschürzten Knotens schloß der Brief. — Egbert, zu rechter Zeit gewarnt, wähnte sich vom Himmel beschirmt, und suchte nur noch seinen kostbaren Schatz Bianka in sichere Hand zu bringen, um dann die schändlichen Verräther, die sich seine Nachbarn nannten, ganz und gar zu vernichten. Der Maure Aladir gewann des Burgherrn volle Gunst, und mußte, weil ihm Olivier wohl bekannt war, jeden Fremden, der in das Schloß wollte, früher in die Schau nehmen. Bianka, von des jungen Heiden häßlichem Dienste unterrichtet, stieß einen Schrei — des Unwillens aus.

5.

Wie unparteiisch die Natur in Vertheilung ihrer Gaben zu seyn pflegt, bewies sich an dem jungen Mauren. Ein wohlgestalteter Körper schmückte seine schwarze Seele. Zarte Bildung und sittige Bescheidenheit wußten den Umgang mit ihm angenehm, ja sogar reizend zu machen. Wiewohl aus Afrika gebürtig, verstand und sprach er doch gut französisch, und wußte manchmal Arabisches beizumischen, was zwar Niemand verstand, aber alle, und insbesondere ihn zu unterhalten schien. Oft fragte man ihn um eine Beschreibung Mauritaniens, das er gar nicht kannte. Sein Gedächtniß war nicht lebhaft genug, um diesen Wunsch seines

Herrn ganz zu befriedigen; desto lebhafter war seine Fantasie, die ihn Sitten, Gebräuche, Gegenden, Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten aus dem Stegreife beschreiben, anpreisen, und mit so glühenden Farben ausmalen ließ, daß ihm Bianka, ungeachtet ihrer angebornen Abneigung gegen Treulose, dennoch mit rechtem Seelenvergnügen zuhörte. Auch Geronimo und Alvarez verdammten den Mauren um seines Treubruches willen keineswegs, sondern belobten vielmehr seine Tugendliebe, die ihn zu diesem edlen Schritte vermocht hatte. Der Marquese verzieh ihm sogar seine Maurenabkunft; freute sich der Theilnahme, die Aladir an seiner glühenden Liebe zu dem Fräulein nahm, und fing an zu glauben, daß auch ein Maure zu etwas zu brauchen sey.

Indessen versuchte Egbert, um aller Sorgen quitt zu werden, noch einmal, seiner Tochter das Jawörtchen zu entreißen. Bianka weigerte sich standhaft, und ließ sich nach vielen Bitten und Drohungen ihres Vaters nur darauf ein, daß sie ihren Freiern selbst die Bedingung auferlegen wollte, unter welcher sie einzig und allein ihre Hand zu gewinnen hoffen dürften. Duenna Sempronia getraute sich zwar zu beweisen, daß Bianka nur Zeit gewinnen wolle; in Egbert stack aber zum Glücke noch so viel deutschen Geistes, um sich durch eine überkluge Sibylle nicht zur Unduldsamkeit verleiten zu lassen.

Man that demnach den Freiern des Fräuleins die Bedingungen kund und zu wissen, durch welche sich Kämpen, die Degen und Schnurbart trügen, keineswegs würden abschrecken lassen. Der Mar-

queſe hätte ſich auf ewige Zeiten entehrt gewähnt, falls er dem Aufrufe nicht gefolgt wäre; die übrigen Brautwerber wollten einem fünfzigjährigen Eiſenfreſſer nicht nachſtehen, und hatten auch wirklich an Kraft und Gewandtheit Vieles voraus. Auch gab es ja in der ganzen Gegend keine Drachen, keine Rieſen, und keine furchtbaren Fechter — ſie ausgenommen — mit denen es einen übermenſchlichen Strauß zu wagen gegeben hätte. Ferner hielten es Alle für nicht mehr als billig, das Fräulein gewähren, und es einige Tage lang unumſchränkte Herrin ſeyn zu laſſen, ſintemalen es nach Verlauf dieſer ſchönen Zeit ja ohnehin einen unumſchränkten Herrn erkennen müßte. Man fügte ſich demnach einſtimmig; ſchwor ihr die nächſte Woche durch unbedingten Gehorſam zu, und vernahm nun die Erſtlingsproben, welche ſo wunderſeltſam klangen, daß ſie Olivier ſelbſt nicht zweckmäßiger hätte wählen können, um ſeine Gegner lächerlich zu machen, oder in den Staub zu ſtrecken.

Alvarez tröſtete ſich mit dem Entgelte, den er als einſtmaliger Eheherr von der boshaften Tyrannin zu fordern gedachte. Geronimo verdiente das Muſter der Duldſamkeit unter den Menſchen, wie der Eſel unter den Thieren, genannt zu werden. Demuth und Unterwerfung unter Frauenlaune war ein Hauptparagraph in ſeinem Ritterkodex, und die echt romantiſche Hoffnung, ſein fernes nebelumhülltes Ziel doch endlich erreichen zu können, gab ihm die Kraft eines Löwen, und die Sanftmuth eines Schafes ein. Die übrigen Freier nahmen das Ding ſpaßhaft, oder thaten ſich auf ihre

ſchönen Geſichter ſo viel zu Gute, daß ſie ſich unbeſiegbar wähnten.

6.

Während dieſes auf Tornac vorging, ward der Pouillaner auf ſeiner Burg durch eine eingebildete Krankheit feſtgehalten, und konnte nichts zur Vereitelung der Plane des Tornakers wirken. Von ſeinem Sohne ſchwieg Alles; Egbert triumphirte; Bianka wurde traurig und nachdenkend. — Da ſtellte ſich ein neuer Brautwerber ein. Von einer zahlreichen Schaar umgeben, mit geſenktem Helmſturze, durch deſſen Gitter ein ſchwarzer, ſtarker Bart ſtach, begehrte er Einlaß, und wollte ſich allen den Prüfungen unterziehen, welche die übrigen Freier zu beſtehen entſchloſſen waren. Egbert bedachte ſich viel, zumahl da der fremde Ritter einen Sperber im Schilde führte, der auf eine Taube niederfuhr, mit der Umſchrift: „Ich erhaſche ſie doch!“ — Den Finger ſenkrecht auf die Naſenſpitze geſtellt, beſah ihn der Burgherr lange, ſeiner ſämmtlichen deutſchen Ahnherren Weisheit ſich zurückwünſchend, — und ſchrie plötzlich, wie beſeſſen, auf: „Haltet ihn! es iſt Olivier!“ — „Olivier!“ riefen des Schloſſes alte Wände zitternd zurück; Geronimo's Angeſicht verlängerte ſich in's Gevierte; Alvarez griff nach ſeinem guten Schwerte; die Umgebung ſtand wie angedonnert, nur Bianka trat bei dem Rufe freudig auf den Altan heraus.

Als man ſich erholt, und den ſäulenfeſten Fremdling ruhiger gemeſſen hatte, ſah man ſo ziemlich die Täuſchung ein, da Olivier weit kleiner und ſchmäch-

tiger war, — und keinen so langen, mindestens keinen so schwarzen Bart besitzen konnte. Dennoch konnte Egbert von seinem Verdachte nicht abkommen, und war recht erfreut, als ihm Aladir einen Plan zuflüsterte, der ihm, ungeachtet seiner Abstammung aus Deutschlands wissensreichen Landen, nicht eingefallen wäre. Aladir kannte, wie die Leser wissen, den Olivier nur zu gut. Egbert schlug daher dem Ritter, der ohne Weiteres erst, wenn er gesiegt hätte, sein Antlitz zeigen, falls er aber unglücklich wäre, wieder unerkannt von hinnen reiten wollte, vor, mindestens dem jungen Mauren sein Antlitz zu zeigen. Der fremde Ritter fühlte sich anfänglich beleidigt, und berief sich auf die Gesetze des Ritterthumes; da es aber bei einem so verstockten Sonderlinge, wie Egbert, wenig half, ging er es am Ende dennoch ein, und schlug Abends seinen Helmsturz vor Aladir auf, welcher seinen Herrn durch einen feierlichen Schwur, daß der Fremdling nicht Olivier sey, ganz beruhigte. Egbert freute sich sogar, daß selbst Fremde kämen, um seiner Tochter den Hof zu machen. Nur der Sperber, welchen der unbekannte Ritter in seinem Schilde trug, verursachte dem Tornaker noch immer heimliches Grauen. Doch tröstete er sich mit dem Gedanken an des Sperberträgers Stärke, die ihm, wenn er über sie, als über ein Eigenthum seines Schwiegersohnes, zu gebiethen bekäme, zu seiner Rache an Herald vortrefflich zu Statten kommen dürfte. Umsonst suchte Aladir, welcher von dem Fremden ziemlich verächtlich behandelt wurde, denselben anzuschwärzen, und rüstete, was in seinen Kräften stand, den edlen Mar-

queſe mit Kraft wider ſeine Gegner, die den Begünſtigten ganz ſcheel anblickten. Alvarez bereute ſchon faſt, mit in die Schranken getreten zu ſeyn; er war ohne alle Stütze; der geheimnißvolle Fremdling allein zog alle Theilnahme auf ſich. Er wandte ſich demnach an Sempronien, und ſuchte ſie durch die Ausſicht auf einige leckere Biſſen aus ſeiner Jagd zu beſtechen.

7.

Die Proben begannen nun. Jeder bereitete ſich, ſo gut er konnte, vor, um nicht eine gar zu ſchlechte Rolle zu ſpielen. Vor Allem galt es nun, eine Liebeserklärung in Verſen aufzuſetzen, in welcher man ſeine Gefühle mit Zartheit und Innigkeit kund gäbe. Alvarez verfaßte die ſeinige in der ungekünſteltſten Waidmannsſprache; der Unbekannte fand mit ſeinem Werke den meiſten Beifall. Der Biscayer gerieth in Verzweiflung, als er ſich genöthiget ſah, die Feder zur Hand zu nehmen; er, welcher nur Speer und Schwert zu handhaben gewöhnt war. Nur der Gedanke, daß ihm Aladir's öſtlicher Blumenſinn auch hierin behülflich ſeyn könnte, gab ihm ſeinen Muth zurück. Ein paar Vergleichungen im Geiſte der türkiſchen und perſiſchen Dichter waren vorläufig das Nöthigſte; öftere Zwieſprache mit Aladir lehrte ihn auch eine zweckmäßige Verbindung, und ſo entſtand in Kurzem folgendes echt türkiſche Huldigungskarmen:

O meiner Augen Speiſ', o meines Herzens Köder,
Beklomm'ner als das Schwert, ergreiſ' ich jetzt die Feder!
Ein Maler ſchein' ich mir, der vor der Sonne ſteht,
Und dem bei jedem Strich das Auge übergeht!

Wie ſollt' ich Euer Bild getreu entwerfen können,
Da Eure Blicke mir des Pinſels Haar verbrennen!
Wozu die Tint'? Iſt doch mein dürrer Leib gewiß
Lebend'ger Buchſtab' Euch der Qual, die mich zerbiß.
Warum mich prüfen, Kind? da längſt ſchon meine Zähren
Den kleinen Gardonfluß um's Doppelte vermehren;
Da dies Gedicht doch ſelbſt, das nun ſo glücklich iſt,
Daß Euer Aug' es lieſ't, von Waſſer überfließt!
Mit meiner Gluth verleſcht' ich, traun! der Hölle Gluten,
Und wäret Ihr in mir, Ihr ſah't mich innen bluten!
O Kind, mit gold'nem Haar, das Euer Angeſicht,
Wie ein Kometenſchweif, verlängert und umflicht;
O blaues Augenpaar, blau, wie die blauen Flecken,
Die uns der Gegner ſtößt, um uns in Sand zu ſtrecken;
O Wuchs, ſo ſchlank und ſchmal, wie eine Schuſterahl';
O Näschen, ſanft geſpitzt zum Naſenideal;
O Wänglein, wie ein Tropf' auf Schnee, vom rothen Weine;
O ſüßes Ohrenpaar, — wer hat wohl noch ſo kleine! —
Sich zu verirren drin, gleichwie im Labyrinth, —
O warum ward ich nicht ein Ohrwurm, ſüßes Kind!
Da fällt mir grad' noch bei, daß Eure Augen ſchimmern,
Wie zwei Thurmknöpfe licht durch Wetterwolken flimmern.
Die zarte, weiße Haut, — die Euren Leib umſchmückt,
Der Schafwoll' iſt ſie gleich, die uns Segovia ſchickt.
Ihr kommt, und wie beim Froſt die Wärmpfann' uns erwärmet:
So wird mir warm und wohl, und ich hab' — ausgeſchwärmet.
So leicht ſchwebt Ihr daher, als wie ein welkes Blatt,
Das vom verdorrten Strunk ein Wind geſchüttelt hat.
Ihr ſeyd mir lieber, traun! als meine ſechzehn Hunde,
Die nie ein Wild verfehlt auf Meilen in die Runde;
Ihr ſeyd mir lieber noch, als mein verroſtet Schwert,
Das nur zu Eurem Preis gezückt zu ſeyn begehrt;

Noch lieber als mein Spieß, der Euch an Schlankheit gleichet,
Allein an Spitzigkeit doch Eurem Zünglein weichet;
Noch lieber als — ich weiß nicht, was ich sagen soll,
Doch ist, ich fühl's, das Maß der Gleichnisse nicht voll.
Ich könnte manch' ein Bild zu malen noch beginnen;
Doch denk' ich nur an Euch, so schwinden mir die Sinnen!
Doch, daß ich Alles Euch mit Einem sag', so wiß't:
Ihr seyd mir lieber noch, als es mein Stammbaum ist,
Der bis hinauf zur Zeit der Gothenherrschaft reichet,
Weßhalb mein schlanker Wuchs auch goth'scher Bauart gleichet!
Und nun erbarmet Euch der Qual, die mich bedrängt,
Eh' stetes Seufzen mir den schwachen Leib zersprengt!

Gezeichnet:

Geronimo
Marquese de la Rocca-Pelada.

Diese Liebeserklärung verfehlte ihres Eindruckes auf die schöne Bianka nicht. Sie konnte sich eines schallenden Gelächters kaum erwehren. Vielleicht fand sie selbe absichtlich noch lächerlicher, als sie es in der That war, und selbst ihr Vater konnte nicht läugnen, daß Poesie und Liebe hier extravagirt haben, und das Ganze wirklich zu östlich gehalten sey. — Die Liebeserklärungen der Übrigen waren die treuen Spiegel ihrer Verfasser; nur der Unbekannte hatte sich männlich und doch lieblich ausgedrückt. Sempronia lobte das Natürliche in des Alvarez Styl; Aladir rühmte nicht minder die Originalität in Geronimo's selamartigen Briefe, während der Fremde keinen Lobredner fand, vielleicht, weil er keinen finden wollte. Sempronia und Aladir wetteiferten in der Begünstigung ihrer

Schützlinge, und beobachteten sich gegenseitig auf's genaueste. Indeß war Letzterer doch weit einsichtvoller, und wußte das Gewebe so zu gestalten, daß nach wenigen Tagen alle übrigen Freier, bis auf die genannten drei, sich gehorsamst empfahlen.

8.

Die Proben wurden an dem Kleeblatte fortgesetzt An Alvarez kam die Reihe zuerst. Aladir kannte seine Leidenschaft für die Jagd, und hatte ihm eine ganz eigene Folter zugedacht. Zwar wurde Sempronia bei Zeiten davon benachrichtiget, aber Aladir kam ihr dennoch in ihren Anstalten zuvor. Des Alvarez Prüfung bestand in Folgendem: er mußte mit gespannter Armbrust, gerade auf dem Punkte, um loszudrücken, dastehen, und die ärgsten Versuchungen, die es für einen Jäger nur geben kann, erwarten. Wie er nämlich in vollster Anstrengung aller Muskeln vor sich hinstarrte, ließ man plötzlich in der Schußweite allerlei Geflügel vor seinen Augen emporsteigen. Noch zwang er den Jäger in sich hinein. Jetzt schossen einige Hasen in gleicher Entfernung recht frisch und lebendig vorüber. Alvarez zuckte. Lustige Hirsche folgten; Alvarez wurde röther im Gesichte. Den Beschluß der verführerischen Jagd machte ein Trüppchen Rebhühner, des Jägers Lieblingswild. Da hielt sich der Gefolterte nicht länger; seine Knie schlotterten; seine Arme bebten, seine Augen kreiseten wie Feuerräder; das Wasser trat ihm in die Zähne; der verrätherische Finger schnappte an die Feder, — und der Bolz flog hinaus. Ein allgemeines Hohngelächter lohnte des

Schützen Voreiligkeit und schlecht bestandene Prüfung. Zwar schützte er die Reitzbarkeit seiner Nerven vor; allein diese Entschuldigung wurde nicht angenommen.

Geronimo hatte sich kaum von seinem Spottgelächter über Alvarez gesammelt, als die Reihe ihn traf. Er mußte sich mit der Bemerkung, daß er sich ja durch nichts sollte außer Fassung bringen lassen, niedersetzen. Aladir war auch hier der Prüfer.

„Wie kannst Du es wagen, Ritter ohne Herz!“ begann dieser, „gegen solche Nebenbuhler aufzustehen? Was hast Du schon gethan? Wo sind deine Siegeszeichen? Glaubst Du, Bianka werde so thöricht seyn, und sich Deinen schwachen Händen anvertrauen? Was spricht bei ihr für Deine Tapferkeit? Deine Waffen? die sind blank und neu; — Du brauchst Ruhe, ohne noch etwas geleistet zu haben; nicht die Strapazen des Krieges haben Deinen Bart gebleicht und Deine Stirne gefurcht!“ Aladir bemerkte, wie mühsam Geronimo an sich hielt, und verdoppelte seine Angriffe. — „Prahlst Du Dich etwa, weil Du ein Spanier bist? Höre! Zwanzig Mauren jagen hundert Spanier Deines Gelichters an das Ende der Welt. Wie lange brauchten Deine Landsleute, um uns mit ihrer Überzahl zum Theile nur aus Eurem Lande zu jagen, welches wir durch unsere Wissenschaften und Künste gebildet. Was wir in Einer Schlacht gewonnen hatten, nahmt Ihr uns erst nach 779 Jahren, in 3700 Gefechten wieder ab!“

„„Du lügst, schwarzer Hund!““ schrie plötzlich Geronimo außer sich, und hätte vielleicht den armen Aladir durchbohrt, wenn nicht früher das Gelächter

aller Umstehenden den Übelbestandenen erweckt und seine Wuth in Scham verwandelt hätte.

Jetzt kam die Wortprüfung an den Unbekannten. Für Aladir war dieses das Schwerste, da er des Fremden schwache Seite gar nicht kannte. Auf das gerade Wohl begann er daher: „Sonderling! Du meinst durch das Geheimniß, so Du aus Dir machst, Aufsehen zu machen! Du! der Du Dich fürchtest erkannt zu werden! Ohne Zweifel ist Dein Name nicht der glänzendste; vielleicht ist Dein Haupt geächtet, oder Dich bedeckt noch andere Schmach! Unglückseliger! wenn es Dir beikäme, die Nachsicht des Burgfräuleins zu mißbrauchen, ich würde Deine Waffen zerbrechen, und sie vor meine Füße legen. Du glaubst, Deine Nebenbuhler durch diese Mummerei zu übervortheilen! Umsonst suchst Du dadurch den Mangel an Ruf zu ersetzen; ich ahne Betrug, und man vertraut Dir nimmer! Wie trügst Du es auch, daß man Dich also beleidigte, wie ich es thue, wärest Du nicht durchdrungen von der Wahrheit dieser Vorwürfe. — Du bestehst auf Deinem Schweigen? Gut! zeige jetzt Deine Geduld. Du wirst jetzt deren bedürfen, um mit der Gattin auszukommen, um die Du wirbst; gewöhne Dir auch an, Deinen Helmsturz immer gesenkt zu tragen, so bemerkt man dereinst den Schmuck nicht, mit welchem Bianka Deine Stirne krönen wird. Die böse Welt — — —“

„„Wage es nicht weiter!““ rief nun der Unbekannte, mit hellen Zornesflammen, — „„wage es nicht, nichtswürdiger Maure, die Tugend selbst anzutasten!““ Alvarez und Geronimo klatschten triumphirend in

die Hände. Nun hatten Alle übelbestanden; nun waren Alle gleich. Allein Bianka kühlte sie durch die Erklärung, daß sie des Fremden Fehl für einen Sieg halte, bald ab. Löblich, meinte sie nämlich, sey es, daß der Unbekannte allen Schimpf, der ihn selbst betraf, geduldig ertrug; durch die Beschimpfung seiner Herzensdame aber zum lautesten Ausbruche gereizt wurde. Egbert war mit seiner Tochter vollkommen einverstanden. Nicht so Aladir; was aber lag an dessen Beifalle?

Plötzlich unterbrach ein höchst thränenwerthes Ereigniß das Fest. Bianka's Taube wurde zum zweiten Male vermißt. — „Wer ist der Räuber?“ scholl es aus allen Mäulern. Die Nebenbuhler klagten sich wechselseitig an. Aladir zog den Unbekannten in Verdacht; Sempronia suchte denselben von Alvarez abzuwenden, und auf den Marquese zu richten, und Niemand, außer dem Schloßherrn selbst, war so klug, zu argwohnen, daß der Frevel auch könnte von außenwärts gekommen seyn.

9.

Nach und nach legte sich der Sturm. Ein seltsames, unblutiges Kampfspiel, welches sich zu den Zeiten Maximilian's II. wiederholte, machte die Fortsetzung der Prüfungen aus. Bianka forderte nämlich, daß jeder von den Freiern den andern in einen Sack zu stecken sich bemühe. Wer am Platze der Letzte, frank und frei stehen bliebe, wäre der Sieger.

Es läßt sich denken, daß Bianka nicht böse darüber gewesen wäre, ihre Fahne von allen verlassen zu sehen. Allein das ging nicht so leicht, als sie dachte.

Der Unbekannte erklärte sich zuerst bereitwillig. Der Marquese, schon dadurch beschämt, im Eifer nachgestanden zu seyn, zögerte nun ebenfalls nicht länger. Sempronia hatte ihrem Günstlinge den festesten und geräumigsten Sack zu verschaffen gesucht, damit sein Gegner, der lange Geronimo, sonder Hinderniß hineinkäme. Der Streit ging aber vor strengen Richtern vor, und die Gleichheit der Waffen durfte nicht übersehen werden. So hub denn der Wettkampf zwischen Alvarez und dem Marquese an. Letzterer war zwar weit gewandter; dem Ersteren aber diente sein gehäbiges Bäuchlein zum sichersten Schilde. Der Kampf wurde verzweifelt, und endete damit, daß der Marquese in seiner ganzen Länge in den Sack kriechen, und in dieser unbequemen Lage, über des keuchenden Alvarez Schultern hangend, sich bis vor Bianka tragen lassen mußte. Jetzt mußte der Sieger noch mit dem räthselhaften Unbekannten fertig werden. Seine Athletengestalt ließ dem kugelförmigen Gegner wenig Hoffnung übrig. Indessen sprang dieser doch, nachdem er ein Stündchen geruht hatte, frisch und muthig wieder auf. Nach langem Hin- und Herbalgen gelang es dem Fremden in einem günstigen Augenblicke des Alvarez Kopf in seinen Sack zu bekommen. Mit langausgreifenden Siegerschritten stolzirte der Überwinder, den Überwundenen auf dem Rücken schleppend, auf Bianka zu. Da ereignete sich eine seltsame Begebenheit. Der Sack, in welchem Alvarez stack, verlängerte sich plötzlich bis an den Boden; der Sieger sah um, und bemerkte zu seinem nicht geringen Staunen, wie Alvarez durch eine früher nicht bemerkbare Öffnung des

Sackes einen Ausfall wagte. Die Zuseher geriethen in lebhaften Streit über dieses Ereigniß. Des Alvarez Freunde behaupteten, es habe derselbe durch diese glückliche Kriegslist den Sieg wieder gewonnen. Der größte Theil hingegen, welcher denn auch das Übergewicht erhielt, war der Meinung, daß die Hinterlist des Gefangenen eher die allgemeine Mißbilligung verdiene, als Belohnung; und daß man Sempronien zur Verantwortung ziehen und unter ein wachsames Auge bringen solle; — wobei es denn auch heraus kam, daß sie, ungeachtet der sorgsamen Waffenprobe, ihrem Günstlinge dennoch einen Sack zuzuspielen wußte, dessen Ende ein Faden zusammenhielt, der nur abgebissen werden durfte, um dem Gefangenen freie Bahn zu gönnen.

10.

Aber auch jetzt waren die drei Freier noch nicht am Ziele. Bianka sann auf neue Folterqualen, und schien dabei aller Weiblichkeit absichtlich zu vergessen, um Unerfüllbares auszusinnen. Die dießmalige Forderung bestand nämlich in nichts Geringerem, als daß nur derjenige Bianka's Hand erhalten könnte, welcher eine lange Herbstnacht hindurch auf dem höchsten Berggipfel der Umgegend, Can-Saint-Martin genannt, zubrächte. Hierzu kam noch, daß der Herbst gerade streng war, und der Delinquent weder Kissen noch Decken mitnehmen durfte; überdieß forderte man von demselben noch, daß er wohlgerüstet, gleich einer Vorpostenwache, welche den Feind erwartet, und wach bis an den Rothmorgen, in seiner Stellung verbleiben müsse.

Das Schicksal bestimmte Alvarez zum Vorbilde

seiner Mitwerber. Eines Abends, als die Kälte sich durch einen spiegelreinen Äther kundgab, und der Nord die letzten Blätter von den ausgedorrten Bäumen schüttelte, führte man Alvarez in langem Zuge an den Ort seiner Bestimmung. Den Trost, daß er von seinem Standpunkt aus das Schloß, in welchem die Urheberin seiner Qualen wohnte, gewahren könnte, gab man ihm zum Zehrpfennige; wünschte ihm dann „guten Abend!“ und versprach ihm, um sechs Uhr zu kommen, um ihm „guten Morgen!“ zu wünschen.

Der Tag fing noch kaum zu grauen an, als Aladir, der jedem Schritt und Tritte Sempronia's nachspürte, zu Egbert kam, und ihn mit innigem Antheile bat, den lieben Alvarez doch nicht gar so lange leiden zu lassen. Bianka willigte gerne darein, und derselbe Zug, welcher gestern Abends den Prüfling hinausbegleitet hatte, eilte nun fort, um ihn wieder abzuholen. Allein welche Stimmung bemächtigte sich Aller, als sie Alvarez in seiner ganzen Dicke, in ein Flaumbett bis über die Ohren eingehüllt, am Boden liegen sahen, und mit seinem Schnarchen das Echo der Berge zum Wettkampfe laden hörten. Aladir schrieb die bequeme Lagerstätte alsogleich — und nicht mit Unrecht — auf Sempronia's Kosten. Umsonst suchte diese zu läugnen, und nur die unerklärbare Großmuth Bianka's konnte diesmal die unverbesserliche Duenna noch retten. Die Folge des Ganzen war, daß, auf einstimmiges Verlangen, dem Nächsten in der Prüfung, Geronimo, eine hohe Lanze, woran eine Laterne hing, als untrüglicher Telegraph seiner Standhaftigkeit beigegeben wurde. Der Nachtwind blies in grimmigen Anfällen um Geronimo's Haupt; allein er hatte in dem Leben alter

Helden noch weit ärgere Proben angetroffen, und blieb ſtandhaft auf ſeinen Speer geſtützt. Da nur Bianka und der liebe Morgen die beiden alleinigen Wünſche ſeiner Seele waren, ſo verſchmolz der Leidende dieſe beiden Gegenſtände mit einander, und ſang, um ſich die Zeit zu verkürzen, einen heiſeren Hymnus an ſeine morgenrothe Bianka, wozu das Nachtgevögel den Brillenbaß in ſeine Ohren kriſch. Aber ach! wie er ſo mitten im eifrigſten Singen war, froren ihm die Worte in dem Munde, und doppelſchallige Laute waren die Aufſtreiche zu einer nunmehr erfolgenden, langen Pauſenſymphonie. Die Laterne, welche anfangs wie ein Komet durch die nebelige Luft flackerte, ſank immer tiefer, und glich am Ende gar einem Erdmännlein, welches, kaum eine Spanne hoch, über dem Boden flimmert.

Tags darauf fand man den Bergwächter auf die Erde hingeſtreckt, ohne Zeichen des Lebens. Alles wetteiferte in Hülfeleiſtung, wodurch er auch bald zu ſich kam. Man muß es zu Bianka's Ehre geſtehen, daß ſie, ſobald der Thürmer des Schloſſes die Laterne aus dem Auge verlor, alſogleich Anſtalten zur Befreiung des Gefolterten treffen ließ. Allerdings hätte dieſes Ereigniß den Unbekannten ſchrecken können; deſſenungeachtet ſtellte er ſich mit einem Muth und einer Hitze den ſcharfen Grüßen, die ihm die Cevennen ſandten, zur Wehre, die allen Glauben überſtiegen. Man war verſucht zu glauben, daß eine unſichtbare Hand dem räthſelhaften Ritter ihren Schutz verleihe. Aber warum das Verdienſt eines Mannes eingeſtehen, und doch zweifeln, ob er ein Held ſey? Bianka konnte ſich nicht mehr verbergen, daß der Augenblick der Entſcheidung genaht, und ihr Olivier noch nicht ge-

kommen sey. Eine andere Jungfrau in einem anderen Lande schien ihn gefesselt und bei sich zurückgehalten, oder die Drohung, welche Egbert damals gegen ihn ausgestoßen hatte, ihn zurückgeschreckt zu haben. Übrigens dauerte ja Bianka's Herrschaft noch zwei volle Tage. Sie forderte, daß in dieser Zeit die Freier ihre Kunst im Fasten zeigen sollten. Ungesäumt schloß man daher den dickleibigen Alvarez in eine Art von Zelle ein, und gab ihm, aus purem Mitleid, Geronimo'n als Gesellschafter bei; der Unbekannte erbat sich Einsamkeit, und erhielt seine Haft in einer Kammer, die an Aladirs, seines Wächters, Behausung anstieß. Den ersten Tag über blieben die Gefangenen ungestört; erst um Mitternacht kam Aladir mit glaubwürdigen Zeugen auf Besuch. Der Augenblick war gut gewählt. Welch' ein Anblick, als sie in das Gefängniß des Marquese und des Alvarez traten! Braten und Wein belasteten die Tafel. Sempronia, welche diese dem Schlummer heilige Stunde für sicher hielt, saß einer Bachantin ähnlich zwischen den Schmausenden. Sie wußte sich durch nichts, als Verwünschungen, und das Begehren zu helfen, daß man alsogleich auch den Unbekannten überraschen solle, da sie der festen Überzeugung wäre, auch der Fremde sey nicht sündenfrei. Man kam, — allein der Gefangene schlief friedfertig, und regte sich nicht.

11.

Endlich war der Augenblick herangekommen, in welchem der Sieger feierlich ausgerufen werden sollte. Bianka, von den Ihrigen umgeben, erschien im vollsten Staat auf dem Schloßbalkone. Trompeten ver-

kündeten mit hellem Geschmetter der Nachbarschaft, daß des Tornakers Töchterlein nunmehr ihre Herzenswahl aussprechen würde. Egbert sah, wiewohl er im Geiste siegjubelte, dennoch schüchtern umher, ob sich kein fremder Gast, das Fest zu stören, eingeschlichen hätte. Er bemerkte mit inniger Seelenfreude, wie der Schloßherr von Pouillan sein Schloß mit einem schwarzen Schleier verhängt zu haben schien. Keine Seele zeigte sich, weder auf den Thürmen, noch auf den Wällen, noch im Vorplane. Eine tiefe Pause spannte die Erwartung auf's Äußerste. Jetzt erhob sich Bianka. Sie bekannte sonder Zaudern, daß der Ritter, dessen Schildumschrift: „Ich hasche sie dennoch“ lautete, die Proben am rühmlichsten bestanden, und nun sein Versprechen, erst als Sieger seinen Helmsturz zu lüften, zu lösen habe. — Gegen Bianka sich verneigend, und einen Kuß auf ihre Hand drückend, nahm er den Helm ab. Die Burgleute erkannten ihn, und schrien laut auf. Olivier war es nicht. Egbert stand wie angedonnert, als er sah, daß sein Schwiegersohn der Schloßherr von Pouillan sey. Er wollte den ganzen Vorfall, als eine tückische List, nicht gelten lassen. Aber der Sieger berief sich auf seine eigenen Nebenbuhler, während Egbert bereits mit seinen Augen den jungen Mauren suchte, um ihn gebührend zu belohnen. Olivier's Vater entschuldigte seinen Mitschuldigen auf eine sehr natürliche Weise. — „Warum wolltet Ihr,“ sprach der Pouillaner, „auf Aladir zürnen? Schwur er denn falsch, als er Euch schwur, daß ich nicht Olivier wäre?“ — Je triftiger er aber Egberts Gründe widerlegte, desto zorniger wurde dieser. Endlich erhob sich Bianka wieder, und begann:

„Um dieſen Zwiſt auszugleichen, mein Vater, ſo erlaubt, daß ich meine Hand demjenigen unter den Rittern hier reiche, welcher mir mein Täubchen, und Euch das ausgeſtopfte Leidensbild des Sperbers, das Euch auf Pouillan's Thurmknaufe ſo ſchmerzlich entgegengrinſ't, in die Hände liefert!“ — „Es ſey,“ rief Egbert, in der Hoffnung, Zeit zu gewinnen, aber plötzlich ſtand Olivier vor ihm, das Täubchen in der einen und den Sperber, deſſen Verſchwinden von ſeinem Spieße man gar nicht bemerkt hatte, in der andern Hand.

Es blieb kein Zweifel, daß Olivier niemand Anderer war, als der Maure Aladir.

Egbert ſah ſich an ſeinen Todfeind verrathen und ausgeliefert. Es war nun ein Augenblick gekommen, in welchem er mit ſich ſprechen laſſen mußte, und da er ſich in ſolchen Augenblicken, wie ich meinen Leſern gleich anfangs bemerkt habe, verſtändigen ließ, ſo war auch bald eine vollſtändige Verſöhnung der feindlichen Nachbarn gelungen; den zweiten Titel meiner Erzählung, nämlich die Freierproben, behielten die armen Gequälten wohl lange noch im Gedächtniſſe. Geronimo nahm von Bianka, die wonneſelig in Oliviers Armen lag, Abſchied, um zum neunzehnten Male in ſeinem Leben die Herzensdame zu wechſeln; Alvarez ließ ſich von Bachus über das vertröſten, was ihm Frau Venus angethan hatte. Ein allgemeines Feſt beſchloß den ſchönen Tag, und die ſchimmernden Lampen, mit denen die beiden Schlöſſer reichlich erleuchtet wurden, bildeten die weithin ſtrahlende Deviſe:

„Was unverſohnlich ſchien auf Erden,
Verſohnt kann es durch Liebe werden.“

Die Blaue.

Wieder blickten zwei feurige Schwarzaugen durch das blecherne Siebfensterchen an der Thüre, als ich kaum vor meines Freundes, des jungen Doktors J., Wohnung die Klingel gezogen, und wieder fragte mich ein helles Stimmchen: „Wer wünscht Einlaß?“ — Und wieder ging, als ich meinen Namen nannte, die Thüre auf, und ein niedliches Wesen äußerte mit Bedauern: „Ach! lieber Herr, heute haben Sie sich leider umsonst bemüht; der Doktor sind in der Stadt zu Gaste.“

Wie verschieden ist eine solche Abfertigung von dem dummdreisten Begegnen übermüthiger Kammerdiener, von den groben nichtssagenden Antworten achselzuckender Thürsteher, welchen man sich an dem Gränzzollamte mancher Antichambre auszusetzen hat. Nicht selten, ich muß es gestehen, war ich sogar mit jener höflichen Abweisung nicht begnügt, sondern ich fragte um das Detail der Einladung, um den Ort, um die Stunde der Rückkehr, um Dieses und Jenes, was eben interessant genug war, um keine uninteressante Antwort zu veranlassen. Mir kam es dann immer vor, als ob ich nicht vor einer Magd, sondern vor einem Fräulein stände; mit leiser Scheu betrachtete ich das liebe, blasse Gesicht mit dem leidenden Zug über dem Auge; bemerkte mit schonender Neugier, wie sie meinen Fragen

um ihr früheres Schickſal auswich, und konnt' es nicht über das Herz bringen, den Hut auf den Kopf zu ſetzen, ſo lange ich auf der Thürſchwelle mit der angenehmen Pförtnerin zaudernd ſprach und ſprechend zauderte.

Längſt ſchon hatte ich den Doktor ſelbſt über dieſes Mädchen aus der Fremde (denn dafür bürgten Tracht und Mundart) fragen wollen; aber trotz des Vertrauens, das ich ſowohl auf ihn, als auf das liebe Kind ſetzte, wagte ich es doch nicht; denn es gibt gewiſſe Verhältniſſe, die erſt dann verletzend werden, wenn man auf ſie anſpielt, und als eine ſolche Anſpielung wollte ich meine Frage um das Mädchen durchaus nicht gedeutet wiſſen. Endlich in einer Stunde froheren Beiſammenſeyns, wo ich über die Langweiligkeit und Unbeſtimmtheit des Junggeſellenlebens, das ich damals noch führte, mich ausließ, gab ſich die Gelegenheit von ſelbſt.

„Was mein Garçon-Leben betrifft," meinte der Doktor, „ſo bin ich recht gut daran; ich fühle alle Bequemlichkeiten desſelben, und vor dem Unbequemen, worin man als ein Ungeübter, Eckiger, Ungefügiger, kurz als ein Mann oft geräth, bewahrt mich meine — Jette!"

„Ihre Jette?" begann ich, „das feine ſittige Weſen, das mir immer öffnet? Es mag wohl ein recht gutmüthiges, häusliches Geſchöpf ſeyn: man merkt es ihr in Allem an.

„Und für mich ginge ſie denn gar durch's Feuer," erwiederte der Doktor; „ich ſollte es nicht ſagen, aber ich verdanke die aufrichtige Zuneigung des Mädchens

meiner Gutmüthigkeit und meinen unbefangenen Ansichten über gewisse Gegenstände des gewöhnlichen Vorurtheiles. Sie ist eine Rheinländerin — der Zufall führte sie mir auf meiner letzten Reise durch Deutschland entgegen.“

„Das dacht' ich mir wohl gleich, daß sie jener Gegend angehöre. Sie ist wohl eine Waise? — Ich merkte längst, daß es mit ihr ganz besondere Bewandtniß haben möge, und ihre ganze Erscheinung spricht mich seltsam an.“

„Ich will Ihnen die Geschichte des armen Kindes erzählen unter der Bedingung, daß sie meinen redlichen Absichten keine unlauteren Motive unterschieben. Hören Sie denn:

Auf meiner Reise kam ich in ein Dorf am Rhein, welches von drei Seiten Berge, von der vierten den majestätischen Strom zu natürlichen Gränzen hat. Es war eben Sonntag; die Glocken beierten in lieblicher Harmonie das Landvolk aus allen Richtungen zusammen. Bursche und Dirnen wandelten in ihren Festtagskleidern der Kirche zu. Recht anmuthige Gesichter sahen mir entgegen, und nickten mir freundliche Grüße. Wohlhabenheit und besonders Reinlichkeit spiegelte sich in Tracht und Haltung. Auffallend waren mir die blendend weißen Schürzen der Dirnen, auf welche sie sich nicht wenig einzubilden schienen, wiewohl sie nur eine geringe Zugabe zu dem einfachen, geschmackvollen Staate bildeten, welcher ihre schlanken Gestalten umschloß. Um so befremdender war es daher für mich, als ich eben um die Kirchenecke bog, ein hübsches, blasses Mädchen, — es war Jette — ganz allein

mit einer blauen Schürze zu bemerken. Mit frohem Gruße eilte sie auf die übrigen zu, aber, als ob eine Verpestete unter sie träte, wichen alle zurück, und ließen sie, mit dem verächtlichen Rufe: „Eine Blaue“ seitwärts stehen. Weinend wankte sie zurück, lehnte sich an die Dorflinde, — hinter welche ich mich stellte, um sie näher zu beobachten — und rang, lautschluchzend, die Hände. Die Unglückliche flößte mir Theilnahme ein. Ich sah, wie die Mädchen flüsternd und spöttelnd im Vorübergehen sich von ihr abwendeten, wie sie wohlgefällig und stolz an ihren weißen Schürzen tändelten und zupften, während auf Jette's blaue Schürze die Thränen trostloser Verzweiflung niederrollten. Daß die Farbe der Schürze etwas zu bedeuten habe, vermuthete ich nun wohl, ohne jedoch den Zusammenhang derselben mit der öffentlichen Meinung einzusehen. Einer der Bursche, welche sie im Vorbeischlendern mit frechen Witzreden neckten, ließ mich beiläufig den Grund ahnen. Das arme Mädchen ertrug allen Hohn gelassen und starrte lange regungslos vor sich hin. Plötzlich, wie von einem raschen Entschlusse durchzuckt, wankte sie, fast versagenden Fußes, durch ein Seitengäßchen fort. Ich ihr nach. Am Ufer des Rheins hielt sie an. Ich hinter ihr; sie sah mich nicht. Jetzt faltete sie die Hände, bethete stumm und inbrünstig, riß sich dann die blaue Schürze vom Leibe, erhob sich zum Sprung in die Wellen, — und erwachte von einer langen todtähnlichen Ohnmacht erst auf meinem Zimmer, auf welches ich sie bringen ließ, unbekümmert um die Bemerkungen des Dorfvolkes, welche mir gleichgültig seyn konnten. Als sie

zu sich gekommen, entdeckte ich ihr meinen Stand, und bat sie, ruhig und unbesorgt zu seyn, und in mir einstweilen nichts als den Arzt zu sehen.

Sie fügte sich meinen Bitten willenlos, als ob sie Befehle wären, und versank zu meiner großen Freude in einen erquickenden Schlummer, während dessen ich Zeit fand, mich von ihrem Schicksal näher zu unterrichten. Mein Gastwirth, zu dessen Hausleuten Jette bis heute gehört hatte, ermangelte nicht, mir ihre Leidensgeschichte ausführlich, mit manchen unliebsamen Glossen und spöttischen Derbheiten entstellt, mitzutheilen. Es war eben keine Kunst, das Wahre von der Zuthat gemeinen Vorurtheils zu unterscheiden, und so gestaltete sich denn folgende Erzählung als treuer Bericht über Jette's Schicksal.

Das Dorf, in welchem ich ihr Lebensretter geworden, war ihr Geburtsort, ein Ort, welcher wegen seiner Abgeschiedenheit auch in den Sitten der Einwohner etwas Abgegränztes, Eigenthümliches hatte, so zwar, daß — wie es leicht geschieht, gewisse Sprichwörter, Gewohnheiten und Witze nur innerhalb des Kesselthales, in welchem das nette Dörflein lag, gangbare Münze waren. Ihrer Eltern, armer Pächtersleute, frühzeitig beraubt, wurde sie von der Besitzerin eines benachbarten Schlosses, einer alten, lesesüchtigen, aber guten und herzlichen Dame, aufgenommen und wie eine Tochter des Hauses gehalten. Die Geistesrichtung ihrer Erzieherin blieb nicht ohne Nachwirkung. Auch Jette hatte bald aus bunter, ungewählter und tendenzloser Lektüre, in romantischer Einsamkeit, das Gift der Überspanntheit und Schwärmerei eingesogen.

Strenge Abgeschiedenheit, gänzliche Unbekanntschaft mit der Welt und Mangel an einer festeren und geistigen Stütze zogen diesen Auswuchs einer lebhaften Phantasie groß. Da starb plötzlich ihre Wohlthäterin eher, als sie für Jetten's Los noch gesetzliche Fürsorge getroffen hatte. Jette war zum zweiten Male verwaist, im Augenblicke der thätigsten Entwicklung ihres Innern. Ihrem Schicksale nunmehr allein überlassen, an eine zartere Behandlung gewöhnt, als man bei einer ungebildeten Dorfbewohnerin erwarten kann, verdung sie sich in dem kleinen aber wohlbestellten Gasthofe des Dorfes, wo ich eingekehrt war, als Aufwärterin. Hier, wo Reisende, welche längs dem alten Rhein hinabziehen, häufig einsprechen, fand sie Gelegenheit genug, sich durch ihre ungewöhnliche Bildung bei den Reisenden, und dadurch auch anfänglich bei ihren Wirthsleuten beliebt zu machen.

Einmal kam — so gestand sie mir in der Folge auch selbst, als ihr meine Versicherung, daß ich von ihrem Schicksale bereits genau unterrichtet sey, den Mund geöffnet hatte, — ein reisender Maler an, ein junger Mann, braungelockt, mit Spitz- und Kinnbart, feurigen Augen, hoher Stirne, in welche der breite Hut, mit vorquellenden Locken, tief hinabgedrückt war; lebhaft in seinen Wendungen, treuherzig in seinen Reden — ein Wiener. Jette machte nicht minderen Eindruck auf ihn, als er auf sie. Als Gesellschafter eines reichen Kavaliers konnte er sich die Zeit seines Bleibens nicht selbst bemessen. Übrigens war sie lang genug, um zwei Portraits zu malen, zwei Ringe zu wechseln, und voreilig ein süßes Band zu

knüpfen, deſſen bittere Frucht Jetten's Lebensglück vergiftete. Der Maler reiſte ab — ungern, mit gebrochenem Herzen, wie er vorgab, — aber er reiſte ab — und war ſchon fern, weithin über alle Berge, als das Gerücht die Schuld der armen, betrogenen Jette der Welt kund gab. Bald begannen nun die wahren Foltern ihrer Seele. Nachdem ſie ſchwächlich längere Zeit im Hauſe umhergeſchlichen, manchen ſchmerzenden Seitenblick der Hausleute, manches harte Wort der Nachbarn geduldig hinabgedrückt hatte, ſollte ſie — es war am Sonntage, wo ich ankam — zum erſten Male in's Freie. Schon rief aus der nahen Kirche die Orgel. Ein ſüßer Drang, alle Sündenlaſt abzuwälzen von ihrem Herzen, trieb ſie an, ihren erſten Schritt auf geweihten Boden zu thun, um zu bereuen, zu büßen. Sie bat um ihren Sonntagsſtaat. Schweigend ſchob ihr die zweite Magd des Hauſes ihn auf den Stuhl hin. Schon ſchloß ſich das faltige Röckchen um die ſchlanken Hüften; ſchon ſaß das nette Häubchen auf dem ſchön geſcheitelten Haare; ſchon wollte ſie die blanke Schürze umbinden — da bemerkte ſie — und fuhr entſetzt zurück — daß man ihr ſtatt der weißen Schürze eine blaue hingelegt hatte. Jetzt erſt ſah ſie die Bedeutung eines Ausdruckes ein, deſſen ſie wohl öfter ſchon als eines argen Schimpfes erwähnen gehört hatte, ohne jedoch ſeinen Sinn zu ahnen.

In ihrem Geburtsorte nämlich, ſo wie auch in Baiern und andern deutſchen Provinzen, herrſcht ſeit alter Zeit die Gewohnheit, daß Mädchen, welche ſich einen gleichen Fehltritt, wie Jette, hatten zu Schulden kommen laſſen, keine weiße Schürze mehr, ſondern

nur eine blaue tragen dürfen. Es wird ihnen dadurch ihr Vergehen, so zu sagen, immer unter die Augen gehalten; in der Kirche läßt sie Niemand in den Stuhl; bei feierlichen Aufzügen finden sie keine Begleiterin; auf Kirchweihfesten keinen Tänzer; jeden freieren Scherz müssen sie sich gefallen lassen, und wagen sie irgendwo über ihr trauriges Los eine Klage anzubringen, so heißt es nur: „Laßt sie, 's ist eine Blaue!“

Nur zu schmerzlich erfuhr auch Jette, wie schrecklich ein Fehltritt durch die sonst gleichgültige Farbe eines werthlosen Kleidungsstückes werden könne; wie der Vergeltung nichts zu unbedeutend sey, um ihr Opfer damit zu züchtigen. Nothgedrungen, ja fast unwillkürlich (denn ihrem Bitten und Flehen um die älteste, abgetragenste Schürze, wenn sie nur weiß wäre, gab Niemand Gehör) band sie den blauen Laken um; nahm sich ein Herz, trat in's Freie, mitten unter die Dirnen, die zur Kirche schritten, um sich gleichsam unter den Reinen zur Stätte der Buße einzuschwärzen. Schön geschmückt mit schneeweißen Schürzen zogen die Dorfmädchen einher, großentheils ihre Gespielinnen in frühester Jugend, zu fröhlichen Paaren, traulich geschlossen, feiertäglich erbaut. Sie konnte dem Drange ihres Herzens nicht länger widerstehen; das Bewußtseyn der Genesung nach schmerzlichem Ringen mit dem Tode; die Hoffnung, des Wiedersehens Freude werde keinem Vorwurfe Raum geben, ließen für einen Augenblick auf ihr schimpfliches Wahrzeichen vergessen. Wie schmerzlich sie daran erinnert wurde, — davon war ich selbst Zeuge.

Noch kämpfte die Arme im Wachen und in Fieberträumen mit den qualvollen Nachwehen ihrer zwar verdienten, aber harten Züchtigung, als ich ihr entdeckte, daß ich im Begriffe stehe, nach Wien zurückzukehren, daß ich sie mitnehmen, und ihr in allen Ehren die Führung meines Hauswesens überlassen wolle.

Mein schlichtes Wesen, mein unbefangenes Mitleid, mein rascher Antrag, — kurz Alles bestimmte sie, mir zu folgen. Ich hielt ihr redlich Wort, das muß ich mir selbst nachrühmen; sie vermißt nichts bei mir — nichts — als —"

„Vielleicht die Möglichkeit, den zu sehen," fiel ich ein, „der ihres Leidens Urheber war —?"

„Diese Möglichkeit ist ja hier in größerem Grade, als irgendwo vorhanden," versetzte der Doktor. „Der Maler war ein Wiener, und sein Herz, sie schwört darauf noch jetzt, nicht schlecht. Wenn mir mehr gelingen sollte, Freund, als ich im ersten Augenblicke beabsichtigte! Was sagen Sie dazu —?"

„Daß dies eine ihrer herrlichsten Kuren wäre — Ein gebrochenes Herz heilen, Doktor, welch' schöner Triumph! — Ich habe mich zwar nie mit Steckbriefen befaßt, aber wenn ich den jungen braungelockten Maler mit dem Spitz- und Kinnbarte und den feurigen Augen wo fände, ich würde seine Freundschaft suchen, in einer Stunde gemüthlichen Beisammenseyns sein Herz ausholen und die weichste Seite seines Innern berühren, um die Schuld der Vergangenheit in sein Gedächtniß zurückzurufen. Wenn er sich dann wünschte, seinen Fehler gut machen zu können, wie wollt' ich ihn

freundlich am Arme faſſen, und ihn zu Ihnen führen, lieber Doktor! Solch' ein Ausgleich des Schickſals mag eine himmliſche Stunde geben!"

Der Doktor ſchüttelte mir die Hand; Jette trat eben ein. Sie mochte wohl bemerkten, daß uns die Augen naß wurden, als wir ſie anſahen.

Juana.

„Nun, was ſagt Ihr zu dieſem Stimmchen, Señor? — Iſt es nicht glockenrein? nicht ein Stimmchen zum Küſſen, zum Verlieben, zum Raſendwerden?“ fragte der wohlbeleibte Marquis von Villa-Marinquez, Contador des Rathes de hazienda zu Madrid, ſeinen Begleiter, den Muſikdirektor der königlichen Garde, Joſeph Melchior Gomis.

„St! St!“ winkte ihm dieſer, um ja keinen Ton der Wunderkehle zu verlieren, welche wie eine unbelauſchte Nachtigall das Schweigen der Nacht mit ihren ſchwellenden Klängen belebte. Kalt rieſelte es dem jungen Meiſter vom Wirbel bis zur Zehe nieder; es war der ſüße Schauer des Entzückens. Seine Augen, in welche ſich unwillkürlich Thränen ſchlichen, verbarg er in der hohlen Hand, um ja durch nichts im Genuſſe geſtört zu werden. Der wohlbeleibte Contador hingegen war ein Enthuſiaſt ganz anderer Art. Seine ſchwarzen, ſtechenden Augen leuchteten mit eigenthümlichem Glanze aus dem braunrothen Geſichte hervor. Um die aufgezogene Adlernaſe, welcher ſeine Rechte verſchwenderiſche Priſen Spaniols zuführte, ſpielte ein lüſternes Lächeln, und ſein ganzes Weſen ſchien zu verrathen, daß ſeine Begeiſterung nicht ſowohl dem Geſange, als der Sängerin gelte.

Die herrliche Stimme, welche zwar nur ein einfaches kastilianisches Volksliedchen vortrug, aber dabei einen solchen Aufwand von Kraft, Klarheit und Schmelz kund gab, wie man es nur selten im Leben zu hören pflegt, scholl unter den Arkaden eines Häuschens hervor, welches unfern der Segovia-Brücke lag, und in seinem Erdgeschosse mehrere Krämer und Kleinverkäufer beherbergte. Nur durch ein einziges, kleines Gitterfenster schimmerte Licht, und eben aus diesem Fensterchen klang die Melodie, welche den ältlichen Rathsmann und den jungen Kapellmeister, jeden auf eigene Weise, ansprach und fesselte.

„Beim heiligen Isidor“ rief jetzt Gomis aus, als die letzten Töne der Schlußstrophe leise verklungen waren, „das ist eine Stimme, Marquis, eine Stimme, wie ich noch keine in Spanien gehört habe, die darf der Welt nicht entzogen bleiben, es wäre Frevel an der Kunst, Frevel an der Natur, die solch' ein Kleinod nur ihren liebsten Schoßkindern schenkt! Ihr habt mich hergeführt, edler Kunstfreund, ihr wißt zuverläßig etwas Näheres, wer das Wesen ist, dem der Himmel solch' eine Wunderkehle verliehen hat! O redet, sprecht, die Ungeduld verzehret mich!“

„Nun also glaubt Ihr, Señor,“ erwiederte der Contador schmunzelnd, daß Don Diaz von Villa-Marinquez Geschmack hat? daß er weiß, was eine Stimme zu heißen verdienet? daß er sich's angelegen seyn läßt, sich umzuthun, wo etwas für die Kunst zu gewinnen ist? — Das Mädchen, das diese herrliche, silberreine, unschätzbare Stimme besitzt, wohnt dort

in jenem düstern, dumpfen, unbeachteten Laden, dessen Gitterfenster Ihr beleuchtet seht, [illegible] nichts mehr, als ein armes, schlichtes Wäscher[illegible]ädchen, wie sie unter Tags zu Hunderten am Manzanares umherstehen und nach dem Takte ihrer Lieder das Leinen walken."

„Nicht möglich!" entgegnete Gomis überrascht. — „Jammerschade, daß diese Perle im Schlamme vergraben liegt!"

„So reißt sie heraus aus dem Schlamme! das war so meine Absicht, als ich Euch hierhergeführt. Ihr seyd der Mann dazu; Ihr habt die Musik aus dem Fundament studiert, habt Euch in Valencia mit Mozart und Haydn Tag und Nacht beschäftiget, habt selbst so viel Schönes komponirt und instrumentirt, daß man Euch sogar nach unserer sehr edlen, rechtlichen, treuen und heroischen Stadt berief, um unseren murrköpfigen Gardesoldaten militairischen Gemeingeist einzumusiziren. Wenn Ihr Euch der armen Juana annehmet, so kann sie sicher seyn, ihr Glück zu machen, und Ihr selbst habt eine Primadonna gefunden, deren Händen Ihr das Schicksal jeder Composition beruhigt anvertrauen mögt!"

Dieser Gedanke fand bei Gomis Anklang. Der innere Drang, sich dem dramatischen Fache zu widmen, hatte ihn eben von Valencia fortgetrieben, wo er seit seinem sechzehnten Jahre als Gesanglehrer im Chorherrnstifte angestellt, von seinem Meister, P. Pous, nur für den ernsten Kirchenstyl gebildet wurde, bis sich ihm in seiner zweiten Anstellung als Musik-

direktor der Artillerie-Bande ein neues, lebhafteres Feld der Thätigkeit öffnete. Der Reichthum an kräftigen, aufweckenden Melodien, die ihm fortwährend in den Ohren klangen, die Kunst effektreicher Instrumentirung, deren er vollkommen mächtig zu seyn sich bewußt war, und die genaue Kenntniß dessen, was der Stimme zusagt, und was der Begleitung zu überlassen ist, flößten ihm die Überzeugung ein, daß er bestimmt sey, den tief gesunkenen Ruf der spanischen Opernmusik auf einen glänzenden Standpunkt zu erheben; allein er fand in Madrid seine Hoffnungen gewaltig getäuscht. Das Theater de la Cruz, welches sich damals allein noch mit Opernvorstellungen befaßte, brachte nichts auf die Breter, als die bekanntesten und leichtesten Tonwerke von Rossini und dessen Nachäffern. Schlechte Sänger, ein ungeübter Chor und ein mangelhaftes Orchester gewährten dem einheimischen Tonsetzer nur eine unsichere Bürgschaft für das Gelingen einer größeren Composition. Mit lebhafter Theilnahme griff er daher des Contador's Vorschlag auf, welcher bei glücklichem Erfolge nicht nur seinen sehnlichsten Wünschen Erfüllung, sondern auch der vaterländischen Kunst einen dankenswerthen Zuwachs zu versprechen schien.

„Ihr habt Recht, Don Diaz," begann er nach eine Pause, „es wäre ein köstlicher Fund! wenn nur Juana auch sonst geeignet ist, Ihr versteht mich wohl — und wenn sie nur auch will!" —

„O ich versteh' Euch," versetzte der Contador mit lächelnder Faunenmiene: „Ihr wollt so viel sagen, als

ob Juana nebst ihrem schönen Stimmchen auch ein hübsches Lärvchen und ein interessantes Figürchen habe, was denn auf der Bühne auch mitunter eine Hauptsache zu seyn pflegt. — Hat das Alles, Señor, — Alles; ist ein Mädchen, ein Mädchen, dem ich schon manche blanke Dublone unter die Augen hielt, um es anzukörnen; aber da ist eine alte Mutter, eine echte Büßerseele, welche das lebenslustige Püppchen, von dessen Fleiße sie zehrt, vom Platz weg in den Himmel fördern will, und ihm jeden Schritt und Tritt bewacht wie ein Argus; da ist vor Allem ein junger Vetter, ein rüstiger Arriero, rein andalusisches Vollblut, dem die Alte das Goldtäubchen zuzupflänzeln scheint; ein Kerl, der unerträglich wäre, wenn er nicht zum Glück die meiste Zeit im Jahre auf der Straße sich mit Fuhrwerk umhertriebe; und da ist denn endlich auch der starre Trotzkopf der Dirne selbst, welche lieber am Manzanares für geringen Lohn waschen und sich placken will bis sie Kreuzweh bekommt, um wenn's gut geht, ein Mal ihrem barschen Andalusier als treues Eheweib die Maulthiere anschirren zu helfen, statt von mir für ein Paar Zärtlichkeiten einige Dublonen hinzunehmen, die ihrer Mutter auch nicht übel bekommen dürften. — Wie gesagt, die Dirne muß zu ihrem Glücke gezwungen werden, sie muß hinaus in die Welt, und ich wollte drauf schwören, in Jahr und Tag wird die Welt von ihr zu sprechen haben!"

„Wenn sie aber nicht will?" bemerkte Gomis, welchem des Contadors Rede mannigfaches Bedenken erregte.

„Sie wird wollen, sie muß wollen!“ fiel der Marquis fast heftig ein; „man muß den Nächsten zu seinem Glücke zwingen, wenn er selbst blind ist. Laßt das nur mich machen. Die Mutter ist mir eben nicht abhold, denn sie zählt mich zu den besten Kunden. Was ich der Tochter je Schönes sagte, geschah unter vier Augen, wenn sie mir die Wäsche in's Haus trug; die Alte hält mich für einen spröden Hagestolzen. Zu dem liebäugelt sie mit dem Gelde um so lieber, je seltner es ihr ist. Auch ist sie in ihre Juana über die Maßen vernarrt. Wenn es nun heißt, daß man dieser ein glänzendes Los bereiten will, wodurch sie in ein Paar Jahren reich genug wird, um mit ihrer Mutter und ihrem Zukünftigen — wohlgemerkt! der Arriero darf dabei nicht vergessen werden — für's ganze Leben versorgt zu seyn; wenn man bei der Alten gleich selbst den Anfang macht, und ihr so viel auswirft, daß sie der Hände Juana's nicht weiter zu bedürfen scheint, — was gilt's, in den Köpfen Beider brennt's lichterloh auf, und die liebe Eitelkeit, welche das Weibervolk von der Wiege bis zum Grabe beherrscht, macht sie so geschmeidig, daß sie ganz ernstlich mit sich sprechen lassen. Man gibt dann der jungen Candidatin eine ehrsame Duenna bei, welche die Mutter selbst wählen kann, spricht von dem Ruhme und dem Verdienste, wenn die gute Juana allenthalben auf allen Chören des Landes zum Preise Gottes fromme Lieder singt, und durch ihren kindlichen Gesang alle guten Herzen erbaut; schildert die Nothwendigkeit, sie, ihrer vollkommenen Ausbildung wegen, nach einer Stadt zu bringen, wo die Musik jetzt zu Hause ist, z. B. nach

Paris, und während ich die Alte beſchwichtige und tröſte, ſeyd Ihr, Señor, mit unſerer Kunſtjüngerin bereits über der Gränze und könnt dann, von mir unterſtützt, für ihren Unterricht nach Euerer beſten Einſicht ſorgen, um ſie vielleicht ſchon nach Jahr und Tag als Primadonna im Triumphe nach Madrid zurückzuführen.“

Gomis dachte zu edel, um die niedrigen Abſichten, welche aus des Marquis Worten hervor leuchteten, genau zu erkennen. Begeiſtert von der Kunſt und ihrer Würde, ließ er ſich's gar nicht träumen, daß es gemeine Seelen gäbe, die ſich den Mantel der Gönnerſchaft nur deßhalb umhängen, um darunter die Schändlichkeit ihrer Zwecke mit einer Ausdauer zu verfolgen, welche, im Guten angewendet, den wärmſten Dank der Mitwelt verdienen würde. Er hörte nur Juana's Stimme; es war ihm, als ſähe er ſich ſchon mit dem Künſtlerkranz in den Locken über die Bühnen aller Hauptſtädte ſchreiten, als vernähme er ſchon den Beifallsjubel, welchen ſeine eigenen Melodien, von ihren wunderkräftigen Lippen ſtrömend, bei den Beſten ſeiner Zeit erwecken. Vor ſeinem innern Auge that ſich eine neue Welt auf, heller erleuchtet von der Glorie des Ruhmes, als die Ufer des Manzanares vom Glanze des Vollmonds, der ſeinen hellſten Schimmer auf den ſchwärmenden Künſtler herabgoß. — „Ja,“ rief er aus, „edler Don Diaz, Ihr ſollt Euer Geld nicht verſchwenden; die Kunſt zahlt reichliche Zinſen. Juana wird einen Lehrer an mir finden, dem es Ernſt iſt mit der Kunſt, Ernſt mit dem Glücke ſeiner Schülerin. Die Welt müßte taub geworden ſeyn und

alles Gefühl verloren haben, wenn solch' eine klare, unschuldsvolle, kräftige Stimme, geleitet und ausgebildet nach den Regeln des wahren Kunstgeschmackes, nicht durchdränge durch das Getöse der Alltäglichkeit und nicht den Weg sich bahnte zu den Herzen aller Besseren. Ihr habt mir eine hohe Aufgabe gestellt, edler Freund und Gönner, und ich will sie lösen, so wahr als ich Künstler bin!"

„Das ist ein Wort, wie ich's von Euch erwartet habe," sprach der schlaue Contador, dem Musikdirektor warm die Hand schüttelnd. „Morgen führ' ich Euch zu Juana's Mutter, und ich müßte nicht mit den Menschen umzugehen wissen, wenn wir nicht schon beim ersten Sturme Sieger wären! Ehe eine Woche vergeht, gehört das Mädchen uns, — das heißt — der Kunst, der Welt, der Nachwelt!"

„Horcht — horcht!" unterbrach ihn Gomis, denn von Neuem erklang die liebliche Stimme durch das Gitterfenster. Ein einfaches, heiliges Liedchen, in welchem sich das fromme Kind seinem wachenden Schutzengel empfahl, eh' es die Lampe auslöschte und zu Bette ging, tönte, zur Andacht stimmend, in die stille Nacht hinaus. Vom Contador fortgezogen, schlich Gomis auf den Zehen dem niederen Fensterlein zu und warf einen neugierigen Blick in das stille Leben der nächtlichen Sängerin. Auf einem Schämel kniend, über welchem, von einer Schwebe-Lampe beleuchtet, das Bild der Gottesmutter hing, ergoß sie die kindlichen Gefühle ihres keuschen Busens in rührendem Gesange. Ein leichtes Nachtkleid umfloß ihren schlanken Wuchs; ihr sanftes, ausdrucksvolles Gesicht, um welches die

dunklen Locken einen reizenden Rahmen bildeten, war gegen Himmel gekehrt, und der ſanfte Glanz der Unſchuld leuchtete aus ihren ſprechenden Augen.

Mit funkelnden Blicken verſchlang der Marquis, über des Meiſters Schultern hinweggloßend, die Züge des holden Geſchöpfes. Gomis aber ſtand feſt gebannt von ſtiller Begeiſterung und fühlte lebhaft, daß es nichts Schöneres geben könne, als die Perle der Kunſt in der Faſſung der Unſchuld.

Don Diaz war ein Menſchenkenner. Was Gomis nie geglaubt hätte, geſchah in einem kurzen Stündchen. So ſehr ſich Juana's Mutter anfangs gegen den Antrag ſträubte, welchen man ihr hinſichtlich ihrer Tochter machte, ſo gab ſie doch allmählich nach, als der Marquis von den goldenen Bergen zu ſprechen begann, welche ihr ſelbſt und dem Glücklichen, der einſt ihr Schwiegerſohn werden ſollte, in kurzer Friſt winken würden. Das Anerbieten, ihren Unterhalt vollkommen zu ſichern, bis Juana ſich mit ihrer Stimme mehr verdienen könnte, als bisher mit ihren Händen, gewann die Alte ganz und gar. Mit Thränen in den Augen betrachtete ſie die zwanzig Dublonen, welche Gomis ihr aufzählte, damit ſie ſähe, daß es ihm Ernſt ſey, ihr Töchterlein in die Lehre zu nehmen und für die ſchönſte aller Künſte heranzubilden.

„Bei der Aſche meines Seligen,“ rief ſie aus, „das hätt' ich mir im Traume nicht einfallen laſſen, daß ich eine ſolche Nachtigall an meiner Juana hätte. Ich habe ſie wohl oft ſingen hören, wenn ſie mit den andern Mädchen am Fluſſe ſtand und wuſch, oder wenn

ſie Abends beim Auskleiden ein frommes Liedchen anſtimmte, das mich nebenan in meinem Stübchen einlullte! — Aber was verſtehe ich von Kunſt und all dem gelehrten Krame, den die edlen Herren da im Munde zu führen pflegen? Geſungen iſt geſungen, meint' ich immer, und ſo ſang ich denn in früherer Zeit gar oft am Iſidorfeſte mein Stückchen auch mit, wer weiß, ob nicht eben ſo ſchön, als Juana, nur, daß mich keine ſolchen Kenner hörten, wie der ehrenwerthe Herr Contador und der hochgelehrte Herr Muſikmeiſter.«

»Aber wo ſteckt denn nur Euere Juana?« fragte der Marquis ungeduldig. »Sie muß doch auch gefragt werden, ob ſie mit unſerem Plane und mit Euerer Zuſtimmung einverſtanden iſt, denn Zwang thut in keiner Sache gut, am allerwenigſten in der freien Kunſt, durch die ſie ihr Glück machen ſoll.«

»Ei das verſteht ſich!« verſetzte die Alte, »zwingen will ich ſie nicht; dazu iſt ſie mir viel zu lieb. Wenn ſie nicht ſo fleißig für mich arbeitete, ſo müßt' ich darben. Eben heute iſt ſie ſchon ſeit frühen Morgen auf den Beinen. Doch ſeht, dort kömmt ſie eben. Die wird Augen machen, wenn ſie hört, was ſie für ein Kapital an ihrem Stimmchen hat.

»Jetzt überlaſſe ich das Feld Euch, edler Meiſter« ſprach Don Diaz, welcher wohl wußte, daß ſeine Perſon dem Mädchen nie angenehm war. — »Ihr wißt die Worte beſſer zu ſetzen, und das Erhabene, Göttliche der Kunſt, der Ihr huldiget, klarer und eindringlicher zu ſchildern, als ein Laie meines Gleichen. Von Euerer Überredungsgabe hängt es jetzt ab, das ganze Glück eines guten, frommen Weſens zu begrün-

den, und zugleich dem Vaterlande eine Künſtlerin zu werben, wie es noch keine gehabt hat!«

»Der Segen des Himmels komme über Euere Herrlichkeit« dankte ihm die Alte mit großer Rührung, — »ich küſſe Euch die Füße« und dabei wollte ſie ſeine Hände küſſen, die er vornehmgnädig zurückzog. Indeß war Juana eingetreten und ſetzte, ſchwer aufathmend, ihren Wäſchkorb ab.

»Iſt dir's ſauer geworden, gutes Kind?« fragte Don Diaz mit blinzelnden Augen, eine Faſſungsprise ſchlürfend, das Mädchen, welches ſchüchtern grüßend zurücktrat. »Nun es ſoll nicht lange mehr ſo bleiben. Hier hab' ich Dir einen Herrn gebracht, der ſich Deiner Mutter und Deiner ſelbſt annehmen wird. Ich laſſe Euch allein mit ihm; ich hoffe, daß Du den Wink des Schickſals eben ſo wirſt zu ſchätzen wiſſen, wie Deine würdige Mutter.

Juana war über dieſe Worte nicht wenig erſtaunt, und betrachtete den ſchön uniformirten Muſikdirektor, welcher, als Diaz fort war, ſie freundlich begrüßte, mit großen, forſchenden Augen.

»Du kennſt mich nicht, liebes Kind, begann Gomis mit einſchmeichelnder Freundlichkeit, aber Deiner Mutter iſt mein Name und der Zweck meines Beſuches ſchon bekannt, und ſie hat gegen beide nichts einzuwenden. Ich höffe daher, daß auch Du mir Gehör ſchenken wirſt. Nicht wahr?«

»Ich muß mir's zur Ehre rechnen,« erwiederte Juana, »wenn ſo vornehme Herren ſich herablaſſen, mit einem Mädchen meines Gleichen zu ſprechen.«

»Du biſt brav, gut, fromm, fleißig, Du erhältſt

Deine Mutter; Eigenschaften genug, um derentwillen Dich selbst jeder Grande von Spanien zu achten schuldig ist. Du besitzest aber noch einen Vorzug, dessen Du Dir vielleicht selbst kaum bewußt bist, einen Vorzug, dessen sich unter Tausenden kaum Eines rühmen kann, einen Vorzug, der, wenn Du ihn gehörig zu schätzen weißt, Dir und Deiner Mutter nicht nur eine sorgenfreie, sondern sogar eine glänzende Zukunft verspricht.“

„Ihr wollt mich eitel machen“ erwiederte Juana immer heftiger erröthend, „wenn's wirklich zu unserem Glücke wäre, so hätte mich der Himmel wohl selbst darauf verfallen lassen. Bethe ich doch täglich zu Gott, daß er die Arbeit meiner Hände segne, und mich so viel verdienen lasse, als hinreicht, um uns ehrlich zu ernähren; ihm gilt mein erstes, ihm mein letztes Lied!“

„Das eben hörte ich,“ fuhr Gomis fort; „daß mich der Zufall Dein Lied hören ließ, darin erblicke ich gerade den Willen des Himmels, welcher Dir einen Schatz in die Brust legte, den nur ein Musiker ganz zu würdigen vermag. Hast Du nie singen gelernt?“ —

„Nein, mein edler Herr!“

„Und hast doch in Deiner schönen Stimme so viel Ausdruck, so viel Biegsamkeit, so viel Schmelz!“

„Ich singe, wie mir um's Herz ist; thue absichtlich weder etwas dazu, noch dawider.“

„Das ist die wahre Kunst, die das Rechte trifft, ohne es zu beabsichtigen. Hast Du nie öffentlich gesungen?“

„Ei ja wohl, am Festtage des heiligen Isidor, oder zur Fastnachtszeit auf der Insel draußen, ja, fast alle Samstage, wenn die Mädchen am Ufer zusam-

menkommen und tanzen, Plumpsack spielen oder Pfänder geben.«

»Und hat Dir nie Jemand gesagt, daß Du hübsch singst, und Dir mit Deinem Gesange etwas verdienen könntest?«

»Ach, geht, edler Herr, wer sollte mir denn dafür Etwas geben, außer vielleicht einen Kuß. Ja, den hat mir Vetter Ruy schon öfters angetragen, aber die Mutter duldet es nicht; richtig und auch, jetzt entsinn' ich mich, der hochansehnliche Herr Contador, aber von dem wollt' ich keinen, auch wenn's die Mutter zuließe.«

»Wer spricht denn von Küssen, kindisches Mädchen? Ich meine, ob Du nie darauf verfielest, Dir mit Deinem Gesange Geld zu verdienen, und dadurch deine Mutter noch besser zu unterstützen?«

»Thun denn das wohl ehrliche Mädchen?«

»Warum denn nicht? Wozu hätte denn Gott manchen Menschen eine besonders reine, rührende Stimme gegeben, wie z. B. Dir, Juana, als zur Freude, zur Erbauung, zur Besserung ihrer Nebenmenschen? Wenn Du froh bist, so singst Du, und wenn Andere Dich singen hören, so werden sie fröhlich mit Dir, und ist es denn eine Sünde, wenn man Jemanden froh macht? Ist es eine Sünde, wenn man in der Kirche singt, und trägt es nicht zu Deiner Andacht bei, wenn Du die Hallen des Isidor-Domes, oder der Isabella-Kirche von schöner Musik ertönen hörst? Hast Du nie gehört, daß selbst die wildesten Menschen gerührt werden, wenn sie ein sanftes Lied hören, und es sollte Sünde seyn, wilden Menschen das Herz zum

Beſſeren zu ſtimmen? — Wenn Du nun auf eine Art, welche keiner Seele zum Schaden gereicht, etwas für Dich, für Deine Mutter erwerben könnteſt, und wenn Dein Geſang das Mittel dazu wäre, würdeſt Du Anſtand nehmen, es zu thun?“

„Wer ſollte mir aber denn für mein Singen etwas zahlen? die Leute, die mich kennen, hören mich ja umſonſt und diejenigen, die mir etwas zahlen wollten, kennen mich nicht!“

„Sie ſollen Dich aber kennen lernen! Sieh, Juana, dieſe Goldſtücke, die zahlte Jemand Deiner Mutter bloß in der Hoffnung aus, irgend einmal vielleicht von Dir etwas zu hören! — Ja, ſtaune nur, frage Deine Mutter, ſie kann Dir's ſelbſt nicht anders ſagen!“

„Wahrhaftig, Töchterlein,“ betheuerte die Alte, und zählte die zwanzig funkelnden Dublonen auf, „all' dieſe ſchönen Goldſtücke ſchenkte mir der Herr Muſikdirektor da, lediglich für die Erlaubniß, Dich, wenn Du wollteſt, in der Muſik unterrichten zu dürfen.“

„Um des Himmels Willen, Mutter, gebt ihm das Geld zurück. Wer ſo viel gibt für ſo wenig, der kann nichts Gutes wollen. Ihr wollt mich nur verſuchen, edler Herr, wollt mit mir armen Mädchen Eueren Scherz treiben.“

Gomis hatte Mühe, das ängſtliche Mädchen zu beſchwichtigen; ja ohne der Mutter Zureden wäre es ihm wohl ſchwerlich gelungen. Die Bitte Juana's, ſie nicht aus einer Welt herauszureißen, in welcher ſie trotz ihrer Armuth zufrieden ſey, und ſie dafür einer unbekannten, vielleicht unſicheren Zukunft entgegen zu

führen, machte auf das weiche Gemüth des Meisters einen tiefen Eindruck. Allein die Begeisterung für seine Kunst, der er selbst schon manches Opfer gebracht, verlieh ihm Beredsamkeit und Feuer; er schilderte ihr den lohnenden Erfolg ihrer Bestrebungen mit den glühendsten Farben, regte ihre Eitelkeit mit allen möglichsten Kunstgriffen an, und stellte es ihr sogar als eine heilige Pflicht dar, eine Gabe, die Gott nur Wenigen verleiht, nicht unbenützt zu lassen, sondern sie zur Ehre dessen, der sie damit geschmückt, zum Frommen ihrer Mutter, zum Nutzen und Vergnügen der Welt zu gebrauchen.

„Ihr sprecht so schön und so herzlich," begann sie nach einer Pause mit thränenfeuchten Augen, „es ist mir wohl so zu Muthe, als wenn Ihr's gut meintet, und da es meiner Mutter auch gut dünkt, so kann ich nichts entgegnen. Aber was wollt Ihr denn eigentlich mit mir beginnen, damit ich so glücklich werden könne, als Ihr sagt? — Ich bin ungelenk, ohne Bildung, ohne Geschick für die Welt, Ihr werdet's bereuen, mich in die Lehre genommen zu haben, ich werde Euch nur Schande machen!"

„Das wirst Du nicht," versetzte Gomis mit sanfter Stimme, „Du darfst nur singen, so machst Du Dir Ehre und der Natur, welche Dich so freundlich bedacht hat. Alles Übrige wird sich geben, wenn Du nur fleißig bist, und das bist Du ja! Du wirst Neues sehen, Überraschendes hören, unter liebreichen, gebildeten Menschen Dich bewegen, Du wirst mit mir in eine Stadt kommen!"

„Ich ſoll fort von hier?“ fiel ihm Juana in's Wort. „Aus meiner Vaterſtadt? Nimmermehr.“

„Wenn ich Dich begleite?“ beruhigte ſie die Mutter, ihr die Wange ſtreichelnd. „Der edle Herr wird mich wohl von Dir nicht trennen wollen!“

„Oder wenn Ihr Euerer Juana eine vertraute Freundin beigäbet, deren Wahl Euch überlaſſen bliebe!“ bemerkte Gomis in Bezug auf das mit dem Contador Verabredete. — „Ihr ſeyd an eine größere Reiſe nicht gewöhnt. Auch ſoll, während Euere Tochter fern iſt, was nicht ſo lange dauern dürfte, vollkommen für Euch geſorgt ſeyn!“

„Nicht doch, edler Herr,“ verſetzte die Alte, „ich fürchte mich vor keiner Reiſe. Die Noth hat mich abgehärtet, und was die Beſchwerden des Weges allenfalls verderben könnten, wird durch das Bewußtſeyn, meine Juana bei mir zu haben, alsbald wieder gut gemacht werden. Ja, ja, Kind, wohin Du gehſt, gehe ich auch; trennen laß' ich mich von Dir nicht, und wenn man mir noch zehnmal ſo viel vorzählte, als mir der edle Herr da gab.“

Der Muſikdirektor mußte ihr das zugeſtehen, wenn er nicht unverrichteter Dinge weggehen ſollte. „Nun ſeht, liebe Juana,“ fuhr er fort, „auch darauf kommt es nicht an. Euere Mutter geht mit Euch!“

„Wirklich, Mutter?“ fragte das Mädchen. „Um meinetwillen verließt Ihr die Stadt, in der Ihr alt geworden ſeyd, das ſchöne Madrid, unſere Vaterſtadt!“

„Es iſt ja zu Deinem Glück, und zu meinem.“

„Was wird aber Vetter Ruy ſagen, wenn er zurückkommt, und unſere Wohnung leer findet?“

„Der edle Herr Muſikdirektor wird die Güte haben, einen Brief aufzuſetzen, in welchem ihm Alles klar gemacht und erzählet wird, daß er, wenn Du glücklich zurückkehreſt, auch ſeinen Antheil an Deinem Glücke haben ſoll; daß wir nicht eher um ſeinen Rath fragen konnten, weil er mit ſeinem Fuhrwerk gar weit hin nach Valenzia zog, und erſt nach drei Monaten heimzuziehen Willens war, und weil das Glück ein Vogel iſt, den man ſchnell ergreifen muß, wenn er nicht wegfliegen ſoll für immer. Dieſen Brief geben wir in der Poſada ab, wo er gewöhnlich zuſpricht, damit er weiß, warum er das Haus leer findet, und nach kurzer Friſt überraſchen wir ihn ſelbſt wieder in Madrid.“

„Aber er wird traurig ſeyn!“

„Der Gedanke, daß Du Dein Glück machſt, wird ihn tröſten.“

„Er wird glauben, daß ich ihn vergeſſen wolle.“

„Deine Rückkunft wird ihn vom Gegentheile überzeugen. Er iſt ſo oft fern von Dir, Du könnteſt ihm ja den nämlichen Vorwurf machen. Das Glück läuft den Menſchen nicht immer in's Haus, wie viele müſſen es über dem Meere ſuchen.“

„Alſo kannſt Du dich entſchließen, Mädchen, mir zu folgen?“ lenkte Gomis ein.

„Meine Mutter findet es für gut,“ antwortete das Mädchen ſchluchzend, „meine Mutter begleitet mich, Ihr, edler Herr, nehmt es auf Euer Gewiſſen — nun denn, ſo ſey es! Aber lehrt mich nicht etwas,

was ich ein Mal gern wieder vergeſſen möchte! Es würde Euch gewiß keinen Segen bringen.“

„Wohlan, Juana,“ erwiederte Gomis, „ſo begrüß' ich Dich denn als meine Schülerin. Ich will ſtolz darauf ſeyn, Deinem kindlichen Gemüthe eine neue Welt aufzuſchließen, in welcher Herzensreinheit ein eben ſo unſchätzbares Kleinod iſt, als im bürgerlichen und häuslichen Leben. Nur ein guter Menſch kann ein guter Künſtler werden. Merke Dir das, Mädchen, und betrachte Alles, was Du von mir lernen wirſt, immer nur als eine Art von Gebeth zu Deinem Schöpfer, der das Talent Dir gab, durch welches Du das Lob der Menſchen ernten wirſt. An dieſem Gedanken halte feſt, dann wirſt Du eifriger lernen, herzlicher ſingen, freher leben, und mitten unter den Huldigungen und Beifallsſpenden, welche Dir bald in reichlichem Maße zuſtrömen dürften, eben ſo brav, eben ſo einfach und anſpruchlos bleiben, wie Du es noch geſtern warſt, da Du belauſcht von mir und dem Contador, Dein frommes Abendliedchen ſangſt.“

Don Diaz Marquis von Villa-Marinquez drückte dem Muſikdirektor mit ſchmunzelndem Lächeln die Hand, als dieſer in voller Eile kam, ihm ſeinen Sieg über alle Bedenklichkeiten Juona's zu melden. Zwar ſchien der Umſtand, daß die Alte ſich ſelbſt zur Begleitung ihrer Tochter angeboten habe, dem wohlberechnenden Contador eben nicht ſehr willkommen; allein da es nicht leicht zu ändern war, ſo vertröſtete er ſich darüber mit der Erfahrung, daß auch Mütter ihre ſchwachen Seiten haben, und ſich bisweilen hinter's Licht führen laſſen. Lieb war es ihm, zu ver-

nehmen, daß der wilde Arriero so leicht aus dem Felde geschlagen wurde, was er nicht erwartet hatte. Er erklärte, den Brief an ihn selbst besorgen zu wollen; gab dem Musikdirektor Anweisungen und Verhaltungsregeln aller Arten, welche dieser, für Intriguen kurzsichtig, wie jeder wahre Künstler, nur als seltene Beweise ungewöhnlicher Kunstliebe dankbar hinnahm, und suchte Juana's Reise nach Frankreich auf alle mögliche Art zu beschleunigen. Schon in der nächsten Woche brach Gomis mit seiner liebenswürdigen Kunstjüngerin und ihrer Mutter auf. Beim Abschiede von Madrid gab es viele Thränen, fast ohnmächtig mußte das Mädchen in den Postwagen gebracht werden. Bis nach Pardo leistete der Contador, als ziemlich unbeachteter Begleiter, dem Zuge Gesellschaft, und schied mit der Bitte, Gomis möchte ihm gleich nach seiner Ankunft in Paris Nachricht geben, und seine Correspondenz eifrig fortsetzen, bis Don Diaz vielleicht selbst Gelegenheit fände, sich von Juana's Fortschritten persönlich zu überzeugen.

Etwa fünf Wochen nach Juana's Entfernung von Madrid kam Vetter Ruy zurück; er hatte ungewöhnlich geeilt; eine dunkle Ahnung trieb ihn mit Hintansetzung manches Nebengewinnes nach Hause. Seine erste Frage, als er in die Posada trat, wo er mit seinen Maulthieren anzuhalten pflegte, ehe er in die Stadt ging, war die, was es Neues gebe. Man übergab ihm den Brief, den Juana's Mutter für ihn zurückgelassen hatte. Voll banger Ungeduld bat er den Wirth, ihm dieses Schreiben vorzulesen. — Ein wil-

des Feuer glühte immer drohender in seinen dunkeln Augen; seine Lippen zuckten; krampfhaft zerrte er an seinem kurzen braunen, blau und roth gestreiften Gewande, drehte mit verbissener Wuth die Kreuzchen und Sternchen ab, mit denen er Hut und Jacke geschmückt hatte, und raunte in weitausholenden Schritten auf und nieder, bis er zuletzt wie rasend ausbrach: „Beim Blute des Herrn! dahinter steckt ein Schelmstück, ein Schurkenstreich. Aber wehe, wehe dem, der mir meine Juana abspenstig machen will. Und wenn ich mit Banditen Bruderschaft trinken, und wenn ich dem Henkerbeile entgegengehen müßte, so schwör' ich ihm Rache, die blutigste Rache, die je ein beleidigter Andalusier an seinem Feinde genommen!"

So groß Paris ist, so kann doch nicht leicht etwas verborgen bleiben, was für das Leben oder für die Kunst eine ungewöhnliche Ausbeute verspricht. Die schreibseligen Feuilletonisten, welche sich, um ihre Abonnenten mit Neuigkeiten zu sättigen, selbst aus Lügen kein Gewissen machen, setzen alle Douaniers, alle Gastwirthe, alle Aufwärter, alle Pflastertreter und Eckensteher in Requisition, um die Spalten ihrer Blätter mit Notizen zu füllen und mit irgend einer Nachricht oder Bemerkung zuerst auftreten zu können. — Ehe noch Gomis mit seiner Schülerin und ihrer Mutter in einer Mansarde fest saß, hieß es schon in einigen Journalen: „Eine ausgezeichnete kastilianische Natursängerin sey in Begleitung des rühmlichst bekannten spanischen Kapellmeisters J. M. Gomis in Paris angekommen, um sich für die große Oper auszubilden;

man mache daher das musikalische Publikum auf das Erscheinen eines jugendlichen Talentes aufmerksam, welches bald in der Kunstwelt Epoche machen dürfte.“ — So unlieb diese vorlaute Anzeige dem Musikdirektor in Bezug auf seine schüchterne Schülerin war, so verschaffte sie doch ihm selbst den Vortheil, schon in den ersten Tagen seines Aufenthaltes von den meisten Journalisten und Theaterdirektoren, mitunter auch von anerkannten musikalischen Authoritäten gesucht zu werden, welche ihm allen erdenklichen Vorschub zu leisten versprachen, wenn er Juana so weit gebracht haben würde, daß sie die ersten Proben ihrer Kunst öffentlich ablegen könnte.

Auf die lebhafte Jungfrau machte das bunte, vielbewegte, heitere Leben in Paris, welches gegen das trägstolze, zurückhaltende, durch politische Spannungen in seiner freien Entwickelung vielfach gehemmte Treiben in Madrid gewaltig abstach, einen tiefen Eindruck, dem sie sich freudig hingab. Die Neuheit der ganzen Umgebung, die gefällige Form, in welche der Luxus die gewöhnlichsten Gegenstände zu kleiden weiß, der leichte, muntere Sinn der Franzosen, das Alles trug dazu bei, ihr schüchternes Wesen bald in natürliche Lebendigkeit zu verwandeln. Sie lernte spielend, und lernte um so lieber, je schneller sie jedesmal die Früchte ihres Fleißes einärntete. Sie wurde belobt, ausgezeichnet, aufgemuntert, durch rege Theilnahme belohnt. Nicht nur in der Musik, welcher sie bald schon mit einem gewissen Selbstgefühle oblag, sondern auch in Sprachen machte sie die erfreulichsten Fortschritte. Eine ganz eigenthümliche Anziehungskraft äußerte die Bühne auf sie; der

magiſche Zauber der Bretterwelt, von welchem ſie bisher nichts geahnt hatte, ſetzte ihre Phantaſie in die vollſte Thätigkeit. Wie den Offenbarungen einer höheren, überirdiſchen Sphäre, lauſchte ſie den gewaltigen, herzenbeſtürmenden Tonwogen der Harmonie, auf welchen die rührenden Melodien ruhig, wie ſegelnde Schwäne hinglitten. Dazu die augenerquickenden Dekorationen, der blendende Prunk der Koſtüme, der geräuſchvolle Pomp der Aufzüge und Komparſerien, und bald die athemloſe Stille, bald der jubelnde Beifall und die unmittelbare Rückwirkung auf das Alltagsleben, auf alle Klaſſen der Bevölkerung, und es iſt kein Wunder, daß ein Weſen, welches Tag für Tag hörte, wie es ſelbſt auch dazu beſtimmt ſei, von all' dieſen Wundern der Kunſt unterſtützt, als belebende Seele ſolch' eines rieſigen Ganzen dazuſtehn und durch einen Ton ſeiner Kehle tauſend fühlende Herzen zu erſchüttern, nach und nach hineingeriſſen wurde in jenen ſeligen Taumel, der das ſehnſüchtige Herz betäubt und es dem ruhigen Gange des praktiſchen Lebens entfremdet. Je weiter ſie in der Kunſt vorwärts ſchritt, deſto tiefer ſank das Traumbild einer anſpruchloſen, in all' ihrer Noth glücklichen Kindheit hinter ihr hinab. Eitelkeit, die traurige, fahle Schlingpflanze, die ſich ſo wuchernd um den grünen Baum des Künſtlerthum's emporrankt, ſchlug unvermerkt in ihrem Herzen Wurzel. Den Augen der Mutter entging es wohl nicht, aber was konnte die arme, alte Frau im fremden Lande, unter fremden Menſchen, deren Sprache ſie nicht verſtand, deren Sitte ſie nicht begriff, als warnen und klagen, und zuletzt bereuen, daß ſie ihrer Tochter zu etwas gerathen habe, was allem An-

ſcheine nach zwar zum Ruhme, aber nicht zum Glücke führen würde. Anfangs that es ihr freilich wohl, Juana's Gelehrigkeit allenthalben beloben, ihre Stimme bewundern, ihr die glänzendſte Zukunft prophezeihen zu hören, aber bald ward jedes Lob, jedes Wort der Bewunderung, jede ruhmredige Prophezeihung zu einem Dolchſtiche für ihr beſorgtes Mutterherz. Sie kränkte ſich tief und zehrte ab, und wünſchte zuletzt nichts ſehnlicher als wenigſtens nicht mehr Zeugin von Triumphen zu ſeyn, welche ihr das Herz ihrer Tochter ganz und gar entzögen. Gomis merkte wohl Alles, aber er konnte nicht mehr zurück. Juana's Ausbildung war zu einer Sache der Kunſt geworden; er war es nicht nur ſeinem Mäcen, dem Condator, ſchuldig, welcher mit ſeinen Unterſtützungsbeiträgen nicht zurück blieb, ſondern auch ſeinem Vaterlande, der Weltſtadt Paris, eine Aufgabe zu löſen, für deren Reſultat er ſich mit ſeinem eigenen Künſtlerrufe verpfändet hatte. Seine Zukunft war mit Juana's Schickſale in künſtleriſcher Hinſicht zu eng verknüpft, als daß er ſie mitten auf einer Bahn, welche ſie ſo viel verſprechend beſchritt, hätte zurück halten ſollen. Zwar ließ er es nicht an freundlichem Rath, an liebevoller Ermunterung zum Beſſeren, an lebhafter Anregung ihres Ehrgefühles fehlen, allein der treffliche Künſtler iſt nicht immer der trefflichſte Mentor, und überhaupt mag es ſchwer ſeyn, ein eben flügge gewordenes Talent, welches Trieb und Kraft in ſich fühlt, den höchſten Flug zu thun, jederzeit ſo zu zügeln und zu lenken, daß es die heimathliche Erde nie aus den Augen verliert.

Noch war kein Jahr verfloſſen, als Juana ihrem

Lehrer bereits geeignet schien, die erste öffentliche Probe ihrer ungewöhnlichen Befähigung zu liefern. Gomis hatte einige Romanzen und Cavatinen für sie komponirt, darunter auch eine Preghiera, wozu er die Melodie des innigen Abendliedchens benützte, welches er von ihr unter den Arkaden unfern der Segovia-Brücke in ihrem heimischen Stübchen singen hörte. Sie trug es mit hinreißendem Schmelze vor. Der rauschendste Beifallsjubel war ihr dabei um so gewisser, als auch die natürliche Einfachheit und der nationele Anstrich des Thema's an und für sich des tiefsten Eindruck's nicht verfehlen konnte. Wochenlang vorher stießen die Journalisten schon in ihre Posaunen, und alle Musikliebhaber sahen dem Tage des Conzertes, welches größtentheils Numern von der Composition des spanischen Kapellmeisters bringen sollte, mit Ungeduld entgegen, als ein trauriges Ereigniß die Produktion hinausschob. Juana's Mutter erlag den Einflüssen der neuen Umgebung, in welche sie sich nicht fügen lernte, vor Allem aber der Sorge für das Wohl ihrer Tochter, in welcher sie die kindliche, treuherzige, zufriedene Juana durchaus nicht mehr wieder fand. — „Vergiß über das was du gelernt hast," sprach sie auf dem Sterbebette zu ihr, „nicht Deines Gottes, nicht Deiner Mutter. Laß' mich sterben mit der Hoffnung, daß Du bleibst, wie Du immer warst, damit Dein seliger Vater, wenn ich ihn oben wieder sehe, nicht zürnend fragen muß: Weib, wo hast Du unsere Tochter? Du hast sie verloren, ihr Blut komme über Dich!"

Gomis meldete diesen Vorfall seinem Kunstgönner in Madrid. Mit nächster Wendung der Post

kam die Antwort: »Er möge einstweilen für Juana's Bequemlichkeit sorgen, so gut es ginge und sie unter strenger Aufsicht halten; sobald es seine Geschäfte zuließen, wolle er selbst kommen und ihr eine passende Gesellschafterin aus Spanien mitbringen. Übrigens möge die Waise unbekümmert seyn; er wolle in Allem und Jedem Vaterstelle bei ihr vertreten.« — Juana's Gemüth war tief erschüttert, aber der Ruhm ist ein schmeichlerischer Tröster. Er flüsterte ihr Dieß und Jenes zu, was ihre Eitelkeit aufregte; er zerstreute sie durch hundert Bilder und Scenen, die er ihr lockend vormalte; er beredete sie, daß sie jetzt, wo sie in der Welt allein stände und nichts mehr zu berücksichtigen hätte, als die Kunst, ihr und sich es schuldig sey, sich derselben mit voller Seele hinzugeben. Noch war die kürzeste Frist der üblichen Trauerzeit nicht um, als Juana sich entschloß, ihr erstes Debut zu wagen.

Das Conzert, worauf die Neugierde in Folge des eingetretenen Hindernisses um so höher gespannt war, wurde angekündigt. Der Zudrang war ungeheuer; die Stimmung des Publikums die beste. Rauschender Applaus belohnte den Kapellmeister für die Ouverture und für ein Vokalquartett mit Orchesterbegleitung, in welchem sich nicht nur tiefe Kenntniß des Kontrapunktes, sondern auch Originalität und Grazie der Melodie kund gab. Mit ungestüm klopfendem Herzen harrte Juana des Augenblickes, wo sie hinaustreten und die Elite der Pariser-Bevölkerung durch die Macht ihres Gesanges beherrschen sollte. Mancherlei Bilder und Erinnerungen zogen an ihrer Seele vorüber; mit selbstgefälligem Lächeln verglich sie die Zeit, wo sie als armes

Wäschermädchen am Manzanares ſtand und ein einfaches Liedchen trillerte, mit der glänzenden, ſiegverheißenden Gegenwart, und der Vergleich erhöhte ihren Muth zur kühnen Begeiſterung. Der Gedanke, daß ſie vor der Weltſtadt gleichſam den Kunſtgeſchmack ihrer Nation zu vertreten habe, dieſer von Gomis längſt ihr eingeflößte Gedanke, begleitete ſie hinaus auf die Tribune, auf welcher ſie mit lauter Acclamation empfangen wurde.

Schon ihre reizende Geſtalt, gehoben durch die maleriſche Tracht ihrer Heimath, nahm für ſie ein. Jetzt begann die Preghiera, eine Melodie, welche wie ein Echo ihrer Kindheit aus ihrer Kehle voll ungekünſtelter Natürlichkeit hervorſtrömte. Was iſt wirkſamer als das einfach Schöne? — Alles war hingeriſſen; ein Beifallsjubel, der nicht enden wollte, folgte der Künſtlerin nach. Ihr Name war begründet; Gomis ſah ſeine Bemühungen reichlich belohnt. Er hatte, wie es ihm Don Diaz vorausgeſagt, an Juana eine Primadonna gefunden, durch die er die Schöpfungen ſeines Talentes aller Orten einführen laſſen konnte. Der Dank, den er von ihr zu fordern berechtiget war, wurde aufgewogen von dem Danke, zu welchen ſie ihn durch den herrlichen Vortrag ſeiner Compoſitionen verpflichtete. „Gomis und Juana“ galt in kurzer Zeit als allgemeine Loſung. Alle Intendanten wetteiferten, die liebenswürdige Spanierin für ihre Unternehmungen zu gewinnen; alle Muſikhändler überboten ſich an Bereitwilligkeit, die Bolero's, Seguidilla's, Canzonen und Arien in Verlag zu nehmen, welche Gomis für ſeine treffliche Schülerin componirte. Beide gewannen

nebſt dem Ruhme auch Geld in Menge. Schon dachte Juana daran, dem Marquis von Villa-Marinquez, welchen ihr Gomis, zu ehrlich, um fremdes Verdienſt ſich anmaßen zu wollen, erſt nachträglich als den eigentlichen Begründer ihres Glückes nannte, aus ihren reichlichen Einnahmen Alles zu vergüten, was er auf ihre Ausbildung verwenden ließ, aber ehe ſie dazu kam, erſchien der Marquis mit der angekündigten Geſellſchafterin für Juana ſelbſt in Paris, um ſich von dem Triumphe ſeiner Clientin zu überzeugen. Er wies jeden Erſatz ſeiner Auslagen, als eines Kunſtgönners und Spaniers unwürdig, zurück, und erbat ſich nichts als einen kleinen Anſpruch auf dankbare Erinnerung und freundliche Wohlgewogenheit. Was er aber in den Begriff der Dankbarkeit Alles mit hineinzöge, wurde bald Juana's ganzer Umgebung klarer, als dem edel denkenden Meiſter Gomis, der eben ſo wenig Weltklugheit und Menſchenkenntniß beſaß, als die meiſten Künſtler. Die Duenna, welche der Contador für ſeine Ziehtochter, ſo nannte er Juana ſcherzweiſe, mitgebracht hatte, ſtand in ſeinem Solde und that ihr Möglichſtes, um das Herz ihrer Schutzbefohlenen zu ſeinen Gunſten zu ſtimmen. Die raffinirten Pariſer hatten es bald weg, was hinter der ganzen Sache ſtäcke. Daß alte Wüſtlinge ſich unter dem Scheine der Wohlthätigkeit oder Gönnerſchaft junger, unſchuldiger Geſchöpfe annehmen, um durch Anregung ihrer Eitelkeit ihr ſittliches Zartgefühl nach und nach einzuſchläfern, und ihnen zuletzt Zugeſtändniſſe, wovor ſie früher gerechten Abſcheu hatten, als Beweiſe ſchuldiger Dankbarkeit abzunöthigen, iſt in keiner großen Stadt etwas

Seltenes, am wenigſten wohl in Paris. Einer dieſer unermüdlichen Bewerber, die keine Koſten ſcheuen, die Jahrelang geduldig zuwarten, um ihren Zweck zu erreichen, war auch Don Diaz. Der argloſe, von blindem Enthuſiasmus für die Kunſt beſeelte Gomis diente ihm dabei, ohne es zu ahnen, als eifriger Helfer. Juana ſelbſt war von dem lauten Gewirre wechſelnder Eindrücke zu ſehr in Anſpruch genommen, um ſich ſammeln und einen ernſteren Blick in ihr Inneres thun zu können. Nur manchmal in unſchuldigen Träumen ſchwebte ihr das Bild ihrer ſterbenden Mutter, wohl auch das blitzende Auge ihres Vetters Ruy vor, aber wie ſchnell waren ſolche Mahnungen an die Vergangenheit wieder durch das bunte Gebrauſe der geräuſchvollen Gegenwart übertäubt! Der raſtlos thätige Gomis, welcher nun den Zeitpunkt günſtig erachtete, Juana's Talent auch auf der Bühne geltend zu machen, beſchäftigte ſich nicht nur damit, einige Opernparthien, namentlich in Roſſini's vorzüglicheren Tonwerken, mit ihr durchzumachen, ſondern arbeitete in Stunden der Weihe auch ſelbſt an einer Opern-Compoſition, welche, wenn ſeine Schülerin nach Madrid zurückkehrte, zu ihrem Debut auf dem Theater della Cruz dienen ſollte. Vor Allem war es die Desdemona in Roſſini's „Othello“ welche der Individualität und Stimme Juana's zuſagte. Der muſikaliſche Theil der Rolle machte ihr nicht die geringſten Schwierigkeiten, aber auch der mimiſche, welchen ihr eine nahmhafte Schauſpielerin des Théâtre français einübte, fand an ihr eine ſo gewandte Darſtellerin, daß nichts gewagt ſchien, wenn man ſie ſchon jetzt von der Tri-

bune des Conzertſaales auf die Breter des Opernhauſes verſetzte. Der Erfolg war eclatant. Nicht nur die Kritik nahm ihren Mund voll, und reihte ihren Namen den Sternen erſter Größe an, ſondern auch im Leben erreichten die Huldigungen, die man ihrem Talente und ihrer Perſon darbrachte, ein ſolches Übermaß, daß es der eigenſüchtige Marquis für räthlich erachtete, ſein theuer erkauftes Kleinod auf heimiſchen Boden zu retten. Sowohl Juana ſelbſt als Gomis, welcher indeß ſeine Oper vollendet hatte, waren damit einverſtanden, und voraus empfohlen durch Journal-Lobſalm, gefolgt von franzöſiſchen Galanterien in Verſen und Proſa, reiſete die Künſtlerin in Begleitung ihres Gönners, ihres Lehrers und ihrer Duenna nach Madrid ab.

Das Andenken des wackern Garde-Kapellmeiſters, deſſen effektvolle Parade-Märſche noch fortwährend von den Militair-Banden geſpielt wurden, war in Madrid noch lebhafter, als er es ſelbſt erwartet hätte. Mit großer Spannung ſah man daher der Aufführung ſeiner Oper: „La aldéana“ entgegen, in welcher, wie es hieß, eine junge in Madrid geborne Sängerin den Hauptpart ſingen ſollte. Gomis hatte in ſeine Muſik mit vielem Geſchmacke mehrere ſpaniſche National-Melodien, und unter andern auch die liebliche, einem kaſtilianiſchen Volksliedchen nachgebildete Preghiera verwebt, mit welcher Juana in Paris ſo viel Beifall erntete. Schon durch dieſe heimathlichen Anklänge ſchien der Erfolg des Abends geſichert. Das Theater della Cruz konnte die Menge der Zuhörer kaum

faſſen. Mit ſelbſt behaglicher Grandezza lehnte Don Diaz in ſeiner Gitterloge, als ob er allen Leuten ſagen wollte: „Seht in mir den hohen Mäcen, der dieſes Wunderkind auf die Bühne brachte, ſeht in mir den beglückten Kunſtfreund, der nun bald den erquicklichen Lohn für ſeine Gönnerſchaft von der reizenden Künſtlerin wohlgefällig hinzunehmen gedenkt!“ —

Mit den erſten Tönen von Juana's Lippen war das Glück der Oper entſchieden; ſie machte Furore. In wenigen Tagen klangen die einſchmeichelnden Melodien, welche zum Theile dem Munde des Volkes entnommen waren, aus dem Munde des Volkes wieder. Die wunderbare Preghiera, für rauſchende Janitſcharenmuſik geſetzt, ertönte bald unter den Fenſtern des neuen königlichen Pallaſtes, vor der Reiterſtatue Philipps V.; zu Buen Retiro defilirten die Garden nach den Klängen der Preghiera; in den Alleen des Prado und in den Laubgängen des Paſeo de las Delizias blieben die Luſtwandelnden ſtehen und die Wagen hielten an, wenn eines der Orcheſter, welche die Promenade belebten, die Preghiera anſtimmte. Gomis gehörte von dieſem Augenblick an zu den Lieblingen des Tages; ſeine Compoſitionen wurden populär im edelſten Sinne des Wortes. Man freute ſich, endlich wieder einmal einen Mann gefunden zu haben, welcher die Gemüther von dem dumpfen Brüten über politiſche Meinungen und Kämpfe abzöge und es der ſchönſten aller friedlichen Künſte zuwendete. Zugleich mit Gomis wurde immer Juana's Name genannt, und man wunderte ſich, wie ſolch' ein ausgezeichnetes Talent ſo lange verborgen bleiben und erſt im Auslande

zum Ruhme des Vaterlandes herangebildet werden konnte.

Großem Rufe kann der Neid nicht lange fern bleiben. Auch in Bezug auf Juana war er geschäftig, und da er ihrer Kunst nichts anhaben konnte, so suchte er ihre Abkunft und ihr Verhältniß zu Don Diaz auszuforschen, um sie von dieser Seite in ein gehässiges Licht zu stellen. Das gelang ihm denn auch bald, und eben die untere Klasse des Volkes, welcher sie angehörte und durch ihr Talent so viel Ehre machte, war am eifrigsten bemüht, ihren Leumund zu verunglimpfen und sie dem Gespötte preis zu geben..

Indessen war Juana in einigen Opern anderer Meister aufgetreten und immer mit gleichem Beifalle aufgenommen worden. Sie bedurfte eines solches Palliativs, um manche Erinnerungen in den Hintergrund zu drängen, welche bei jedem Gange durch Madrid's Straßen von allen Seiten auf sie losstürmten. Sie mied die Gegend, wo sie ehemals mit ihrer Mutter gewohnt, die Nähe des Ufers, an welchem sie harmlos ihr Geschäft betrieben hatte, mit ängstlicher Scheu. Sie senkte den Kopf zur Erde, so oft sie einen Mann in andalusischer Tracht begegnete, aus Furcht, es könnte Vetter Ruy seyn. Sie suchte sich gewaltsam zu überreden, daß es ja keinen Vorwurf verdiene, wenn Jemand sich aus seiner Niedrigkeit zu erheben, und aus seinen Anlagen den möglichsten Nutzen zu ziehen sucht; aber eine innere Stimme sagte ihr immer, daß ihr Gewinn kein ganz reiner, daß sie zwar angesehener, wohlhabender, berühmter, doch keineswegs besser, sittlicher, achtungswürdiger geworden sey. Dieses beständ-

dige Ankämpfen ihres Gefühles gegen den äußeren Glanz, der sie umgab, steigerte sich manchmal zum auffallenden Mißbehagen, welches dann der Marquis durch Betäubungen aller Art zu heben bemüht war; allein nicht immer wollte es ihm gelingen. Glücklicher war noch Gomis, welcher eine solche Verstimmung seiner Schülerin am besten dadurch betäubte, daß er sie, unbekümmert um des Contadors allzubesorgliche Einwendungen, strenger an ihr Musikstudium fesselte. Die Früchte dieses Verfahrens ließen sich nicht verkennen. In jeder Rolle entwickelte Juana größere Sicherheit, gediegeneren Vortrag und leidenschaftlichere Kraft. Zu ihrem nächsten Debut war die Desdemona in Rossini's Othello bestimmt, welche sie bereits in Paris mit so vielem Beifalle gegeben hatte. Leider fühlte sich Juana am Tage der Aufführung nicht vollkommen disponirt; eine seltsame Beklemmung drohte sie in dem freien Gebrauche ihrer herrlichen Mittel zu stören; aber die Oper war angekündigt, die Neugierde des Publikums auf das Höchste gespannt; man konnte seine Erwartungen nicht täuschen. Mit kindischer Ängstlichkeit begleitete der Marquis seine Clientin auf die Bühne, und trieb sich unermüdlich umher hinter den Koulissen, unter den buntbemalten Choristen und schmutzigen Schnürziehern und wie all das Volk heißen mag, das den Tespiskarren schmücken hilft, um ja gleich bei der Hand zu seyn, wenn ihr der geringste Unfall begegnen sollte. Allein Alles ging vortrefflich; das Bewußtseyn, ihren Lehrer an der Spitze des Orchesters zu wissen, flößte der Künstlerin volles Vertrauen ein. Sie wurde mit stürmischem Bei-

falle belohnt, deſſen ſie ſich mit jeder Nummer ihres Partes würdiger machte. Endlich kam die berühmte Scene, wo Desdemona im leichten Nachtkleide den Vorhang des Alkovens zurückſchlägt und hervortritt, um das Herz ihres racheſchnaubenden Gatten zu erweichen. Ja, jetzt war ſie wieder ganz Juana, ganz ſo einfach, ſo reizend, wie ſie damals geweſen, als ſie vor dem Bilde der Gottesmutter kniete und ihr frommes Schlummerliedchen in die ſtille Nacht hinausſang. Und doch war ſie zugleich ſo ganz Desdemona, daß in den weiten Räumen kein Auge trocken, kein Herz ungerührt blieb. Da zuckte ein „Ach!“ des Entſetzens durch das Theater; Desdemona ſollte bluten unter dem Dolche der Eiferſucht. Plötzlich ſiegte wieder die Anerkennung der Kunſt über das Blendwerk der Bühne, und rauſchender Applaus begleitete ihren traurigen Opfertod.

Mit ausgebreiteten Armen ſtand der Marquis von Villa-Marinquez in den Couliſſen, um ſeine triumphirende Schützlingin zu empfangen. Theils erſchöpft von künſtleriſcher Anſtrengung, theils betäubt vom tobenden Jubel, der ihr von Außen nachbrauste, warf ſie ſich, ihrer ſelbſt kaum mächtig, an eine Bruſt, vor welcher ſie ſonſt mit geheimem Widerwillen zurückbebte. — „Schlange, jetzt werd' ich den Othello ſpielen!“ ſchrie plötzlich eine kreiſchende Stimme hinter dem Rücken des Contador's hervor, und unter dem drohenden Rufe: „Stirb, Verführer meiner Juana!“ blitzte über ſeinem Haupte in markiger Männerfauſt ein blinkendes Stilet. — „Gott ſchütze uns! — Vetter Ruy!“ ſtöhnte Juana und ſank ohnmächtig zur Erde, wäh-

rend die Umſtehenden dem wüthenden Andaluſier in den Arm fielen und ihn entwaffneten. — „O es iſt Dir nicht geſchenkt, Natternbrut!“ rief der Arriero knirſchend, als man ihn geknebelt der herbeigeholten Wache übergab. — „Und wenn man mich in Stücke zerreißt, ſo ſind für dieſen Hund da noch hundert Dolche geſchliffen und hundert Kugeln gegoſſen, die ihn doch nicht alle verfehlen werden!“ — Dem Arriero leuchtete, als er dieſe Drohung ausſtieß, die Wolluſt der Rache aus den Augen. Schon lange hatte er auf dieſen Augenblick gewartet. Faſt zwei Jahre hindurch wurde er nicht müde, zu forſchen, was aus Juana geworden ſey. Endlich erhielt er einen Wink, daß ſie nach Madrid kommen werde, und daß ſein Verdacht gegen den Contador Grund habe. — „Nun entgehen ſie mir nicht mehr!“ dachte er, und trieb ſeine Maulthiere hinaus in die Provinz, um mit einigen Kunden Richtigkeit zu machen, denen er im Leben nicht mehr unter die Augen zu kommen hoffte. Indeſſen war Juana nach Madrid zurückgekehrt. Von manchem Auge wurde ſie erkannt und beobachtet. — „Sie iſt es, Deine Juana, und der Contador iſt hinter ihr her, wie ihr Schatten!“ mußte Ruy von ſeinen Kameraden hören, als er nach Hauſe kam. Eine Zeit lang überlegte er bei ſich ſelbſt, ob er vor ſie hintreten, ſie an frühere Zeiten erinnern, ehemalige Anſprüche geltend machen ſolle. — „Sie wird Dich verhöhnen, wird es Dich fühlen laſſen, daß du jetzt, wo ein Marquis um ſie buhlt, für ſie zu ſchlecht biſt; du wirſt von Eiferſucht entbrennen und ſie ermorden, und das wäre Unrecht. Sie wurde verlockt, verführt; — ihr Verführer muß ſterben —

das iſt recht!“ ſo ſprach der wilde Andaluſier zu ſich ſelbſt. Und er zögerte nicht lange, ſondern entdeckte ein Paar vertrauten Kameraden ſeinen Plan und trug ihnen auf, was ſie thun ſollten, wenn er feſtgenommen würde, und ſtahl ſich unvermerkt hinauf hinter die Kouliſſen, wo er ſein Opfer in's Auge faßte, bis der rechte Augenblick kam, und er mit raſendem Ungeſtüm darüber herfiel.

Der Vorhang war noch kaum geſunken, als das tollkühne Attentat des Arriero und die muthmaßliche Veranlaſſung ſchon im ganzen Publikum bekannt war. Juana konnte nach einem ſolchen Ereigniſſe nicht ſo bald wieder auf den Bretern erſcheinen, auch wenn der Schreck ſie nicht auf's Krankenlager geworfen hätte. Einige Wochen lang mußte ſie das Bett hüten, ſo ſehr waren ihre Nerven angegriffen. Der Contador wich faſt nicht von ihrer Seite. Er gab vor, er ſey es ſeiner und ihrer Ehre ſchuldig, der Welt zu zeigen, wie wenig er ſich in ſeiner Handlungsweiſe durch den Wahnwitz eines gemeinen Tollhäuslers beirren laſſe. Doch was er vorgab, war nur leere Selbſttäuſchung; denn im Grunde hatte er vor der Drohung des Arriero nicht weniger Angſt als jeder Poltron, dem der Schelm im Herzen ſitzt. Gomis hingegen fühlte ſich mit einem Male enttäuſcht und ſchämte ſich in die Seele, aus blindem Eifer für die Kunſt den unbewußten Ruffian geſpielt zu haben. Mit möglichſter Schonung für die arme Juana, der er denn doch einen großen Theil ſeines Rufes zu ſchulden überzeugt war, zog er ſich allmählig zurück, und beſchloß, ſeine Kunſt lieber ſelbſtſtändig, wenn gleich mit minderer Wirkſamkeit zu betreiben,

als sich von einem Wesen in's Schlepptau nehmen zu lassen, welches die Achtung aller Besseren verwirkt hatte.

Als Juana wieder in so weit hergestellt war, daß sie eine Reise unternehmen konnte, schlug ihr der Marquis vor, in seiner Gesellschaft die Bäder von Trillo in der Provinz Quadalaxara zu besuchen, um ihre zerrüttete Gesundheit wieder zu befestigen. Juana, seit Gomis sich zurückgezogen, des einzigen Rathgebers beraubt, der es wahrhaft redlich mit ihr meinte, glich nun einem schwankenden Rohre, welches sich von jedem Lüftchen biegen und bewegen läßt. Sie hielt es für gut, durch Entfernung sich dem Gerede der Menschen zu entziehen und erst nach einigen Monaten wieder zurückzukehren. Indessen, hoffte sie, würden die Zungen der Spottsüchtigen vielleicht einen andern Stoff gefunden haben, woran es in einer unruhigen Zeit voll politischer Gährung (es war kurz vor dem verhängnißvollen 1. März des Jahres 1823, an welchem König Ferdinand seinen Sitz nach Sevilla zu verlegen beschloß) nicht fehlen konnte. Unter starker Bedeckung, welcher man bei der Unsicherheit der Straßen selbst in der Nähe der Hauptstadt damals benöthigte, fuhr der Marquis mit Juana und ihrer Gesellschafterin ab. Doch kaum anderthalb Meilen von Madrid, wo die Straße in ihrer Wendung von dem dichten Eichenforste von Zarzuela erreicht wird, bemerkte der Marquis zu seiner nicht geringen Bestürzung an den Mienen und Zwischenreden der mitreitenden Soldaten, daß es im Walde nicht ganz geheuer sey. Wiewohl es lange noch bis zum Abend war, hielt

er es doch für gerathener, umkehren zu laſſen, und im Galopp nach Madrid zurückzueilen. Doch ſchon war es zu ſpät. Das Raubgeſindel, welches ſich in dem undurchdringlichſten Dickicht umhertrieb, ſchien ihn abſichtlich erwartet zu haben. Gellendes Pfeifen ſcholl fernhin, und undeutliche Geſtalten wurden zwiſchen den Baumſtämmen ſichtbar. Der Marquis, faſt muthloſer als die ſchwächliche Juana, welche in dieſem Augenblicke lebhaft an Ruy's Drohung dachte, trieb den Kutſcher zur verzweifelten Eile an, wenn auch die prächtigen Andaluſier todt zuſammenfielen. Allein ſchon pfiff eine Kugel aus dem Gehölze; erſchrocken riſſen die Pferde aus; eine zweite Kugel verfehlte ihres Zieles nicht; ſie drang ſo gewaltig in des Contadors rechte Schläfe, daß er, ohne einen Laut von ſich zu geben, über den Wagen hinausſtürzte und eine weite Strecke nachgeſchleift wurde. Jetzt ging es wie im Sturm vorwärts. Der Kutſcher, welcher ſchon längſt Faſſung und Zügel verloren hatte, wurde herabgeſchleudert und blieb für todt an der Straße liegen. Juana und ihre Begleiterin wurden, Leichen ähnlich, von den ſchnaubenden Roſſen fortgetragen. Schon ſauste das ſchäumende Viergeſpann, zum Entſetzen Aller, welche es anſtürzen ſahen, auf die Segovia-Brücke zu, als der Wagen endlich umſchlug und die beiden Frauen weit hinaus an das Ufer geſchnellt wurden. Die Duenna fiel ſo glücklich, daß ſie ſich nur wenig Schaden that und bald wieder Faſſung gewann, um den ganzen Hergang zu erzählen. Juana hingegen hatte nicht nur eine tiefe Kopfwunde erhalten, aus welcher ſie heftig blutete, ſondern konnte auch wegen der fürchterlichen Erſchütte-

rung, die sie erlitten, lange nicht zur Besinnung erweckt werden.

Man brachte sie in die Wohnung des Contadors, dessen Leichnam erst Tags darauf gräßlich verstümmelt am Eingange des Eichenforstes gefunden wurde.

Nun, da Juana gänzlich verlassen, und durch die Hand des Unglück's aus einem Verhältnisse herausgerissen war, welches sie der moralischen Achtung unwerth gemacht hatte, nun hielt es Gomis wieder für seine Pflicht, sich der armen, dem höchsten Elende preisgegebenen Künstlerin anzunehmen. Dem Ausspruche der Ärzte nach war ihre Kopfwunde zwar nicht tödtlich, aber doch so bedeutend, daß eine völlige Geisteszerrüttung zu befürchten stand. — Und so geschah es denn auch. Körperlich genesen, wandelte Juana geisteskrank umher. Sie sprach nur wenig, blickte starr vor sich hin, und von der Wunderkraft ihrer Kehle schien ihr nur so viel geblieben zu seyn, als hinreichte, um die Melodie jenes Abendliedchens aus der „Aldéana“ in unbelauschter Dämmerung halblaut vor sich hinzusummen. Mit Thränen des Mitleid's im Auge betrachtete Gomis diese bedauernswerthe Ruine der Kunst, diese junge Märtyrin der Eitelkeit. Er machte es sich zur letzten Aufgabe seines Aufenthaltes in Spanien, welches zerrissen vom Parteikampfe, bedroht von dem Einfalle fremder Heere selbst die neutrale Stellung des Künstlers nicht unangefochten ließ, für Juana's Zukunft noch nach Kräften zu sorgen, und so die Schuld des Dankes abzutragen, zu der sie ihn durch die Verbreitung seines Rufes verpflichtet hatte. Durch Hinterlegung einer namhaften Summe, fast des ganzen

Ertrages seiner „Aldéana,“ bewog er die Vorsteherin eines Frauenklosters, mit welchem ein Hospital vereiniget war, zur Aufnahme der Unglücklichen auf die ganze Dauer ihres krankhaften Zustandes. Sie wurde daselbst in sorgliche Gewahrsam genommen, welche man ihr dadurch zu erleichtern suchte, daß man ihr eine Gassenstube anwies und ihr gestattete, der freien Luft im Garten und überhaupt aller Erheiterungen zu genießen, welche mit dem klösterlichen Leben vereinbar waren und ihre Existenz nicht gefährdeten.

Indeß war der Meinungskrieg mit allen seinen Gräueln losgebrochen. — Die Manalo's gewannen fast überall die Oberhand; zahlreiche Verhaftungen schreckten die friedlichsten Bürger. An ein Interesse für künstlerische Bestrebungen war unter solchen Umständen nicht zu denken. Zur guten Stunde noch entkam Gomis aus Madrid, wo man ihn bereits mit mißtrauischen Blicken ansah, indem seine kräftigen, leidenschaftlichen Melodien häufig von dem aufgeregten Volke revolutionären Texten angepaßt und bei verschiedenen Anlässen mit wildem Ungestüm abgesungen wurden.

Manchmal, wenn ein tobender Pöbelhaufe an den Thoren des Frauenklosters vorüberstürmte und nach der wohlbekannten Melodie der Preghiera ein ausgelassenes Spottlied anstimmte, lehnte Juana mit starren, thränenlosen Augen am Gitterfenster ihrer Zelle, und vernahm die verhängnißvollen Klänge, und summte unwillkührlich die Worte ihres ehemaligen Abendliedchens mit.

Nach drei blutigen Jahren schien endlich eine Art von Ruhe zurückzukehren, welche zwar nicht auf vollkommene Amnestie, aber doch auf sänftigende Mäßigung begründet war. Wenigstens fing Madrid an aufzuathmen, und wendete mitunter seine Aufmerksamkeit wieder anderen Dingen zu, als den schwankenden Resultaten des Bürgerkrieges. Man freute sich wieder des Prado, sehnte sich wieder nach Volksbelustigungen, besuchte das Theater und nahm Antheil an den Erscheinungen aus dem Gebiete der Kunst und Literatur, welches Jahrelang gänzlich brach lag.

Zwei Ereignisse ganz verschiedener Art nahmen eines Tages alle Augen und Ohren in Anspruch. Am Morgen sollte nämlich auf dem Hafenplatze, wo die Hinrichtungen Statt zu finden pflegten, ein gefürchteter Bandit den verdienten Lohn für seine Gräuelthaten empfangen, ein Schauspiel, welches bei dem wilden, durch manchen Nachklang jüngst erlebter Scenen noch heftig aufgeregten, Sinne des Volkes Tausende von Zuschauern herbeilockte. Für den Abend hingegen war ein Schauspiel angekündiget, welchem der gebildete Theil der Bevölkerung mit gespannter Erwartung entgegen sah, nämlich das Auftreten der berühmten Sängerin Giuditta Pasta in der Rolle der Desdemona. Während an der einen Straßenecke ein marktschreierischer Herumträger die gräßliche Geschichte von dem Leben und den Thaten des hinzurichtenden Missethäters feilbot, bereitete gegenüber ein anderer die Vorbeigehenden auf den Genuß vor, welcher Abends den Kunstfreunden im Theater de la Cruz bevorstände. — „Giuditta Pasta“ hieß es hier im echt

südlichen Bombast, „der Komet von Verona, der Stern von Paris, der Sirius am europäischen Gesanghimmel, die majestätische, acht und zwanzigjährige Königin der Melodien, mit der herzerschütternden Glockenstimme, mit der plastischen Erhabenheit ihres echt antiken Spieles, wird heute den kunstsinnigen Bewohnern der sehr edlen, rechtlichen, hochberühmten, treuen und heroischen Stadt Madrid beweisen, daß sie bisher weder hörten noch ahnten, was singen heißt!“ — „Der fürchterliche, abgefäumte, grausame Bandit,“ hieß es dort — „Namens Ruy Juan Chinchon, aus Grazalema in Ober-Andalusien gebürtig, wegen eines an dem hochedlen und ehrenhaften Don Diaz Marquis von Villa-Marinquez, weiland königlichen Contador, versuchten Meuchelmordes gefänglich verhaftet, sodann seiner Haft entsprungen und nach langen vergeblichen Nachforschungen unter den Straßenräubern ergriffen, wird heute, zur gerechten Strafe für alle eingestandenen und nicht eingestandenen Mord- und Missethaten, so wie zum abschreckenden Beispiele für alle Bösewichter öffentlich vom Leben zum Tode befördert werden.“

Langsam, unter dem Geläute der Glocken, bewegte sich der Zug mit dem Missethäter der Richtstätte zu. — Starke Militair-Bedeckung begleitete ihn; die Musikbande spielte die noch nicht vergessene Preghiera. Als der traurige Kondukt um die Ecke des Frauenklosters zog, tönte ein durchdringender Schrei durch eines der Gitterfenster. Der Delinquent erhob sein dunkellockiges Haupt, schoß einen blitzenden Blick der Gegend zu, woher der Schrei gekommen, und schritt

dann regungslos seinem Schicksale entgegen. In einer halben Stunde darauf hatte Vetter Ruy geendet.

Ein Schauspiel hatte das Volk weg; mit steigender Ungeduld erwartete es das zweite, edlere. Das Theater della Cruz konnte kaum die Menge der Zuseher fassen, welche der Ruf der weltbekannten Giuditta Pasta herbeigelockt hatte. Schon die äußere Erscheinung der Künstlerin wirkte elektrisch. Diese erhabene Ruhe, dieser ausdrucksvolle Blick, diese gerundete Bewegung war den leidenschaftlichen, von einem Extrem zum andern überspringenden Spaniern neu. Als sie aber erst den Zauber ihrer Stimme entwickelte, „jene unbeschreiblichen und unbegreiflichen, verschleierten und doch frühlingshellen, schmerzstöhnenden und doch lustjubelnden Töne, welche in dem Ohre und Herzen dessen, der sie einmal gehört hat, nicht mehr verklingen“: da machte sich das allgemeine Entzücken in lautem Applause Luft, und von tobendem Beifalle erdröhnten die dichtgefüllten Räume. Wohl Mancher unter den Zuhörern mochte sich der heimischen Juana erinnern, welche vor wenigen Jahren in derselben Rolle vielleicht mehr Natur, aber gewiß nicht so viel Kunst entwickelt hatte. Diese wunderbaren Blitze der Leidenschaft, stets gemäßigt von angeborner Besonnenheit, dieses Emporklimmen über alle Sprossen der psychischen Stufenleiter, dieses Hinüberwiegen von Liebe zur Kränkung, von Lust zum Schmerze, von Jubel zur Verzweiflung hatte man noch nie in solch' künstlerischer Vollendung gehört und gesehen. Bei jedem neuen Auftritte fürchtete man, die Kraft der Sängerin müsse erlahmen, und bei jedem neuen Auftritte zuckte sie nur um so feuriger empor.

Man konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß irgend ein Gott in dieser Brust wohnen müßte, aus der er so göttlich groß und menschlich schön hervorklang.

Endlich kam wieder die Scene voll grauenvoller Wollust, in welcher Desdemona als das Opfer tückischen Verrathes und rasender Leidenschaft bluten soll. Angethan mit leichtem, weißen Nachtkleide, schlug sie den Vorhang des Alkovens zurück, und trat hervor, um das Herz ihres racheschnaubenden Gatten zu erweichen. Da bot sich plötzlich dem Publikum eine Scene von fast gespenstischer Art dar; denn siehe! — wie aus dem Grabe emporgestiegen, stürzte aus den Koulissen eine zweite Desdemona, ebenfalls angethan mit weißem, leichten Nachtkleide, hervor, und warf sich, trotz des Gemurmels und Geflüsters auf der Bühne, auf Othello's rechter Seite nieder, während Pasta zu seiner Linken kniete. Eine athemlose Stille verbreitete sich durch's Theater, als die beiden Doppelgängerinnen gleichzeitig, als ob sie einander überbieten wollten, ihre Cantilenen begannen und Othello schaudernd und fassungslos seine Blicke von der einen zur andern gleiten ließ. — „Juana, Juana!“ — rauschte es auf ein Mal wie ein beginnender Sturm durch die Räume des Theaters. — Entsetzt verstummte die wahre Desdemona, während die falsche, zurücksinkend in den Arm der hervorstürzenden Theaterleute, aus den Tönen Rossini's in die Melodie der wohlbekannten Preghiera überging, die sie, verlassen vom verwirrten Orchester, mit gräßlich kreischender Stimme zu Ende sang. Ehe man noch den Vorhang auf den deutlich hörbaren Ruf des Direktors herablassen konnte,

lag die arme, wahnsinnige Juana, ein Leiche, in den Armen der Herbeigeeilten. Die Oper hatte geendet, tragischer geendet, als in der tragischen Nachbildung Shakespeare's.

Am andern Tage war ganz Madrid voll von dem seltsamen Ereignisse. Juana hatte wahrscheinlich durch das Geschrei der öffentlichen Ausrufer sowohl von Ruy's Schicksale, als von dem Schauspiele, welches Abends Statt finden sollte, Kunde erhalten. Von ihren arglosen Hüterinnen zu wenig bewacht, fand sie Gelegenheit, unbemerkt zu entkommen, und stahl sich eben so heimlich, wie einst der rachsüchtige Ruy, auf die Bühne, wo sie sich bis zu dem Augenblicke, der damals ihr Los entschied, verborgen hielt. Allein in jener verhängnißvollen Scene brach ihr Wahnsinn in aller Gewalt los, und ehe sie Jemand hindern konnte, stürzte sie hinaus auf die Breter, auf denen sie einst ihre Triumphe, und jetzt — ihren Tod fand.

Gomis, welcher indeß in London, wo er vergebens sein Glück zu machen hoffte, zum Geschäfte eines Singlehrers greifen mußte, um sein Leben zu fristen, erfuhr Juana's trauriges Ende aus den Zeitungen. Herzliche Thränen weihte er dem Angedenken eines Wesens, welches wie von der Stimme seines guten Engels gewarnt, ihn einst so rührend bat: „Lehrt mich nicht etwas, was ich vielleicht gern wieder vergessen möchte. Es würde Euch gewiß keinen Segen bringen!“ — Wie eine düstere Prophezeihung, wie ein geheimer Fluch, den er nicht durch bösen Willen, sondern durch Blödigkeit auf sich geladen, klangen ihm

die Schlußworte dieſer Rede entmuthigend in die Ohren. — Verſtimmt kehrte er im nächſten Jahre wieder nach Paris zurück. Aber mit Juan's war ſein Stern untergegangen. Trotz aller Bemühungen, trotz mancher Verſuche im Opernfache, welche den Beifall aller Kenner errangen, fand er bei dem großen Publikum nur wenig Anklang. Nachdem er lange mit Nahrungsſorgen und Kabalen gekämpft, und erſt nach vielen namhaften Proben ſeines ausgezeichneten Talentes durch die Verwendung eines hochgeſtellten Freundes eine Penſion erhalten hatte, ſtarb er im Sommer des Jahres 1836, unbefriedigt und ungewürdigt, als einer jener Vielbegabten, welche ſich in ihrer Kunſt nicht klar wurden, weil ſie es ſich im Leben nicht geworden ſind.

Die erſte Kur.

Ich war ein neugebackener Mediziner, — (das heißt, nicht ich, der ich dieſes ſchreibe, ſondern der Freund, aus deſſen Reiſetagebuch ich dieſes Fragment mittheile) — und bereitete mich eben auf meine disputatio pro laurea vor. Tag und Nacht ſpukte es in meinem Gehirne de febribus intermittentibus, welche ich zum Thema meiner Inaugural-Diſſertazion gewählt hatte, und ich war nahe daran, mich durch übertriebene Anſtrengung zum Gegenſtand einer Autodiagnoſe zu machen, als ein Jugendfreund, ein luſtiger, treuherziger Kumpan, auf ſeiner Durchreiſe bei mir zuſprach, und in mich drang, noch einmal vor meinem letzten Sturm auf den Doktorshut Athem zu ſchöpfen, und mich an den Geſundheitsquellen, welche draußen im Freien von Berg und Himmel ſtrömen, noch einmal zu erlaben, ehe mich Beruf und Pflicht für Lebenszeit an die Krankenſtube feſſelten. Er reiſete allein; ſein Weg führte ihn über die herrlichen Gebirgsgrenzen unſeres Vaterlandes, wohin meine Sehnſucht ſeit langem ihre Flügel ausgeſpannt hatte. Bis dahin konnte ich an ſeiner Seite bequem und gemächlich fahren; der Rückweg war keine Weltreiſe, nur eine angenehme, mäßige Fußwanderung; wir hatten uns ſo lange nicht geſehen, hatten uns ſo viel, vielleicht Alles zu ſagen, für lebenslange Trennung, — und er

bat ſo dringend, ſo überzeugend, daß alle Rückſichten von Zeitverſäumniß, von wirklichen und eingebildeten Hinderniſſen ſich endlich in nichts auflöſeten, und ich zuletzt, mit einem brüderlichen Handſchlage, ausrief: „Sei's! Ich begleite Dich!“

Unſer Weg war mehr eine Reiſe in der Vergangenheit, als in der Gegenwart. Wir ſahen wenig von unſerer Umgebung, wir lebten nicht ſowohl aus uns heraus, ſondern in uns hinein, und wenn auch manchmal mein Freund mich mahnte, da- oder dorthin zu ſchauen, dieſe oder jene Ausſicht zu bewundern, dieſe oder jene Schloßruine zu betrachten, ſo antwortete ich ihm jedesmal: „Das ſeh' ich ja auf meinem Rückwege wieder, — Dich aber ſeh' ich auf meinem Rückwege nicht mehr.“ — So empfänglich die, ihres Gegenſtandes verſicherte, Freundſchaft für das Schöne der Natur iſt, ſo egoiſtiſch iſt die Freundſchaft, die den baldigen Verluſt ihres Gegenſtandes vor ſich ſieht; ſie hält jede Ablenkung ihres Gefühles für einen Treubruch; ſie will den Becher der Seligkeit, ehe ſie ihn wegſetzen muß, bis zum letzten Tropfen leeren; ſie vergißt auf Trank und Speiſen, und löſcht ihren Durſt mit Erinnerungen und ſättiget ſich mit Schwüren.

Es war eine mondhelle Spätſommernacht, welcher der Trennungsmorgen folgen ſollte. Wir hatten unſere Herberge in einem einſamen Pfarrhauſe genommen, dem einzigen Aſyle für Reiſende beſſerer Qualität in dem ärmlichen Grenzdorfe. Die Freundlichkeit des Hausherrn, welcher, ohne Anſpruch auf Vergütung, Jedem, der beſcheiden bei ihm anklopfte, gaſtfrei aufthat, wäre für das wohlbereitete Nachtmahl eine

treffliche Würze gewesen, wenn wir überhaupt für's Nachtmahl einen Sinn gehabt hätten. Aber wir waren so wenig am Tische, daß wir Mühe hatten, den guten Willen unseres Wirthes nur einiger Maßen zu würdigen, und uns Zwang anthun mußten, seine gesprächige Zuvorkommenheit zu erwiedern. Er nahm unsere Entschuldigung, daß uns die Herreise angegriffen habe, gutmüthig hin, und überließ uns mit einem herzlichen „Gut' Nacht!“ unseren Gefühlen.

Aber statt zu Bette, eilten wir hinaus auf den Hügel vor dem Pfarrhofe, welcher, frei von allen Seiten, wie eine Warte in der monderleuchteten Landschaft dastand. Westwärts, über der Grenze des Landes, welchem mein Freund zureiſete, ſchimmerte geisterblaß eine Zackenreihe ſpitzſäuliger Schneegipfel. Gegen Osten dehnte ſich, wie gestockte Meereswogen, eine unſehbare Kette kegelförmiger Waldberge aus, über denen, voll und groß, der ruhige Zeuge unserer ergriffenen Seelen ſchwebte.

„Also dorthin geht es morgen!“ rief mein Freund, nach den Schneegipfeln weiſend.

„Und dorthin geht es morgen!“ rief ich, meinen Arm um ſeine Schultern ſchlingend, und deutete auf die waldigen Hügel gegen Osten.

„Wann und wie werden wir uns wiederſehen?“ fragte er mit zitternder Stimme, und das Gefühl, deſſen er ſonſt immer mehr Meiſter war, als ich, überwältigte ihn ſo plötzlich, daß er mir ſchluchzend um den Hals fiel.

„Einmal gewiß wieder, — und gewiß als die nämlichen!“ verſetzte ich feſt und beſtimmt. Seine

Faſſungsloſigkeit war mir eine Aufforderung, all' meine Faſſung zuſammenzuraffen. Die Natur muß das eigens ſo eingerichtet haben, daß im Kampfe der Empfindungen nie beide Theile zugleich erliegen, ſondern die Kraft, die der eine verliert, dem andern zuwächſt.

»Jetzt iſt der Augenblick gekommen,« — fuhr ich fort — »wo wir ſcheiden müſſen, erſchweren wir uns ihn nicht ſelbſt. Die Kluft thut ſich gähnend vor Dir auf; wage den Sprung, Freund — und denke, daß jede Trennung nur ſcheinbar iſt. Unſere Herzen können ſich nicht verlieren! Laſſ' dieſen Kuß, laſſ' dieſen Händedruck als heiligen Schwur Dir gelten! — Das ſei unſer Abſchied, — und dann kein Wort mehr vom Scheiden! — Morgen wachſt Du auf, ſetzeſt Dich in den Wagen, fährſt über die Grenze und denkeſt meiner, wie eines längſt Geſchiedenen, deſſen Du doch nie vergeſſen kannſt. Morgen wach' ich auf, ſchnüre mein Bündel, wandle dort über jene Hügel hin, und denke in dunkler Waldesnacht Deiner, wie eines längſt Geſchiedenen, den ich doch nie vergeſſen kann. Und ſomit lebe wohl! Gott ſei mit Dir!«

»Lebe wohl! Gott ſei mit Dir!« tönte es wie ein Echo aus ſeiner ungeſtüm arbeitenden Bruſt. Losgeriſſen von einander ſtanden wir Hand in Hand und ſtarrten lange, ſchweigend gen Himmel empor. Es war, als ob der Mond zuckte, doch mochten es wohl die Thränen ſeyn, die uns vorm Auge flimmerten. Fern über den Schneegipfeln wetterleuchtete es, und ein fallender Stern zog einen leichten Streif quer durch die tiefblaue Decke des Nachthimmels.

»Die Luft kühlt ſich ab; Du wirſt eine herrliche

Fußreiſe haben!“ begann mein Freund nach einer Pauſe mit veränderter Stimme. So mag dereinſt, denk' ich, unſer erſtes Wort jenſeits klingen, wenn die Seele, matt vom kaum überſtandenen Todeskampfe, ſich in die neue Ruhe noch nicht recht finden kann. Faſt hätte der ſichtbare Zwang, den es ihm koſtete, meiner Bitte zu willfahren, mich wieder wanken gemacht. Doch mich bemeiſternd, mit jenem unausſprechlichen Schmerze, den wir ſo bezeichnend Herzweh nennen, erwiederte ich ruhig: „Ich danke Dir recht herzlich, Bruder, daß Du mich noch einmal aus meiner Studierſtube herausgetrieben haſt. Es hat mir wahrhaftig Noth gethan, ehe ich meiner ernſten Beſtimmung entgegen gehe, mich noch einmal auszulüftern, möcht' ich ſagen, und Gottes milden Sonnenſchein einzulaſſen in meine offene Bruſt; denn ſchwerlich wird es mir je wieder ſo wohl werden!“

Noch eine Weile ſchlenderten wir im Freien auf und nieder, jede Anſpielung auf Scheiden und Nimmerwiederſehen ängſtlich vermeidend. Endlich ſchlug es eilf vom Thurme; einſilbiger wandelten wir dem Pfarrhofe zu. Unſer wackerer Wirth hatte uns in getrennten Zimmern einquartirt, als ob er gewußt hätte, daß wir uns am kommenden Morgen nicht mehr begegnen wollten. Ich begleitete meinen Freund bis zur Thüre ſeines Zimmers, welches in der hinterſten Ecke des Ganges lag, in welchem die erſte Thüre zu meiner Schlafſtätte führte. Der Meßner hatte, wahrſcheinlich auf Geheiß des Hausherrn, uns erwartet.

„Gute Nacht, Bruder!“ ſprach ich herzlich, und

schüttelte meinem Freunde die Hand. — „Gute Nacht!“ erwiederte er tonlos, meinen Druck krampfhaft erwiederud, und stürzte hastig in sein Zimmer.

„Warten Euer Gnaden doch!“ rief mir der Diener nach, welcher ihm das Licht anbrannte, — „es ist finster im Gange!“ — und eilends lief er hinter mir her, um mir den gleichen Dienst zu erweisen.

„Wann steht Ihr auf?“ fragte ich ihn, nach einer schmerzlichen Pause der Erschöpfung.

„Um 5 Uhr lies't der Herr die Frühmesse!“ war seine Antwort.

„Gut! So weckt mich um halb 5! — Den andern Herrn aber, wohlgemerkt, — weckt erst nach der Messe, — wenn ich schon fort bin. Verstanden?“

„Ganz wohl, Euer Gnaden; schöne gute Nacht!“

„Ach! gute Nacht?!“ — seufzte ich, — und sah lange noch hinaus in die Gegend, und meinte, ich müsse noch hinüber zu meinem Freunde, und ihm noch dieß und jenes sagen, was mir nun eingefallen war, und konnte den Gedanken nicht fassen, daß ich noch unter einem Dache mit ihm stände, und ihn doch nicht mehr, — vielleicht nie mehr im Leben sehen sollte.

„Nie mehr — nie mehr?!“ — — wiederholte ich, immer tiefer in das Gewirre meiner Empfindungen mich verstrickend, und warf mich halb entkleidet auf's Bett hin, und schlief ein, — und ärgerte mich, als es Morgens an meiner Thüre pochte, daß ich hatte schlafen können. Es ist etwas Eigenes um diese Nüchternheit, die der Schlaf über den Organismus unserer Seele verbreitet. Ein armseliges Zahnwehe, den Schmerz eines stechenden Leuchdorn's kann er nicht

übertäuben, — und einen Schnitt durch's Herz, woran man zu verbluten meint, bewältigt er. Beinahe Traum schien mir, was ich gestern erlebt, und ich kleidete mich an, während das Frühglöcklein zur Messe rief, und trat, gerüstet zur Wanderung, aus meinem Zimmer. Ein Blick in den dämmernden Gang hinab, wo mein Freund noch schlief; eine rasche Wendung, um mich loszurütteln aus dem Traume von Trennung, der durch mein Gehirn nachzuckte, — und ich stand im Freien, und die Vögel zwitscherten mir so lebensfroh entgegen, und die Nebel wogten so morgenduftig über's Thal hin, und die vier Kerzen des Altars schimmerten so traulich durch's Bogenfenster der mittelalterlichen Kirche, daß ich eintrat, und hinkniete, und wieder einmal recht herzlich betete.

Nach geendigter Messe nahm ich in der Sakristei von meinem gastfreundlichen Wirthe Abschied, bat ihn, meinen Reisegefährten, von dem ich mich nun trennen müsse, noch einmal von mir zu grüßen, und schlug, seiner Weisung folgend, den schmalen Pfad durch thauige Wiesen in's Gebirg ein, welches mich am Abende jenseits wieder auf die Hauptstraße hinabführen sollte.

Etwa eine Stunde mocht' ich zwischen Feldern und durch stille Vorwäldchen gewandelt seyn, als der Steig mich bergan führte, und ich hinaustrat auf einen mäßig hohen, durch glückliche Lage die Gegend weithin beherrschenden Kogel. Die Nebel waren indeß theils gesunken, theils gestiegen, und im hellsten Morgenglanze lag das Thal zu meinen Füßen, aus welchem ich fortgezogen war. Die Schneegipfel schlo-

ßen, wie eine Fortsetzung der Wolken über ihnen, den Horizont. Unterhalb zogen waldige Vorgebirge die Landesgrenze. Den Mittelgrund nahm der Hügel mit dem Kirchlein und dem Pfarrhof ein, in welchem ich übernachtet hatte. Vor dem Thore desselben schien sich etwas zu regen, und fortzubewegen, was langsam den weißen Straßensaum entlang die Höhe hinanzog. Kein Zweifel! Es war der Wagen meines Freundes. Jetzt erwachte meine Sehnsucht wieder mit vollem Ungestüm. Hier war ich allein; vielleicht auf Stunden in der Runde kein menschliches Wesen, das mich belauschte. Wozu meine Thränen zurückzuhalten? — Ich ließ ihnen freien Lauf; — ich schrie meinen Glückwunsch, so laut ich konnte, hinaus in die weite Ferne, — ich war so ganz ungehindert Mensch; — da verlor sich das bewegliche Pünktchen im Walde, — und die Scheidewand für diese Welt war aufgebaut.

Mittags gewährte mir ein Bauernhaus in einem Graben, durch den ein ungestümer Waldbach brauſete, Rast und Labung.

Als ich mich um den Steig erkundigte, welcher über die ziemlich steile Wand vor mir auf die Hauptstraße und zu einer erträglichen Nachtherberge führe, gab mir der Bauer, wie das gewöhnlich geschieht, die Richtung so weitläufig und mit so vielen Nebnumständen an, daß ich am Ende gar nicht wußte, ob ich links oder rechts gehen sollte. Ich fand es daher für rathsam, sein Söhnlein als Führer mitzunehmen, und mich von demselben wenigstens bis auf die Höhe des Berges geleiten zu lassen, um auf der Wasserscheide mich dann, wo möglich, selbst zu orientiren.

Langſam ſchritt ich mit meinem vierzehnjährigen Leiter bergan; die Sonne brannte ſtechend herab, denn der Berg, die Spuren einer abgeſtockten Waldung tragend, war im Anſtiege faſt kahl.

Es fällt mir unendlich ſchwer, ſchweigſam zu gehen. Geh' ich allein, ſo pfeife oder trillere ich vor mir hin; geht mir Jemand zur Seite, ſo ſuch' ich mit ihm ein Geſpräch einzufädeln. Mit dem Bauernjungen ging's etwas ſchwer; er war noch echtes Kernholz, wenig behauen von der Hand des bildenden Dorfſchulmeiſters. Die Hände in den Seitentaſchen der bockledernen Hoſe, ſchob er ſich auf ſeinen langen Beinen, die mit den Knien zuſammenſtießen, ganz phlegmatiſch vor mir her, und beantwortete mir jede Frage, die er verſtand, mit einem kopfſtimmigen: „Ja“ oder mit einem ganzen Satze, der am Ende auch nicht mehr ſagen wollte, — und jede Frage, die er nicht zu verſtehen ſchien, mit einem kopfſchüttelnden: „Schau, ſchau!“ oder mit einem gleichgiltigen: „I moanad ſchier!“

Schwere Wolken ſtiegen über den Berggipfeln auf, die zur Linken majeſtätiſch hereinragten.

„Zuletzt bekommen wir heute noch ein Gewitter!?“ fragte ich, mir einbildend, daß ſo ein junger Bergmenſch wenigſtens die Witterung kenne.

„Schau, ſchau!“ ſagte er, mit offenem Mund emporſtarrend.

„Nun, — ein Paar Stunden hält's wohl noch aus, und bis dahin bin ich wohl über den Berg gekommen?“

„I moanad ſchier!“ war ſein Troſt.

»Gibts wohl hier im Walde zerſtreute Hütten, wo man im Nothfall Unterkunft fände?«

»Ja!«

»Mich dünkt gar, es donnert von ferne' ſchon!«

»Schau, ſchau!«

»Gehen wir etwas ſchneller! — Auf der Höhe find' ich mich dann wohl allein zu recht?«

»I moanad ſchier!«

Endlich ſtanden wir auf dem Joche. Die Sonne hatte ſich hinter Wolken verſteckt; ein leiſer Luftzug ſäuſelte durch die Buchenwipfel; tief unten am Fuße des Berges wurde ein Kirchthurm ſichtbar. Vor mir ſchlängelte ſich ein wohlbetretener Fußſteig durch die Waldung abwärts, welcher mir die Richtung zu verfolgen ſchien, die ich einſchlagen müßte.

»Komm' ich auf dieſem Weg dort in's Dorf hinab, und führt er gerade und unfehlbar hin?«

»Ja!«

»In einer Stunde erreich' ich es ja! Nicht wahr?«

»I moanad ſchier!«

»Nun ſo kehre jetzt um; — da haſt du für deine Mühe!« — Und hiermit gab ich ihm ein Paar Silbergroſchen.

»Schau, ſchau!« ſagte er wohlgefällig ſchmunzelnd, rückte mit der Linken den Hut, fuhr mit der Rechten tölpiſch nach meiner Hand, um ſie zu küſſen, drehte ſich dann auf den Stiefelabſätzen um, und trat gemeſſenen Schrittes den Rückweg an, während ich bald im tiefen Waldesdunkel jede Ausſicht verloren hatte.

Etwa eine halbe Stunde lang mocht' ich gegangen seyn, als der Pfad, ein sogenannter Holzweg, vor einer aufgescheiterten Klafter zur Seite eines modernden Baumstrunkes aufhörte. Wie sehr vermißte ich jetzt meinen langweiligen Führer, so läppisch und einfältig er auch war! Dichtes Laub raubte mir alle Aussicht. Die Sonne schien sich für heute ganz versteckt zu haben, denn düsteres Dämmerlicht herrschte im schaurigen Dome des ehrwürdigen Eichenforstes, den ich mir in diesem Augenblicke viel weniger ehrwürdig wünschte. Ein heftiges Rauschen in den Wipfeln schien einen ziemlich starken Wind, vielleicht gar den Vorboten eines nahen Gewitters zu verkünden; in der Tiefe war alles noch schwül und ruhig. Plötzlich krachte ein heftiger Donnerschlag, und fast gleichzeitig rieselte es, wie Erbsen, auf das Laub herab. Es war Hagel, wohl auch Regen, welcher aber noch nicht dicht genug war, um das undurchdringliche Blätterdach zu bewältigen. Wohl wissend, wie gefährlich es sei, unter so vielen Blitzleitern umherzuwandeln, suchte ich ängstlich nach einer Spur von einem Steige, der ins Freie leiten könnte. Die Stümpfe der abgestockten Bäume, die hier und da aus Moos und Farrenkraut emporragten, dienten mir zur Richtschnur, welcher folgend ich wenigstens einen Lichtschlag zu gewinnen hoffte.

Ich mußte weit, weit hinabgeklettert seyn, — denn Donner und Blitz, in solcher Umgebung, machen schnelle Beine, — als sich der Wald öffnete, und ich auf einer Bergwiese stand, deren Saum sich in eine Thalschlucht zu verlieren schien. Hier machte ich Halt, um, allem Ungestüme des strömenden Platzregens

preisgegeben, mindeſtens vor einem anderen Elemente ſicher zu ſeyn. Das Gewitter arbeitete fürchterlich. Jeder Blitz beinahe zündete in meiner Nähe eine bläuliche Fackel an, und ſpaltete einen Baum, und jeder Donnerſtreich fand ein zehnfaches Echo, woraus ich ſchloß, daß ich noch recht tief im Gebirge ſeyn müſſe. Es ging ſchon den Abend zu, als das Wetter ſich in die Ferne zog; Wind und Regen aber dauerten fort, wenn gleich letzterer minder heftig. Bis auf's Hemde durchnäßt, glitt ich über die Wieſe, welche durch den Regen glatt, wie eine Eisbahn, geworden war, hinab, und ſtand nun wohl am Fuße des Berges, den ich überſtiegen hatte, aber auch am Rande eines angeſchwollenen Wildbaches, an deſſen jenſeitigem Ufer abermal ein hoher Berg emporragte. Längs dem Bache führte kein Steig, und mit getäuſchter Hoffnung ſuchte ich lange nach irgend einer Stelle, die dem Anfange eines Pfades glich. Endlich glaubte ich ſie gefunden zu haben. Ein ſchmaler, moos- und grasloſer Streifen lief zum Bache hinab, und ſchien ſich jenſeits durch den Wald hinanzuſchlingen. Triefend, wie ich war, fand ich es unnütz, mich zum Übergange über das Waſſer zu entkleiden, ſondern erreichte vielmehr, um die gewaltigen Lehmteller erleichtert, welche an meinen Sohlen klebten, glücklich den geſuchten Steig, den ich, um vor Einbruch der Dämmerung noch die Höhe zu gewinnen, mit angeſtrengter Haſt hinanklomm. Aber der Berg ſchien immer um das Doppelte der Strecke, die ich mühſam keuchend zurückgelegt, zu wachſen. Dunkler und dunkler wurde es um mich her; aus dem winddurchrüttelten Laube raſchelte

ein zweiter Regen auf mich nieder, und ehe ich noch den Gipfel erſtiegen hatte, ſank die Nacht mit allen ihren Schauern hernieder.

Eine unbeſchreibliche Angſt überfiel mich, die man einem Stadtbewohner, welcher ſich nie in dieſer oder nur einer ähnlichen Lage befand, wohl verzeihen mag. Mir ſchien es bisher nur ſchrecklich, in einem elenden, alles Comforts entbehrenden Dorfwirthshauſe zu übernachten; jetzt hätte ich meine ganze Reiſebarſchaft darum gegeben, auch nur die elendeſte Hütte vor mir zu ſehen, die ich von Menſchen bewohnt wüßte. Jeder zehnte Schritt war durch einen Fall bezeichnet; es war, als ob mir die Bäume neckend ein Bein unterſchlügen. Bald wußte ich nicht mehr, wohin ich trat, ſondern arbeitete mich über wirr verſchlungene Wurzeln und glitſcherige Steine auf's Gerathewohl aufwärts, und raſtete nicht eher, als bis meine Füße ſpürten, daß ich auf ebenem Boden, alſo am Gipfel, ſtände. Die Nacht war indeß ſo finſter geworden, daß ich nicht fünf Schritte weit vor mich hinſah; von Weg keine Spur; kein gaſtliches Licht, ſo weit ich blickte; nur phantaſtiſch gebogene Äſte, wie verkohlte Arme über mir, und ſchwammiges Moos unter mir, und ringsumher ſchauerliches Säuſeln und Rauſchen und Kniſtern, von eintönigem Tropfenfall unterbrochen. Ein Baumſtrunk, von welchem mich ebenfalls nur mein Fuß in Kenntniß ſetzte, mit dem ich heftig anſtieß, lud mich zur unheimlichen Raſt ein. Ich ſchickte meine rufende Stimme weit hinaus nach allen Richtungen; aber nur der Widerhall antwortete mir; ich wollte mir die Grillen mit einem Pfeifchen vertreiben; aber Ta-

back und Schwamm waren so durchnäßt, daß sie mir den Dienst versagten. In der unbehaglichsten Stimmung von der Welt ließ ich mich auf meinem einsamen Sitze nieder. Ich hätte nun wohl als Physiker Betrachtungen über Temperatur, Luftströmung, Elektrizität anstellen, hätte wohl auch an meinen eigenen Puls einen Beitrag zu meiner Dissertazion de febribus intermittentibus finden, hätte an die ganze Vergangenheit, an meinen Freund, der nun gewiß in einer bequemeren Nachtherberge meiner dachte, mich recht lebhaft erinnern, hätte sinnen und dichten können, — aber mir verging zu Allem die Luft, und der Gedanke, eine ewige Nacht in dieser Lage zubringen zu müssen, verdrängte jeden anderen, und trieb mir das Blut siedheiß gegen den Kopf. Ich verhielt mich so ruhig, als ob ich dem Walde nicht verrathen wollte, daß ich hier sei, und er mit all' den unliebsamen Erscheinungen, die solch' ein Wald in der Nacht darbietet, mich möglichst verschonen möge. Allein gerade, wenn man nicht auffallen will, wird man bemerkt, und so spiegelte denn auch mir der übergefällige Wald, zur unerwünschtesten Abwechselung, allerlei Spuk und Mummenschanz vor, daß ich in einem fortwährenden Wechsel von Hitze und Kälte dasaß.

Auf einmal hört' ich Geräusch hinter mir; ich blickte, mit sträubenden Haaren, um, und sah zwei Lichtlein auf mich zukommen. Ein eisiger Schauer überlief mich. „Ein Wolf!“ rief es in mir, und meine Kniee schlotterten. Ich hatte nichts, als meinen Wanderstock, aber selbst der entfiel mir, als die Lichtlein immer näher tanzten.

Doch plötzlich, — wer ſchildert mein Entzücken? — plötzlich vernahm ich etwas, wie eine Menſchenſtimme. — „Menſchen, Menſchen!“ — Der Gedanke ſtachelte all' meine Lebenskraft mit einem Male wieder auf. Ich dachte nicht an Räuber, nicht an Wildſchützen, nicht an Schmuggler, — nur an den Namen Menſch — o wie wohlklingend in dieſer unendlichen Einſamkeit. — „Hierher, hierher!“ ſchrie ich aus vollem Halſe, als die Lichtlein ſeitwärts auszubeugen ſchienen. Man hatte mich gehört, man kam auf mich zu. — „Wo?“ antwortete eine Männerſtimme; die Lichtlein waren zwei Kerzen in einer Laterne.

„Ich komme ſchon!“ rief ich, meinen Stock aufraffend, und ſtürzte durch Dick und Dünn auf die Erſcheinung zu. Als ich ihr ſchon ganz nahe war, ſchallte plötzlich ſilberhell ein Glöcklein durch den ſchweigenden Wald. Die Erſcheinung hob die Laterne, und ich bemerkte beim Schimmer derſelben nebenan einen Prieſter im Chorhemde, welcher ſegnend, wie zum Schutze gegen den Unbekannten, der ihm hier entgegentrat, das Venerabile erhob. Nie hatte ich die Gegenwart des Allmächtigen, der durch Nacht und Ungewitter dem Gläubigen mit ſeinem Troſte naht, ſo lebhaft empfunden, als in dieſem Augenblicke. Im Gefühle der tiefſten Andacht, mit dem wonnigen Bewußtſein, jetzt ſicherer zu ſeyn, als wenn in feſter Burg mich hundert Söldlinge bewachten, ſank ich auf's Knie, und empfing den Segen der Kirche mit entblößtem Haupte. Und aus zerreißendem Gewölke trat der Mond hervor.

Nach hingenommenem Prieſtergruße begrüßte mich der unerwartete Befreier erſt als Menſch.

„Sie haben ſich gewiß verirrt?“ ſprach er. Seine Stimme klang mir bekannt; ihm — die meinige. Seltſames Wiederfinden! Es war der wackere Pfarrer, deſſen Haus ich am Morgen verlaſſen hatte. Sein Sprengel reichte ſechs Stunden weit in's Gebirg hinauf, und er war eben im Begriffe, einem ſogenannten Kleinhäusler an der äußerſten Grenze desſelben die letzte Wegzehrung zu bringen.

„Ich kann nicht weilen,“ — entſchuldigte er ſich — „meine Pflicht ruft mich; der Arme, welcher nach dem Herrn verlangt, ſoll recht übel ſeyn. Zurückfinden können Sie durch den dichten Wald nicht, wenn noch ſo heller Vollmond wäre; auch führt von dieſer Seite kein Steig unmittelbar auf die Straße hinaus. Ich weiß Ihnen nicht anders zu rathen, als daß Sie mit mir kommen; in einer kleinen halben Stunde ſind wir bei der Hütte des Kranken, wo Sie wenigſtens ein Obdach finden, bis der Morgen graut.“

Ich wäre nicht mehr von ſeiner Seite gegangen, und wenn es noch ſtundenweit geweſen wäre. Schweigſam ſchritt ich hinter ihm fort; denn es dünkte mich unſchicklich, ihn auf ſeinem heiligen Gange durch vorlaute Fragen zu ſtören.

Er kam meiner Schüchternheit liebreich zu Hilfe. — „Sie müſſen gewaltig im Gebirge herumgeirrt ſeyn,“ — ſprach er „daß ich Sie einholte. Man rechnet vom Pfarrhofe bis hierher gewöhnlich fünf Stunden und etwas darüber. Ihr Fehlgang hat Ihnen wenigſtens drei Stunden gekoſtet. Nun — der liebe Gott weiß, wozu es gut iſt. Sie ſind ja, wie Sie mir ſagten, Mediziner; vielleicht können Sie bei dem

armen Waldbauer noch etwas Gutes ſtiften. Gewiß liegt er ohne ärztliche Hilfe dahin; denn das iſt bei uns ſo Gewohnheit, daß man eher den Prieſter holen läßt, und dann erſt einen Arzt. Ich that dieſen Gang ſchon zu Manchem, der jetzt noch an jedem Sonntage zu meiner Predigt kommt!“

Dieſer Gedanke zündete ſo plötzlich in mir, daß ich keine Müdigkeit mehr verſpürte, ſondern den Pfarrer ſelbſt bat, ſeine Schritte zu beſchleunigen.

So leidenſchaftlich ich mein Fach betrieb, ſo war ich keiner jener kurirſüchtigen Schüler des Hippokrates, welche, wenn ſie kaum gelernt haben, wie man den Puls fühlt, gerne Jeden, dem ſie begegnen, krank machten, um ihm verſchreiben zu können; noch weniger dachte ich an das beliebte: „Faciamus experimentum in corpore vili!“ — Aber die Möglichkeit, mit meinen wenigen Kenntniſſen einem armen, verlaſſenen Menſchen vielleicht Linderung zu gewähren, begeiſterte mich eben ſo ſehr, als mich der Zweifel, ob ich nicht einem zu gewagten Verſuch entgegen ginge, beſorgt machte. Es war ja der erſte Pazient, an deſſen Lager ich ſelbſtthätig, ohne den leitenden Wink eines erfahrenen Mentors, treten ſollte.

Jetzt waren wir an Ort und Stelle. Eine anſehnliche Bauernwohnung, deren Fenſter erleuchtet waren, ſtand auf einem Lichtſchlage vor uns. Der Knecht, welcher den Pfarrer abgeholt und Meßnerdienſt verrichtet hatte, gab mit dem Glöcklein das Zeichen, und alſogleich kam man uns aus dem Hauſe mit Licht entgegen. Wir traten ein. Im Hintergrunde der reinlichen Stube lag der Kranke halb aufgerichtet; ſeine wei-

nende Familie empfing den Prieſter auf den Knieen. Mit feierlicher Andacht, ohne der nöthigen Eile Abbruch zu thun, ward die heilige Handlung verrichtet.

„Jetzt kommt es an Sie!“ ſprach der Pfarrer zu mir, und wendete ſich dann zu den Hausleuten: „Ich hab' euch einen Doktor mitgebracht, den mir der liebe Gott ſelbſt in den Weg führte. Er wird gewiß ſein Möglichſtes thun, dem wackeren Vater Martin zu helfen; nur müſſet ihr ihm folgen, und thun, was er ſagt. Auch hab' ich zur Vorſorge meine kleine Handapotheke mitgenommen; vielleicht enthält ſie etwas, womit er euch Erleichterung verſchaffen kann.“ — Mit dieſer letzten Anmerkung hatte mir der vorſichtige Prieſter einen ſchweren Stein vom Herzen gewälzt; aber auch der allſeitige Eindruck, den mein Erſcheinen ſichtbar auf die Familie machte, diente mir zu großer Ermuthigung.

Mit einem Gefühle, welches für Gebet gelten konnte, trat ich an's Bett des Kranken. Er war ein Mann im beſten Alter, von rüſtigem Körperbau. Ich fand ihn in halbſitzender Stellung, mit erhitztem Geſichte, kurz aufathmend, von heftigem Huſten gequält, nach welchem er Blut auswarf. Sein Puls arbeitete im höchſten Fieber. Er klagte, mit ſchwacher, angeſtrengter Stimme, über Beklemmung, Unruhe und ſtechenden Schmerz auf der linken Seite. Eine Pneumonia (Lungenentzündung) war angezeigt; die Erzählung des Bauernweibes, wie er zu dem Übel gekommen, ließ keinen Zweifel übrig. Sobald er zurückſank, verfiel er in Schlaftrunkenheit und Irrereden. Die Krankheit hatte eben den Kulminazionspunkt er-

reicht; — wenn etwas retten konnte, ſo war es ein Aderlaß. In Ermangelung eines chirurgiſchen Inſtrumentes mußte mein Taſchenmeſſer helfen.

Ich hatte indeß meine naſſen Kleider abgeworfen, und die trockenen angezogen, welche mir die Familie bereitwillig darbot. An's Schlafen dachte ich gar nicht; mein Pazient nahm mich zu ſehr in Anſpruch. Der Pfarrer übergab mir ſeine Hausapotheke, deren Umfang, ſo viel mir ein raſcher Überblick zeigte, für den augenblicklichen Bedarf hinreichte, und begab ſich für ein Paar Stündchen zur Ruhe. Der Kranke war ruhiger geworden; ein Blaſenpflaſter ſchien zu wirken; gegen Morgen fing ſogar ein wohlthätiger Schweiß ſich einzuſtellen an. Mit dem Befehle, mich zu wecken, wenn er unruhiger würde, warf ich mich ebenfalls auf die Ofenbank hin, und ſchlief einige Zeit recht erquicklich.

Schon war es ziemlich hoch am Tage, als ich erwachte. Der Prieſter ſaß bereits am Bette des Kranken; ich eilte beſorgt hin. — „Bravo, Doktor!“ — ſprach jener leiſe, mir die Hand ſchüttelnd, — „Ihr Aderlaß hat ihn gerettet. Er liegt ſchlummernd in ſtarker Tranſpirazion; ich zweifle nicht, daß die Kriſis bereits eintrat.“

„Ich darf hoffen!“ — erwiederte ich freudig, nachdem ich des Kranken Puls geprüft. — „Wie ermunternd wär' es für mich, wenn meine erſte Kur gelungen wäre!“

Der Himmel machte mir dieſe ermunternde Freude wirklich. Schon unter Tags fing der Pazient ſich zu erholen an; ſeine geſunde Konſtitution wirkte thätiger

als alle kühlenden Mischungen mit Salmiak und Salpeter. Der Pfarrer mußte seinen Amtsgeschäften nachgehen, und trennte sich herzlich schwer von mir, erst durch mein Versprechen befriedigt, ihn ja gewiß noch zu besuchen, eh' ich meinen Pazienten verließe, welchen ich, vor dem Eintritte der ausgesprochenen Besserung, nicht unerfahrenen Händen allein anvertrauen wollte. Drei Tage blieb ich so in dem Bauernhause; endlich nahm ich, von den Segenswünschen der Familie begleitet, Abschied, und ließ mich vom jüngsten Sohne des Hauses zum Pfarrhofe geleiten. Erst jetzt sah ich ein, in welchem Labyrinthe mich damals Nacht und Wetter umhergehetzt hatte.

„Sonderbar! In demselben Hause, wo ich einen alten Freund vielleicht für Lebenszeit verloren, warb ich nach vier Tagen einen neuen, von dem ich nach einer Woche, — (denn eher ließ mich der treffliche Mann nicht fort) — mich fast eben so schwer trennte, als von dem lieben Jugendkameraden, dem ich mein ganzes Abenteuer eigentlich verdankte.“

„Kann ich denn meinen Weg durchaus nicht an Martins Hause vorüber einschlagen?“ fragte ich den Pfarrer.

„Wenn Du Dir einen zweistündigen Umweg gefallen lassen willst,“ — versetzte mein neugeworbener Bruder, — „so geht's wohl. Aber da muß ich Dich geleiten; und „i moanad schier,“ ich könnte es besser, als jener erste Führer aus meinem Sprengel. Ich werd' es so einrichten, daß wir bei Vater Martin Mittagrast halten können.“

„Deſto beſſer!“ rief ich, und ſchickte mich wohlgemuth zur Wanderung an.

Es war ein rührender Anblick, im Freien, unter einer alten, ſchattenden Eiche, die Familie am ländlichen Mahle zu ſehen, welches bereits der Rekonvaleſzent mit uns theilte. Überreich an Eindrücken und Erinnerungen verließ ich die Gegend, die mir ſo intereſſant geworden war, und widmete mich, in die Stadt zurückgekehrt, meinen Studien mit doppeltem Eifer und froherer Hoffnung, denn ich hatte ja eine ermunternde Bürgſchaft des Gelingens in meiner erſten Kur.

Die Zwillinge.

Im netten Theatergebäude des Städtchens, das ich durch längere Jahre bewohnte, war eine gewählte Gesellschaft versammelt, um sich einen langen Karneval-Abend durch gesellige Unterhaltung zu verkürzen. In kleinen Ortschaften sind alle Gesichter stereotyp: was daher nicht in die gewohnte Form paßt, erregt, als fremd, augenblicklich Aufsehen und die unschuldige Neugier, zu wissen, wer das unbekannte Individuum sey.

So ging es auch mir, als ich, am Arme eines mir bekannten Offiziers einen wohlgebildeten, elegant gekleideten jungen Mann eintreten sah, an dessen Züge ich mich nicht von früher her erinnern konnte. Sein edles Profil, sein dunkles Haar, sein männlicher Schnurbart, vor Allem aber sein sprechendes Auge und sein freundlicher Anstand fielen bald allgemein auf, und das Geflüster: „Wer ist der schöne junge Mann?“ lief von Mund zu Mund, namentlich unter der weiblichen Gesellschaft. Um dem laut gewordenen Wunsche einiger Damen zu genügen, und zugleich meine eigene Neugier zu befriedigen, näherte ich mich unvermerkt dem Offiziere, in der Absicht, durch ein mit ihm angeknüpftes Gespräch auch von dem Gaste, den er mitbrachte, etwas zu erfahren. Er kam aber meinem Versuche schon auf halbem Wege zuvor, und eilte mir, seinen Begleiter nach sich ziehend, mit den Worten: „Da ist ja der Mann, den wir suchen!“ entgegen.

Nach einigen wechſelſeitigen Formalitäten (bei denen ich mich beiläufig geſagt, immer höchſt hölzern und befangen ausnehme) kamen wir in's Geſpräch, und ich erfuhr in Kürze mehr, als ich eben zu erfahren gedachte. Der junge Mann war Friedrich St..., Zollbeamter bei einem Gränzpoſten gegen unſere öſtl. Nachbar-Provinz. Er verſicherte mir mit vieler Artigkeit, daß ihn hauptſächlich der Wunſch, mich perſönlich kennen zu lernen, veranlaßt habe, ſich, wie er beſcheiden ſich ausdrückte, in unſerem Zirkel einzudrängen. Er kenne mich bereits lange aus meiner literariſchen Wirkſamkeit, indem die Erinnerung an meinen Namen in die erſten Jahre ſeiner Studienzeit zurückreiche. Seine Mutter, der er die Hinweiſung auf meine Produkte zunächſt verdanke, könne mir nicht ganz unbekannt ſeyn. Sie lebe jetzt bei ihm als Witwe und heiße nach dem Namen ihres zweiten Gatten Kitty H..., unter welchem Namen ſie Einiges durch die Preſſe, theils in Journalen theils in ſelbſtſtändigen Werkchen bekannt gemacht habe. In der That war ich durch den Antheil, welchen ich vor etwa 13 Jahren an einem Wiener-Zeitblatte nahm, mit dieſer beſcheidenen Schriftſtellerin in briefliche Verbindung getreten. Der Wechſel der Verhältniſſe und ſpäterhin die Veränderung meines Aufenthaltortes unterbrachen, wie manche andere, auch dieſe Korreſpondenz. Um ſo erfreulicher war es mir nun, aus dem Munde ihres Sohnes zu erfahren, daß Zeit und Entfernung der Theilnahme dieſer achtbaren Frau keinen Abbruch gethan, und daß ſie meinem literariſchen Wirken bis auf die neueſte Periode, die mich ihr wieder um einige Meilen näher brachte, mit freundlicher Empfänglichkeit

ihre vollste Aufmerksamkeit geschenkt habe. Unter solchen Prämissen war ein herzlicheres Begegnen zwischen ihrem Sohne und mir leicht und schnell herzustellen. Wir verlebten einen recht genußreichen Abend miteinander, und auch die übrige Gesellschaft fand, durch meine Annäherung an den liebenswürdigen Gast, hinlängliche Befriedigung ihrer Neugierde.

Am kommenden Morgen, wo ich von dem neugeworbenen Freunde Abschied nehmen mußte, gab ich ihm ein Schreiben an seine Mutter mit, in welchem ich die unterbrochene Bekanntschaft wieder anzuknüpfen suchte, und sie unter Einem um Beiträge zu einem literarischen Sammelwerke ansprach, dessen Herausgabe ich seit Jahren besorge.

Nach nicht gar langer Frist erhielt ich ein Rückschreiben, welches mir in mehrfacher Beziehung ein werthes Andenken ist. Es lieferte mir nämlich einerseits einen Beleg für die edle Gesinnung der achtbaren Schriftstellerin und gönnte mir anderseits einen interessanten Blick in den Roman ihres Lebens. Letzterer war mir zu überraschend, als daß ich der Lesewelt eine Erzählung vorenthalten könnte, welche sie mir in wenigen Zeilen mit rührender Offenherzigkeit mittheilte. Es läge darin sogar ein Stoff zu einem schönen Gedichte, welches sie gewiß selbst schon zu Tage gefördert hätte, wenn die Erinnerung sie nicht zu lebhaft angriffe. Auch glaube ich, daß hier die schmink- und schmucklose Darstellung das schönste Gedicht sey. Das Ereigniß ist folgendes:

Kitty lebte mit ihrem ersten Gatten glücklich und zufrieden, er war jung, schön, gut und verständig; sie fühlte an seiner Seite keinen anderen Wunsch,

als daß Gott ihr ihn lang erhalten möge. Bald segneten drei Pfänder der Liebe, in kurzen Zwischenräumen, den schönen Bund. Aber das Schicksal verwandelte seine verschwenderische Milde bald in Grausamkeit. Es schien den Eltern die Freude des Besitzes nur gegönnt zu haben, um sie den Schmerz des Verlustes kennen zu lehren. Im Verlauf weniger Monden raffte nämlich der Tod ein Kind nach dem andern hinweg, und die Eltern standen wieder einsam, nur hingewiesen auf die Hoffnungen, welche unter dem Herzen der tiefgebeugten Mutter einem neuen, wenn gleich kargen Ersatz entgegen reiften. Allein der Prüfungen letzte war noch nicht gekommen. Unerwartet ergriff ein plötzliches Siechthum auch den Vater, und warf ihn auf's Krankenlager. Tiefgebeugt saß die trauernde Gattin neben seinem Bette und sah seine Kräfte von Stunde zu Stunde sichtbar schwinden. Schon gab der Arzt jede Hoffnung auf, und bereitete die Unglückliche langsam auf den bevorstehenden unabwendbaren Streich vor, der ihrem Herzen nicht nur einen innigst geliebten Gatten, sondern auch dem Kinde, was sie nun bald zur Welt bringen sollte, einen zärtlich besorgten Vater rauben würde. Die bittere Stunde kam; sanft entschlummerte der Kranke in ein besseres Leben.

Es war für Kitty ein namenloser Schmerz. Nur das Gefühl, Mutter zu seyn und einem aufkeimenden Leben sich erhalten zu müssen, verlieh ihr Fassung und gläubige Ergebung in Gottes strengem Willen. Nicht lange nach dem schmerzlichen Verluste erschien der Augenblick, wo sie ihrer süßen Bürde ledig werden sollte. Die Fügungen des Himmels sind in der That oft wunderbar und unbegreiflich! Das arme Men-

ſchenherz wird bisweilen von der höchſten Trauer ſo raſch hinübergeriſſen in die unerwarteſte Wonne, und aus dieſer wieder eben ſo ſchnell in das tiefſte Leid geſchleudert, daß es an ſich ſelber irre wird, und keinen anderen Anker hat, als den Glauben, um nicht in banger Zweifelſucht zu verſinken. So ging es auch der armen Witwe Kitty. Kaum erholt von der Wunde, die ihr der Tod ihres Gatten geſchlagen, genoß ſie jetzt das wehmüthige Glück, zwei Knaben an Mund und Bruſt zu drücken. Der Eltern lieblich verſchmolzene Züge lächelten ihr aus holden Zwillingsgeſichtern entgegen, und in wonniger Überraſchung vergaß ſie beinahe, daß die guten Kindlein arme vaterloſe Waiſen ſeien. Uneingedenk der ſchmerzlichen Vergangenheit hatte ſie jetzt nur Augen für das Wunder der Natur, welches beide Knäblein einander ſo ähnlich geſtaltet hatte, daß Niemand auch nur den kleinſten Unterſchied gewahr wurde. Man ſprach in der ganzen Stadt davon; Alles drängte ſich mit neugieriger Theilnahme herzu, um die Neugeborenen anzuſtaunen; Alle ſprachen die Überzeugung aus, daß es unmöglich ſei, ein Kind von dem andern zu unterſcheiden. Selbſt der Mutter ſcharfes Auge brauchte beſondere Kennzeichen, um ſie nicht zu verwechſeln. Verſchiedenfarbige Bänder an den Häubchen mußten verhüten, daß die Mutter nicht, trotz gleicher Liebe für Beide, zu karg gegen das eine wurde, weil ſie vielleicht, ohne ihren Willen, zu freigebig für das andere ward.

Noch immer konnte ſich Kitty, im Bewußtſein ihres unverhofften Reichthums, nicht zurecht finden, als das Schickſal ſeine Miene plötzlich wieder verän-

derte. Obgleich bei der Geburt ſtark und geſund, wollten die Kleinen doch ſchon am fünften Tage die Bruſt nicht mehr nehmen, das Auge nicht aufſchließen. Nur ihr Pulsſchlag zeugte noch von Leben.

Die Wöchnerin verläßt ihr Bett, und weiht von der Allmacht geſtärkt ihre ganze Sorgfalt, mit Selbſtaufopferung, nur den Kindern. Sie gönnt ſich weder Schlaf, noch Ruhe; ſie ermattet nicht, ſie flößt ihnen mit dem Löffel Milch und Stärkungsmittel ein; umſonſt! Neun Tage der liebevollſten Pflege verrinnen, und noch öffnet ſich das liebe Auge nicht, um der Mutter den Himmel zu zeigen. Keine Regung kommt in die ſchwachen Glieder; ſie liegen wie Leichen. Schon iſt der vierzehnte Tag ihres Scheinlebens bis zur Mittagsſtunde verſtrichen. Der Arzt, eine Freundin und die arme Mutter umgeben das Lager der Zwillinge. Vergebens bemühen die Erſtern ſich, die erſchöpfte Dulderin hinwegzuführen. Sie entwindet ſich krampfhaft ihren Armen, und ruft mit der Reſignazion der Verzweiflung: »Laßt mich! Vom Lager des ſterbenden Gatten riß ich mich los, denn ich war mein Leben dem Weſen ſchuldig, das ich unter meinem Herzen trug! Jetzt habe ich nichts mehr zu verlieren! Ich weiche nicht!«

Da hallten plötzlich die Glocken der Stadt zuſammen zum Mittagsgeläute. Es war wie ein Ruf von oben. Im Ausbruche des höchſten Jammers warf ſich die Mutter zwiſchen den Bettchen ihrer beiden Kinder auf die Knie nieder, faltete die Hände, und betete, das thränenloſe Auge zum Himmel emporgewendet, deſſen hellſter Sonnenſtrahl troſtvoll durch die grünen Fenſtervorhänge hereinfiel, laut und inbrünſtig: »Va-

ter im Himmel! Du ſiehſt mein Leiden! Du biſt aber ein Gott der Gnade, und wirſt einem Herzen nicht mehr auflegen, als es tragen kann! Wenn es Dein Wille iſt, die Kinder hinwegzunehmen, ſo nimm ſie bald; Du haſt ſie mir ja gegeben! — Willſt Du aber barmherzig ſeyn, — ſo ſchenke mir doch Eines!"

Kaum hatte die Mutter dieſe Worte mit frommer Innigkeit und ſeelenerhebender Andacht geſprochen, als ein leiſes Weinen des einen Kindes ertönte, und in einen Schrei endete.

„Gott, es ſtirbt!" rief die Mutter in verzweifelnder Angſt. Forſchend trat der Arzt hinzu, ſah es lang an und ſprach dann mit gerührter Stimme das Himmelswort: „„Freuen Sie ſich, Mutter! Das meldet Hunger; jetzt habe ich Hoffnung!""

Der Arzt hatte Recht, dieſer Knabe genas; der andere folgte in der Nacht darauf ſeinem Vater in's Grab.

Das Gebet der Mutter war alſo hinaufgedrungen zu Gott, und der Allerbarmer gewährte ihrem Herzen, um was es gefleht hatte.

Das von Gott erbetene Kind, jetzt ſchon ein Mann in den Dreißigen, iſt jener wohlgebildete Friedrich St..., deſſen Bekanntſchaft ich an jenem Karneval-Abend gemacht habe.

Ich könnte ohne Scheu den vollen Namen der Mutter und des Sohnes mittheilen, denn in ihrer Zuſchrift verwehrte jene mir es nicht; aber das rein Menſchliche bedarf nicht des Namens, um in gefühlvollen Herzen Anklang zu finden.

Inhalt.

		Seite
I.	Die weiße Rose	1
II.	Der Kapitalist wider Willen	29
III.	Der Kornett	71
IV.	Die große Woche	93
V.	Schuld und Wahn	111
VI.	Fra Pizzo	155
VII.	Der alte Deserteur	187
VIII.	Die feindlichen Nachbarn	205
IX.	Die Blaue	241
X.	Juana	253
XI.	Die erste Kur	301
XII.	Die Zwillinge	325

Kürzlich erschien im Verlage

von

A. Pichler's sel. Witwe in Wien,

Stadt, Plankengasse Nr. 1061

und ist daselbst, wie in allen Buchhandlungen des In- und Auslands zu haben:

Der

Zeit-Bilder

von

Caroline Pichler

zweiter (letzter) Band.

8. Wien 1841, mit 1 Kupfer von Weiß, 482 Seiten, im Umschlag broschirt 2 fl. C. M.

Dieser Band enthält die Rubriken: **„Wien in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts"** und **„Wien in der gegenwärtigen Zeit."**

Jeder der beiden Bände bildet übrigens ein Ganzes für sich und wird separat abgegeben. Im ersten ist **„Wien in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts"** dargestellt.

Dieses Buch wird in einer geachteten Zeitschrift folgendermaßen besprochen:

„Nicht ohne gerechten Stolz dürfen wir diese fruchtbare Dichterin einen Stern unserer vaterländischen Literatur nennen, der im Lichtverbande mit wenigen anderen dem poesiereichen Seinelande, wie dem hochmüthigen Britishman, vor der segensreichen Aufklärung des geistigen Himmels Oesterreichs Achtung einflößte. Mit derselben rastlosen Sorglichkeit, mit demselben edlen Streben, mit welcher Frau von Pichler die Classicität und den Adel der Schreibart ihres ersten Werkes: „Leonore" großzog, sehen wir auch den zweiundfünfzigsten Band ihrer Muse vor unsern Blicken zur Vollkommenheit gediehen; — da ist keine Kapriole des Styles, kein Pünktchen romanhafter

Schminke, keine Spur neuerer, moderner Frivolität oder Ultramanie der Ideenverzweigung, keine unnatürliche Spannung aller Gefühlsnerven — Alles trägt hier den Typus ruhiger Würde, weiblicher Zartheit und einer edlen Gestaltung, welche sich in den geheimsten, geistigen Schachten, wie in der äußeren Form des Buches, als das Gepräge eines sich stets gleich bleibenden, über alle Auswüchse der Mode im rationellen, wie im materiellen Leben erhabenen Geistes darstellt. — So charakteristisch muß sich eine gediegene Erscheinung in der Literatur geben, um ihre ansprechende Originalität vor jedem Vorwurfe der Entlehnung, der Nachäffung, des zwitterhaften Schwankens zu verwahren und allein da zu stehen, eine kräftige, ehrwürdige Eiche, inmitten des Waldes der Tausende moderner Sprößlinge, duftiger Akazien und schlanker Pappeln, flisternden Hollunders und prächtiger Rosenbäumchen."

„Als Romanendichterin insbesondere, in welcher Dichtungsart Frau von Pichler den blendendsten Glanz eines ruhmvollen Rufes errang, verfolgt ihre Feder eine ganz eigenthümliche Bahn. Eine gründliche Kenntniß des menschlichen Herzens, besonders ein tiefer Blick in die zarten, gefühlvollen Mysterien weiblicher Empfindungen und Ideenassociationen — bei der Mehrzahl ihrer Romane ein interessanter historischer Hintergrund, und ein musterhaft reiner, mit der Sprache und dem Umgange der feineren Welt vertrauter Styl, der sich zuweilen vielleicht mehr, als nöthig, zur Ausführlichkeit neigt, — dieß sind die Erkennungspoinsten eines Pichler'schen Romanes."

„Der vorliegende zweite Band der „Zeitbilder" theilt sich in zwei Hälften, nämlich: I. Wien in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, und II. Wien in der gegenwärtigen Zeit. Der erstere Theil liefert uns durch die Vorführung eines Familienlebens eine Schilderung von der Geschichte, den Sitten und Gewohnheiten der damaligen guten, alten Zeit; im Letzteren erblicken wir die Söhne, Töchter und Enkel der obigen Familie als handelnde Personen der Jetztzeit, d. h. jener kunstsinnigen, ästhetischen, modesüchtigen Rococo-Epoche, welche, in ihren überromantischen und hochlyrischen Gebilden erkennbar, mit Lokomotivgebrause täglich an uns vorüberschwirrt. — Zugleich ist die erste Hälfte dieses Bandes eine Art von Fortsetzung der Erzählung des ersten Bandes der „Zeitbilder".

Schon der Titel der ersten Abtheilung des vorliegenden Bandes läßt durch die historischen Ereignisse, welche sich in dieser Epoche für Wien, Oesterreich, ja — ganz Deutschland zutrugen, auf Interesse hoffen, und der Leser sieht hierin seine Erwartungen vollkommen befriedigt. Von der zweiten Abtheilung führen wir, zur gründlicheren Bekanntmachung mit derselben, der geschätzten Verfasserin eigene Worte an, mit welchen sie sich in der bescheidenen Vorrede äußert:

„Die letzte Periode, welche in unseren Tagen, d. h. „seit dem Jahre 1830 spielt, diesem großen Wendepunkte „unsers sittlichen, industriellen und geselligen Zustandes, er„mangelt ganz des historischen Reizes bedeutender Ereig„nisse, und gerade diese zeitliche Nähe des Schauplatzes übt „noch einen zweiten nachtheiligen Einfluß auf die Darstel„lung. Um alle möglichen Deutungen und Beziehungen bei „einem Bilde, das unsere Gegenwart vorstellt, zu vermeiden, „mußte Vieles in den Bezeichnungen der Zeiten, der Orte, ja „selbst der Charaktere mehr im Unbestimmten gehalten wer„den, was, wie ich wohl fühle, der Lebendigkeit und Schärfe „der Zeichnung Schaden thun muß. Eben so wenig durften, „wie in jener mittleren Epoche, ausgezeichnete Geister der „Jetztwelt auftreten, wie dort Frau von Staël, Collin, „Werner u. s. w. Einen oder den andern Lebenden vor„zuführen, wäre mißlich gewesen, und es würde vielleicht „Keiner dafür gedankt haben; sie aber bloß zu nennen — „hätte eine Uebersicht Aller erfordert, welche dem Interesse „des Buches fremd geblieben wäre. So erachtete ich es für „das Beste, gar Keines zu erwähnen, und muß aber nun „von dem Urtheile des Publikums erwarten, ob diese schüch„terne Behandlungsart dem Eindruck des Ganzen nicht ge„schadet hat.“

In so fern man dem Kritiker das Vertrauen schenkt, das Urtheil des Publikums, mindestens in ästhetischer Beziehung, repräsentiren zu dürfen, können wir nur gestehen, daß Frau von Pichler hier von allen Wegen den zartesten einschlug, da es immer eine gefährliche Sache bleibt, in novellistische Dichtungen große literarische Namen der Gegenwart zu verweben; nur zwischen verblichenen Heroen der Poesie endet jede Rivalität; daher schon der Römer sehr sinnig bemerkte: „Nemo ante mortem beatus,“ und: „In patria nemo propheta!“ — Die Ver-

fasserin löf'te diese schwierige Aufgabe mit gewohnter anmuthiger Sicherheit.

Da es nicht am Platze wäre, den Gang der Handlung beider Romane, die bloß geschaffen wurden, um mit leichterer Application die Tendenz der Zeitschilderung zu verfolgen, hier eines Langen und Breiten wieder zu erzählen, so konnen wir uns, nach vorhergegangener genauer Charakteristik des Buches und seiner Schöpferin im Allgemeinen, schließlich nur auf die Versicherung beschränken, daß nicht bloß die treffenden Bilder von dem Wiener Leben vor dreißig Jahren und darüber, wie sie die Verfasserin zu jener Zeit selbst in ihr empfängliches Gemüth aufnahm, zumal dem Jüngeren Reiz gewähren, der damals in den goldenen Träumen seiner zartesten Kindheit schlummerte, sondern daß auch die Dichtung der Novellen den Geist des Lesers angenehm unterhalten werden.